



auftrag

Februar 1986

151/152

3	Weihnachten	
4	Heilendes Fasten	<i>Helmut Fettweis</i>
7	Kirche	
	Maria, Zeichen des Heils im Christusgeheimnis	<i>Johannes Cofalka</i>
30	A.M.I. — Pressemeldung	<i>H.F.</i>
31	Friedrich von Spee — Priester, Dichter, Kämpfer...	<i>Lothar Groppe</i>
44	Die Liebe des Priesters!	<i>W.K.</i>
47	Mein Gebetbuch	<i>H.F.</i>
48	Deutsche Kommission Justitia et Pax	
50	200mal Briefe an die Soldaten	
	In fast eigener Sache	
53	Um den Humor in der Kirche	
	Der Narr in der Kirche	<i>Heinrich Bückner</i>
55	Erika schwingt das Familienzepter	<i>Arthur Schopf</i>
57	Frieden — Bundeswehr	
	Weltfriedenstag 1986	
	Internatinaler Soldatengottesdienst Köln	<i>H.F.</i>
58	Predigt	<i>Joseph Höffner</i>
66	Weltfriedenstag in Bonn	<i>H.F.</i>
68	Festvortrag	<i>Manfred Wörner</i>
75	Wort des Standortpfarrers	<i>Martin Patzek</i>
76	Schlußwort	<i>Elmar Maria Kredel</i>
78	Gedanken zur Feier des Weltfriedenstages	<i>Karl-Wilhelm Becker</i>
81	Tradition	<i>Elke A. Fettweis</i>
83	Carl von Clausewitz und die Philosophie des Krieges	<i>Karl-Wilhelm Becker</i>
99	Sicherheitspolitik auf dem Prüfstand...	<i>Norbert M. Schütz</i>
106	Staat und Gesellschaft	
	Ein schwieriges — trauriges — Erbe	<i>Martin Heger</i>
107	Ein kluges Volk	<i>Hansjosef Theyßen</i>
108	Neue Armut?	<i>Elke A. Fettweis</i>
109	Das Mahnmal der Vertriebenen	<i>Hans Bahrs</i>
110	Eine politische Stiftung stellt sich vor	<i>E. A. F.</i>
112	Presse — Medien	
	36. Jahresversammlung der AKP	<i>Wilhelm Lehmstämpfer</i>
118	Jahrestagung der GKP	<i>H.F.</i>
119	Pressekonferenz ZdK	
120	Seminar der AKP für Chefredakteure und Verleger	
	Diabolos am Werk?	<i>Walter Karsch</i>
124	Neues vom Fehlerteufel	<i>H.F.</i>
125	Aus GKS und PGR	
	Ulm	<i>Eckart Laskowski</i>
133	Bonn	<i>Hiltrud Thye</i>
	Hammelnburg	<i>Eva Albert</i>
134	Passau	<i>Eduard Kufner</i>
135	Flensburg/Mürwik	<i>Günter Thye</i>
	Kirche in Bedrängnis	<i>Kurt-Josef Wielewski †</i>
138	Aus der Weiten Welt	
	Südafrika im Notstand	<i>Karl Breyer</i>
141	Santiago/Chile	<i>Eudardo Cano</i>
143	Südafrikas Kirchenrat spricht vom Bürgerkrieg	<i>Karl Breyer</i>
145	Informationen aus Kirche und Welt	
152	Wer trägt die Schuld?	<i>paul roth</i>

Weihnachten

Liebe Leserinnen und Leser!

Die Zahl der guten Wünsche zu Heft 150, der Segenswünsche zum Weihnachtsfest und zum neuen Jahr — aus dem In- und Ausland —, die diesmal in der Redaktion eintrafen, übersteigt den Umfang der bisher üblichen Zusendungen. Diese gute Post ist so erheblich, daß es leider nicht mehr möglich ist, allen Einsendern persönlich zu danken. Wir sind ja nur ein kleines Team.

Seien Sie also nicht böse, wenn wir auf diesem Wege sagen, daß wir uns sehr gefreut haben, daß wir Ihnen allen für die guten Wünsche danken und ebenfalls für Sie alles Gute erbitten.

Ihre Redaktion

Heilendes Fasten

Noch ist der Jubel der Engel zur heiligen Nacht kaum verhallt, da weist unsere Mutter Kirche bereits auf die Zeit des Todes Christi hin.

Wie verträgt sich aber die Botschaft: „Fürchtet euch nicht, denn ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll: Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Messias, der Herr“ (Lk 2,11, 12), mit der kommenden Fastenzeit?

Will die Kirche etwa mit dem Anruf zum Fasten die eben geschenkte Freude wieder vermiesen?

Mitnichten. Sie will an unser Eingebundensein in diese Welt erinnern und an den Weg, der aus der Gefangenschaft in Sünde und Not herausführt. So werden Sie in diesem Heft zwei Artikel finden (S. 53 und S. 55), die zeigen sollen, daß in der Kirche Humor und Freude ihren Platz haben. Sie werden aus den Meßtexten auch den Jubel erkennen, der ob der Erlösung durch Christus herrscht.

Aber all das muß aus der Realität des menschlichen Lebens gesehen werden.

Das unerklärbare Geheimnis ist der Sündenfall des Menschen. Seit dem Fall des Menschen im Paradies lebt der Mensch in einem gestörten Verhältnis zu Gott:

- „da geriet ich in Furcht“ (Gen 3,10)
- „viel Mühsal bereite ich dir . . .“ (Gen 3,16)
- „So ist verflucht der Ackerboden . . .“ (Gen 3,17)
- „Im Schweiß deines Angesichts . . .“ (Gen 3,19)
- „Denn Staub bist du, zum Staub mußt du zurück“ (Gen 3,19).

Aber Gott verließ seine Schöpfung nicht. Gott sorgte sich um Noah (Gen 6,9—7,16) und das Überleben der Menschen und Tiere.

„Der Herr erschien Abraham bei den Eichen von Mamre“ (Gen 18,1). Er machte ihn zum Stammvater eines besonderen Volkes.

Immer wieder setzte Gott in heiligen Männern und Frauen den Menschen Zeichen — seiner Macht und seiner Gnade.

Eines Tages bot dann Gott dem Volk, das unter den damaligen Völkern durch seinen Glauben an den einen Gott hervorragte, einen Bund an (Ex 33,7—34,35). Heilige Propheten mahnten immer wieder und erinnerten an die Sünde und ihre Folgen (vgl. Sir 16,1 bis 23). Dann verhiess Gott den Menschen, allen Menschen, *Sein Wort. Dieses Wort sollte in die Welt kommen, unter den Menschen wohnen und als unüberbietbare Aussage in dieser Welt verkündet werden, bis diese Welt als neue Schöpfung in dem Zustand in Gottes Herrschaft hineingenommen wird, in dem sie von Anfang geplant war.*

Dieses „Wort Gottes“ hat in der Weihnacht die Gestalt des Menschen angenommen, Jesus Christus. Sein Leben und seine Lehre sind der Inhalt unseres Glaubens.

Und ein Teilaspekt dieser heiligen Lehre ist, daß Christus vor großen Entscheidungen fastete.

Matthäus berichtet in 4,2: „Als er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte. . .“ Lukas berichtet in 4,1 diese Tatsache mit fast gleichen Worten.

In Markus 2,20 steht dann: „Es werden aber Tage kommen, da wird ihnen (den Aposteln) der Bräutigam genommen sein; an jenem Tage werden sie fasten.“

Das Fasten war zwar in fast allen Religionen bekannt und hatte in der damaligen Zeit auch eine gesundheitliche Aufgabe und Wirkung.

Wichtiger aber ist hier die geistige Ausrichtung. Das Fasten des Leibes ist nur ein äußeres Kennzeichen für die Fastenzeit der Seele. Sie soll sich all der Dinge enthalten, die das Leben verführerisch machen. Durch diese Eigendisziplin sollen die Gedanken auf das Wesentliche, auf das endzeitliche Heil gelenkt werden. Der Mensch soll versuchen zu erkennen, daß es eine Gewichtung gibt, die über das hinausgeht, was uns alltäglich geboten wird.

Das christliche Fasten soll daran erinnern, daß Gottes Sohn für uns, um unserer Erlösung willen durch die Zeit der Schmerzen, der Erniedrigung hindurch bis zum Tod ans Kreuz seinen Weg gegangen ist.

Er hat die Schmerzen dieser Welt, die körperlichen (Geißelung, Dornenkrone) und die geistigen (Verrat des Judas; Verleugnung des Petrus), auf sich genommen. Er hat gelitten, wie jeder Mensch leiden kann, um des Auftrages willen, diesen Menschen, Teil der Schöpfung, „als Abbild Gottes“ erschaffen, wieder heimzuholen in das Reich Gottes.

In neuerer Zeit wird diese tiefe Schau des Fastens zuweilen verdeckt dadurch, daß man ein „Zweckfasten“ anregt. Man fastet für die Armen in X oder Y. Das ist zwar eine gute Sache, sicherlich zuweilen auch ein Opfer, geht aber am tiefen Sinn des Fastens vorbei.

Mit der Teilnahme am Fasten sollte sich der Mensch klarmachen, daß er ein Sünder ist. Fasten ist daher ein Teil der Buße. Buße aber bedeutet, sich der Sünden bewußt zu werden, Gott um Vergebung zu bitten und Kraft zu sammeln, um mit Hilfe der Gnade den Weg zum Heil zu erkennen und zu begehen. Weiterhin muß er sich ernstlich vorbereiten auf die Krönung der Erlösung, die Auferstehung des Herrn, Jesus-Christus. Und letztlich sollte der Christ sich als Glied der Gemeinschaft der Kirche verstehen, die sichtbares Zeichen der Erlösung auf dieser Erde ist.

Dieses Fasten aber soll sich nicht abspielen „mit finsterner Miene“, sondern in der freudigen Erwartung der Gnade Gottes. Berichtet doch der Evangelist Matthäus (6,16–18) ausdrücklich von dem Wort Jesu in der Bergpredigt: „Wenn ihr fastet, macht kein finsternes Gesicht wie die Heuchler. Sie geben sich ein trübseliges Aussehen, damit die Leute merken, daß sie fasten. Amen, das sage ich euch: Sie haben ihren Lohn bereits erhalten. Du aber salbe dein Haar, wenn du fastest, und wasche dein Gesicht, damit die Leute nicht merken, daß du fastest, sondern nur dein Vater, der auch das Verborgene sieht; und dein Vater, der das Verborgene sieht, wird es dir vergelten.“

Nun ist es mit dem Fasten heute nicht mehr ganz so selbstverständlich wie früher. Fastenspeise Fisch ist fast teurer als Fleisch; Käse und Eier sind auch nicht gerade billig. Also ein Einsparen zugunsten ärmerer Menschen ist dadurch nicht gegeben. Fasten hat heute andere Formen.

Da hat Papst Paul VI. in seinem Motu proprio über die Reform des Bußwesens vom 17.2. 1966 einige Wege gewiesen.

Zum Fasten gehört, daß man in Selbstdisziplin die täglichen Schwierigkeiten geduldig hin- nimmt; daß man seine Pflichten besonders gewissenhaft erfüllt; daß man die Prüfungen des irdischen Lebens Krankheit und Not in Demut annimmt.

Zum Fasten verpflichtet sind alle Erwachsenen vom 21. bis 60. Lebensjahr. Das Abstinenzgebot (Verzicht auf Fleischspeisen) gilt vom 14. Lebensjahr bis zum Lebensende.

Entschuldigt ist, wer durch Krankheit, schwache Gesundheit oder schwere Arbeit gehindert ist. Wer also nicht in vollem Umfang fasten kann, sollte zum Ausgleich *beten* und auf Dinge verzichten, die einem besonders lieb sind. Man soll sich bewußt einschränken im Essen, Trinken und Rauchen. Partys und Tanzveranstaltungen sind zu meiden. Und auch das Anschauen von Fernsehen und Kino sollte man begrenzen.

Fasten soll durch Verzicht Freiheit für Gott bringen. Auch sollte man an diesen Tagen sich besonders der bedürftigen Menschen annehmen. Werke der Nächstenliebe sind angezeigt.

Strenge Fasttage (Verzicht auf Fleischspeise, nur einmalige Sättigung) sind Aschermittwoch und Karfreitag. Die Fastenzeit beginnt Aschermittwoch und endet mit der Feier der Auferstehung Christi.

Es ist an der Zeit, sich der alten guten Übungen unserer Vorfäter im Glauben zu erinnern und durch Einhalten des Fastens auch das christliche Leben wieder stärker zu akzentuieren.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine segensreiche heilbringende Fasten-, eine gnadenreiche Osterzeit und eine Einstimmung in das Jahresthema: „Glaubensbekenntnis — Bekennen des Glaubens im Alltag“.

Ihr Helmut Fettweis

Kirche

Maria, Zeichen des Heils im Christusgeheimnis

*Ereignis des Heils, Mißverständnis oder Ärgernis**

Johannes Cofalka

Vorbemerkung

Seit dem Hirtenwort des Kardinals und Erzbischofs Joseph Frings „zum Abschluß des Marianischen Jahres 1954“ sind über dreißig Jahre vergangen. Manche Hoffnungen haben sich nicht erfüllt, im Gegenteil: weiträumig ist im abendländischen Christentum die Marienfrömmigkeit versiegt. Der letzte Satz des Hirtenwortes ist aber auch heute noch Hoffnung der Kirche: „Was wäre mehr nach dem Wunsch der Mutter, als daß wir durch sie ganze Christen werden nach dem Bilde Christi!“

Inzwischen hat das II. Vatikanische Konzil aus den drängenden „Zeichen der Zeit“ heraus neue Impulse gesetzt. Die Abfassung der Pastoralkonstitution führte schließlich zu einer Gegenüberstellung zweier Auffassungen: In der Abstimmung vom 29. Oktober 1963 war gefragt, „ob die Mariologie in einem eigenen Text darzustellen oder in die Konstitution über die Kirche aufzunehmen sei“ (J. Ratzinger). Die Stimmen für die „Integration der Texte“, d. h. für die Unterordnung der Mariologie unter die „liturgisch-biblische Frömmigkeit“, setzten sich durch.

Beide Vorstellungen müssen sich nicht widersprechen, sie können sogar in ihrer Formulierung und Intention zu einer fruchtbaren Synthese finden.

Das Christusereignis umfaßt auch den sichtbar gewordenen Willen Gottes im Mariengeheimnis.

Gottes Handeln im Christusgeschehen (H. Schürmann), wie es Lukas „mit Sorgfalt“ (Luk 1,3) aus den Überlieferungen der „Augenzeugen von Anfang an“ (Luk 1,2) aufgeschrieben hat, ist auch als Handeln Gottes mit Maria „in der durch den Heiligen Geist gesicherten Tradition zu sehen“.

Maria gewinnt heute durch die Schrift, in Tradition und Lehre der Kirche zunehmend an Bedeutung, wo man es arglos und redlich meint. Das Konzil hat dazu die Weichen neu gestellt. — Wir müssen das Konzil in Pflicht nehmen! Nehmen wir uns alle gegenüber den Geheimnissen Gottes in Pflicht?

I. Einführung

Jedes ehrliche Nachdenken über Maria führt an einen Beginn, an dem jenes Geschehen steht, das sich mit Gottes Willen ereignet hat, besser: „das vom Willen Gottes her seinen Anfang nahm. Der erste Denkschritt könnte damit beginnen, daß der fragende Geist Wirklichkeit und Geheimnis der Menschwerdung Gottes und ihre entscheidende Bedeutung für jeden Menschen in den Blick nimmt. Eine Wirklichkeit, die die uneinge-

schränkte Bereitschaft der vorerlösten Magd des Herrn“, zum Willen Gottes ja zu sagen, voraussetzte.

Mißverständnis und Ärgernis sind mit diesem Geschehen dort verbunden, wo Erlösung der Welt und persönliche Vollendung in Gott weder erbetet noch erwartet wird bzw. in ein Weltbild ohne Gott nicht hineinpassen.

Das geschichtliche Ereignis, von Gott konkret bestimmt und herbeigeführt, durch Maria in der Fülle der Zeit zur Erfüllung gekommen, als Zeichen der Treue Gottes vor allen sichtbar geworden, führt zu einem weiteren Zusammenhang: Da Jesus Christus wahrer Mensch und wahrer Gott in einer Person ist (hypostatische Union),¹⁾ wird Maria zur „menschlichen Voraussetzung“²⁾ dafür, daß sie später den Titel Gottesgebärerin und Gottesmutter³⁾ erhält.

Damit aber spricht die Kirche zum Lob Gottes eine Lehre aus, die das Geheimnis Gottes mit den Menschen in Worte fassen möchte.

Wenn auch Gott sich in die Geschichte hinein offenbart, bleibt Gottes Wille letztlich undurchschaubar „wie jenes Geheimnis, das seit ewigen Zeiten und Generationen verborgen war“ (Kol 1,26).

Selbst unsere Zeit, die — das zeigen viele Gespräche — kein Verständnis mehr für das Glaubensgeheimnis pflegen will, wird diesem Zusammenhang mit einem letzten Rest Ehrfurcht gegenüberstehen, ausgenommen diejenigen (auch Theologen), die in zynischer Distanz dem Geheimnis Mariens fernstehen wollen.

Der Kirchenvater Hieronymus († 420) schreibt in einer Abhandlung gegen den — wie er sagt — „Wirkkopf“ Helvidius: „Zuerst muß ich den Heiligen Geist anrufen, damit er die Jungfräulichkeit der seligen Maria in seinem Sinne durch meinen Mund verteidige. . . damit er einsieht, daß er zwar lesen konnte, was geschrieben steht, aber nicht zu verstehen vermochte, was sich durch fromme Überlieferung gefestigt hat“ (Hieronymus, I. Bd, Bibl. der Kirchenväter, Kempten—München 1914, S. 260).

Genau das, was Hieronymus als Überlieferung bezeichnet hat und inzwischen 1500 Jahre fortgeschritten ist, zusammen mit dem, „was geschrieben steht“, kann zum Inhalt unserer Skizze werden. Von der Geschichtlichkeit Mariens ausgehend, ist dabei sowohl die Person der als „Gnadenvolle“⁴⁾ Angesprochenen als auch der große Bogen der Textauslegung von den frühesten Zeugen bis heute, aber auch das als Dogma⁵⁾ formulierte Lob Gottes zu erwägen.

Beim Lesen der Schrift wird die katholische Glaubensüberlieferung immer zusammen mit der Lehraussage der Kirche zu sehen sein, damit der Fragende nicht etwas hineinliest, „was er selbst erdacht hat“.⁶⁾

Daß es seit der Frühzeit der Kirche eine Marienverehrung gibt, weist auf die Einmaligkeit der Person Mariens hin, deren Lebenssinn zunächst darin besteht, als „Magd des Herrn“, unbekannt, ohne Bedeutung für die Geschlechterfolge, zu sein, aber von Gott selbst zum Werkzeug seines Willens erhoben zu werden.

Das Mißverständnis über Maria findet einen Ansatz darin, daß Gott etwas tut, was sich unserem Verständnis entzieht, aber in das Blickfeld unserer Welt tritt und damit Glauben gegenüber dem Geheimnis und Demut vor dem Ansichtigwerden des Ereignisses als Antwort erwartet.

Daß Gott Mensch geworden ist, wird meist dort als ein Ärgernis aufgefaßt werden, wo sich die Frage nach dem Sinn des Lebens nur an vorletzten Zielen orientiert, weil Gott durch die erwählte Jungfrau Maria und ein Kind bekundet, daß diese Welt nur durch den menschengewordenen Gott erlöst und vollendet werden kann. Nah besehen wirkt das Ärgernis des Christusgeheimnisses bis in die Kirche hinein: „Man betet zwar das Glaubensbekenntnis, aber man traut letztlich Gott nicht zu, was man betet, wenn es z. B. heißt, daß Maria immer die jungfräuliche Magd und Gottesmutter ist (siehe Anm. 3).

Wer Gott nur das zutraut, was mit dem menschlichen Verstand nachvollziehbar, nachprüfbar ist, traut ihm überhaupt nichts zu. Der abendländische Mensch trägt seit Renaissance, säkularisierendem Humanismus und Aufklärung ein Trauma mit sich, das ihm den unverbildeten Zugang zum Geheimnis der Gnade vernebelt. Die Begnadete, die vom Heiligen Geist empfangen hat, ist eben die einzigartige Frau, mit der eine neue Schöpfung ihren Anfang nimmt. „Hier beginnt Gott selber neu“ (J. Ratzinger).

Die Erscheinung Gottes in der Geschichte führt einen ersten Tag der neuen Geschichte herauf, die keine weitere Zäsur mehr haben wird als die Wiederkunft des auferstandenen Gekreuzigten. Die Mutter am Kreuz des Sohnes überblickt mit Fragen ohne Antwort ihren Weg seit der Verkündigung in dem Wissen um Schmerz, Leid, Sorge, in stillem, unauffälligem Dienst. In ihr gewinnt alles das existentiell mit Gestalt, was im Christusgeheimnis verborgen ist: Wort Gottes, Leid, Schmerz und Tod, schließlich Aufnahme (nicht Auferstehung) mit Leib und Seele in die Herrlichkeit Gottes.

Hier melden sich sofort wieder Ärgernis und Mißverständnis aus einer Weltsicht, die nur naturwissenschaftlich und „vernünftig“ sein will, sich aber dem verschließt, wie Gott die Welt will und sieht. Die Jungfrau, die seit Ewigkeit im Plane Gottes ihren Platz hat, mußte selbst eine neue Schöpfung sein, sündenlos und ausgestattet mit einem Höchstmaß an Gnade, um zu dem wichtigsten Sachverhalt der Geschichte überhaupt, in den sie sich plötzlich einbezogen sah, unausweichlich und nur einmal im Weltgeschehen Stellung zu nehmen. Sie hatte die bedeutendste Entscheidung zu treffen, die es je gegeben hat, damit Gottes Wille zum Heil aller Menschen weitergehen konnte. Wir kennen nicht ihre tiefsten Einsichten. Wir wissen aber, daß Maria mit dem Wort: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn“, alles das in die Hände Gottes gelegt hat.

Mit der Menschwerdung wird das Geheimnis Gottes hoffenden und liebenden Herzen anvertraut, aber auch dem Staub und dem zersetzenden Geruch dieser Welt ausgesetzt. Wir wissen, welches irdische Ende die Erscheinung des Herrn nahm. Wenn auch dem Leid die Auferstehung folgte, so bleibt auf dieser Welt das Ärgernis an Gott aber auch das Ärgernis an der Jungfrau Maria bis in unsere Zeit.

Das Mißverständnis an Maria beginnt nicht erst mit der Ablehnung der beiden letzten Mariendogmen. Der Humanismus, so wichtige und unentbehrliche Grundlagen er auch für die Idee des autonomen Menschen gelegt hat, begünstigte dort, wo er religiös-säkularisierende Wirkungen hervorrief, ein falsches Bild des Christentums.

Christentum ist Monotheismus, daran besteht kein Zweifel, das haben auch die Väter gelehrt. Wo aber Monotheismus gleich Christentum gesetzt wird, dort wird Jesus Christus als der aus der Jungfrau Mensch gewordene Gott unterschlagen, dort wird christliche Weltanschauung mit jeder anderen Religion monotheistischen Bekenntnisses gleichgesetzt. Damit wird aber die Lehre der Kirche ausgehöhlt, wird der Glaube an das Geheimnis der göttlichen Bezogenheiten zwischen Vater, Sohn und Heiligem Geist als einem Gott in Frage gestellt. (Joseph Lortz ist dieser Frage gründlich nachgegangen.)

Dort, wo die aus Maria geborene Person Christi nicht mehr als Mitte der Verkündigung, des sakramentalen Lebens und des Glaubenszeugnisses gelebt wird, dort läßt sie sich leicht durch die Vorstellung von Christus als Idee ersetzen. Eine Idee aber hat keine Mutter. Der wichtigste Gegenpol gegen die Auffassung von Christus als einer Idee ist denn auch Maria. Der aus Maria geborene Christus ist ein Gott zum Anfassen und Anbeten, der wahrhaft Speise und Trank sein will, in alle Welt sich verströmend; er ist aber auch unbegreiflich, und auf den Altären und im Tabernakel gegenwärtig, ist er dennoch der kommende Herr.

Wenn wir genau hinsehen, beobachten wir heute eine von Kirche, Religion und Gott unabhängige Kultur, die auch den ihr entsprechenden Menschen hervorgebracht hat: den Menschen mit einer nur innerweltlichen Kultur. Die Kirche ist ein Kulturbereich unter anderen geworden. Andere als christliche Charakterzüge prägen heute den Menschen, dem die gestaltende Kraft des Glaubens aus dem Leben der Kirche abhanden gekommen ist. Woher soll denn auch ein Kulturbewußtsein kommen, das die Marienverehrung lebensgestaltend einschließt, wenn ein unüberwindlicher Graben der Gottesfremdheit sich ausbreitet und bei Mißachtung der barmherzigen Brücke das Dunkel unserer Zeit noch gefährlicher macht. Das Mariendogma von 1854 hat noch vor der Kulturphilosophie Albert Schweitzers, in dem beschwörend vor dem entpersonalisierten Menschen gewarnt wird, zum Nachdenken darüber aufgefordert, daß der Mensch mit der Menschwerdung Gottes in eine neue Schöpfung eingetreten ist, die ihn schließlich ganz in die Ewigkeiten göttlicher Zielsetzung aufnehmen will. Diese Zielsetzung ist weder nur Idee oder theologische Formel, sondern Wirklichkeit geworden in der Person Marias, die den geboren hat, der als Gott und Mensch unserer Welt durch Kreuz und Auferstehung einen unverwechselbaren Lebensoptimismus hinterlassen hat. Ein Lebensoptimismus jedoch, der sich in Lebenshaltung und Glaubensverwirklichung im Alltag dieser Welt realisiert.

Diese Skizze will nicht nach modernen Aussagen einer progressiven Theologie spielen, sie will vielmehr auf dem Grund klarer katholischer Überlieferung und Lehraussagen und aus dem Zeugnis der Schrift ein Marienbild zeichnen, das in der schnelllebigen Oberflächlichkeit unserer Zeit unterzugehen schien, aber in unvergleichlicher Schönheit dort aufzu-

leuchten beginnt, wo nicht Teilwahrheiten des Christusgeheimnisses gerade noch zur Geltung kommen, sondern wo sein ganzer Umfang und Inhalt gesucht wird.

Es gibt im Mariengeheimnis mehrere Linien, die seit der Frühzeit des Christentums in das katholische Glaubensleben einmünden:

- die Linie der Marienverehrung,
- die auf Christus und Maria bezogenen biblischen Textstellen im Alten und Neuen Testament und
- die Abfolge von Bekenntnissen und Lehraussagen der Kirche.⁷⁾

Es würde den begrenzten Umfang dieser Skizze sprengen, wollte man die einzelnen Linien ausführlich ausziehen. Verfolgen wir aber einige wichtige Punkte dieser Linien, damit uns dadurch der Blick auf einen größeren Zusammenhang möglich wird.

Gerade im Zusammenhang von Schrift, Glaubenszeugnis und Glaubenslehre öffnet sich die Sicht auf die oft hart umkämpften Glaubenswahrheiten und das Wirken des Heiligen Geistes in Geschichte und Kirche.

II. Marienlob in 19 Jahrhunderten

Der Gedanke einer neuen Eva, durch die „Gott Mensch geworden ist“,⁸⁾ ist bereits für den Philosophen und Märtyrer Justin († 165) festes Glaubenswissen.⁹⁾ Tertullian († um 222) und Hieronymus († 420) führen den Gedanken unbeirrbar weiter: „Tod durch Eva, Leben durch Maria“.¹⁰⁾

Bis in die heutige Theologie ist die Parallele Eva — Maria gegenwärtig, und Maria hat „im Ganzen der Heilswirklichkeit“ ihren Platz.¹¹⁾

Eine andere Parallele entsteht ebenfalls in den ersten Jahrhunderten: die Beziehung Maria und Kirche. Irenäus von Lyon († 202) sieht in Maria nicht nur „für das ganze Menschengeschlecht die Ursache des Heils“,¹²⁾ sondern er ist auch der erste Kirchenvater, der die Identität Mariens und der Kirche (Abt Bas. Ebel) „erkennt und ausgesprochen hat“.¹³⁾

Die Texte der frühen griechischen Kirchenväter, ihre Schrifterklärungen und Predigten sind von einer unvergleichlichen Ausdruckskraft. Ignatius von Antiochien († 110), der zweite Nachfolger von Petrus, der noch Paulus und Johannes persönlich gekannt hat, preist die „Jungfrauenschaft Mariens und ihr Gebären“, daß durch sie „Gott menschlich erschien zur Neuheit immerwährenden Lebens“ und daß „das bei Gott Vollendete einen Anfang nahm“.¹⁴⁾

Ein Höhepunkt frühchristlicher Zeugnisse wird der Kirche in Cyrill von Alexandrien geschenkt, als er den Namen „Gottesgebäerin“ gegen den monophysitischen Patriarchen von Konstantinopel Nestorius verteidigte und zum Gegenstand des Konzils von Ephesus (431) machte. Hiermit begann er auch eine Reihe von griechischen Marienpredigten, in denen er die Stellung Mariens im Heilswerk Gottes zeichnete.

Einige Sätze lassen bereits die Dichte und Schönheit der Sprache Cyrills erahnen: ¹⁵⁾

*„Sei uns gegrüßt, heilige mystische Dreiheit,
welche uns alle zu dieser Kirche der
Gottesgebälerin zusammengerufen hat!
Sei uns gegrüßt, Maria, Gottesgebälerin,
das ehrwürdige Kleinod des ganzen
Erdkereises, die nie erloschene Lampe,
der Kranz der Jungfräulichkeit, das
Szepter der Rechtgläubigkeit, der
unaufgelöste Tempel, das Gefäß des Unfaßbaren,
die Mutter und Jungfrau! Durch welche in
den heiligen Evangelien gebenedeit genannt
wird, Der da kommt im Namen des Herrn.“*

Johannes von Damaskus († 749) bekennt die Aufnahme Mariens in den Himmel.¹⁶⁾ Der Ruf nach diesem Lob und Bekenntnis ist seither nicht verstummt. Das Ärgernis an der Dogmatisierung dieses Geheimnisses müßte denn eigentlich hier beginnen und nicht erst 1950. Aber mit den gegen dieses Dogma erhobenen Argumenten sollte vor allem die Kirche der Gegenwart getroffen werden.

Auch die lateinischen Kirchenväter fügen sich in die Linie der bekennenden Kirche im Dank an die Gottesmutter und bilden so mit die Grundlage dafür, was noch in unserer Zeit gegenüber dem Verfall religiöser und sittlicher Werte an Lob und Dank zum Ausdruck kommt.

Der bereits erwähnte Tertullian spricht vom „Geschlecht Marias und der Kirche“,¹⁷⁾ Ambrosius von Mailand (340–397) betet, daß „in einem jeden Mariens Seele sei, daß sie groß mache den Herrn; in einem jeden sei Mariens Geist, daß er aufjauchze in Gott“¹⁸⁾.

Augustinus überblickt noch einmal die vorangegangenen Aussagen, faßt sie zusammen, „führt sie weiter aus und bereitet dadurch wie kein anderer den Boden, auf dem die reiche liturgische Frömmigkeit der Frühzeit und des Mittelalters sich entfalten kann“.¹⁹⁾

Von Augustinus werden die Grundlagen für eine Theologie der Kirche als Braut und Leib des Herren gelegt, und er begründet die seitdem nicht mehr wegzudenkende Lehre von der bräutlichen Gemeinschaft mit Gott, „für die er das Typische in Maria findet (Augustinus, *Epistolae*, München 1931, VIII, S. 426; Migne, *Patrologiae Latinae*, Tom 38, VI, 659/660).

Ambrosius und Augustinus sind es, die dem einzelnen Christen die Bedeutung des Zusammenhangs von Maria und der Kirche nahebringen möchten.

Von Augustinus führt die Linie glaubenstiefer Überlieferung weiter über Papst Leo den Großen (440–461), Papst Gregor († 604), Heribert von Reggio († 1098). Sie setzt sich im Mittelalter fort mit Ambrosius Autpertus († 784), Haimo von Halberstadt († 853), Abt Rupert von Deutz († 4.3.1129). Gerade Rupert gebührt die Erwähnung, daß er, ähnlich

wie vor ihm Cyrill und Haimo, Maria im Geheimnis und Wirken der Dreifaltigkeit darstellt.

Rupert lehrt auch, „daß Jesus mit den Worten ‚Siehe da, dein Sohn... Siehe da, deine Mutter‘ (Joh 19,26) Maria allen Menschen zur Mutter gegeben habe... und in tiefsinniger Weise das Leiden Mariens unter dem Kreuze als die Geburtswehen bezeichnet, in denen Maria mit Christus die Kinder der Gnade gebar“ (Joseph Kardinal Frings, Hirtenwort zum Abschluß des Marianischen Jahres 1954, am 1. Adventssonntag 1954). Joseph Kardinal Frings weist in diesem Hirtenbrief auch auf Albert den Großen hin, der sich in Köln „mit großer Liebe mit den Geheimnissen Mariens befaßte“, dgl. auf Johannes Duns Scotus (s. u.) sowie auf Petrus Canisius, der in seinem Buch „De Maria Virgine incomparabile et Dei genitrice“ die katholische Lehre über die Gottesmutter verteidigte.

Es folgen im Lob Mariens Honorius von Autun († 1189) als der Verfasser eines Hohenliedkommentars, in dem er die Immaculata als die aus der Finsternis sich erhebende Morgenröte preist.

Mit Notker von St. Gallen († 912) kündigt sich bereits die Entfaltung mittelalterlicher Hymnen-Innigkeit an. „Ave maris stella“ war schon bekannt. Notker fügte die Festhymne auf die Himmelfahrt Mariens hinzu. Namen wie Petrus Damiani († 1072), Bernhard von Clairvaux († 1153), Bonaventura († 1274), Bernhardin von Siena († 1444) weisen darauf hin, daß der Gedanke der Marienverehrung weiter wächst. Es gibt auch Zeiten, in denen die Ursprünglichkeit und Innerlichkeit mystisch überwuchert werden, aber der Grundzug, der durch die Zeitenfolge hervorleuchtet, konnte nicht mehr versanden.

Seit dem 11. Jahrhundert wird die Marienfrömmigkeit bereits durch das „Salve Regina“ begleitet, und das älteste Mariengebet „Unter deinem Schutz und Schirm“, im dritten Jahrhundert entstanden, findet sich schon im fünften Jahrhundert in den damaligen Liturgien und bereichert damals wie heute das Beten des Gottesvolkes.

Das Ave Maria hat seit dem 5. Jahrhundert im Orient und seit dem 9. Jahrhundert im abendländischen Kulturkreis mit den Worten des Engels und dem Lobpreis Elisabeths in die Liturgie Eingang gefunden. Seit etwa 1100 werden die Verkündigungsworte als Gebet wiederholt. Das abschließende Bittgebet ist um 1600 frommes Allgemeingut (Th. Livius, s. Quellen. LThK 1930/1957 s. Quellen, Johannes Cofalka, Das Ave Maria, in: Auftrag 78/76). Es ist für Christen aller Konfessionen nachdenkenswert, daß das Ave Maria mit dem Gruß an Maria beginnt und mit dem Worte Jesus endet.

Johannes Duns Scotus (1265–1308), demssein Grab sich in der Minoritenkirche zu Köln befindet, hat neben einer Theologie des fleischgewordenen Gottes und des Königtums Christi auch eine Theologie der Unbefleckten Empfängnis entwickelt und gegen manche Anfeindungen verteidigt. Seine Lehre fügt sich in die Tradition des Marienlobs und damit zum Lob des Heilsplanes Gottes mit den Menschen und hat ihre Krönung in der Dogmatisierung der Immaculata Conceptio empfangen (Opus oxoniense lib. 3 und Reportata Opus parisiense, Schülernachschr. lib. 4). Mit der sog. „Französischen Schule“ klingen

neue Töne auf, die mit Grignon de Montfort († 1716) zu einer starken spirituellen Verinnerlichung aufsteigen, zu der jedoch der Zugang oft nur möglich ist, wenn erst der Kern des Anliegens freigelegt wird.

Rationalismus und Aufklärung vermochten nicht den Strom der Marienverehrung aufzuhalten. Auch Martin Luther hat auf der Wartburg ein ergreifendes Dokument über das Magnifikat geschrieben. Viele evangelische Theologen bringen zum Ausdruck, daß der Verlust der Marienverehrung eine Verarmung der Kirche und des Gebetslebens nach sich zieht.²⁰⁾

Zu nennen wären hier noch die päpstlichen marianischen Lehrschreiben und Enzykliken, in denen gegen verschiedene Strömungen der Zeit die katholische Lehre über die Gottesmutter immer wieder neu belebt wird.²¹⁾ Matthias Josef Scheeben, Köln, „stellte unter dem Titel ‚Maria, die bräutliche Gottesmutter‘, die engsten persönlichen Beziehungen zwischen Christus und Maria oder ihre allzeitige Vermählung mit dem menschgewordenen Gotteswort in den Mittelpunkt der Mariengeheimnisse . . .“ (Jos. Kardinal Frings).

III. Maria in der Heiligen Schrift

Wenn überlieferte Aussagen die eine Linie bilden, die in den Glauben der Kirche einmündet, so ist die Heilige Schrift selbst eine zweite Quelle, die für die Väter und Kirchenlehrer Grundlage und den geistigen Halt überhaupt bot, aber in ihrer eigenen Dynamik den Beweis göttlichen Willens offenbart.

Ausgehend vom Protoevangelium im Schöpfungsbericht (Gen 3,15), ziehen sich durch die Bücher des Alten Testaments wie eine Perlenschnur die noch im Verborgenen liegenden Worte, die der Deutung und Ereignishaftigkeit der kommenden Geschichte harren. In Maria offenbart sich der Beginn jener Ereignisse, in denen der Alte Bund seine Erfüllung findet.

Im Brief an die Galater spricht Paulus die Zeitwende an, mit der die Verheißungen sich erfüllen: „Als die Fülle der Zeit gekommen, sandte Gott seinen Sohn, geboren aus einer Frau und dem Gesetz unterstellt. Er sollte die unter dem Gesetz Stehenden erlösen, damit wir die Annahme an Kindes Statt empfangen (Gal 4,4f). Der Rest, der Reis, der übrig geblieben ist (Zeph 3,14), hat Grund zum Aufjubeln: „Frohlocke, Tochter Zion!“

Blicken wir zurück in das Dunkel, aus dem die Verheißungen aufgebrochen sind:

In den Frauenschickalen Sarah und Hagar, Rachel und Lea, Anna und Penina zeichnet sich, wie J. Ratzinger vermerkt,²²⁾ der Weg der Treue Gottes ab. Die Unfruchtbare ist die eigentlich Gesegnete. Gottes Schöpferkraft, nicht die zu erwartende Fruchtbarkeit, schafft neues Leben. Aus dem Staub (1. Sam 2,8) erhebt er den Geringsten und macht ihn zum Werkzeug seiner Gnade. Nicht die vordergründigen Werte menschlichen Strebens bringen Vollendung hervor, sondern das im Willen Gottes begründete Leben. Dann können die Armen die Letzten sein und die Armen das Reich erben.

In den Frauengestalten Esther, Judith und Debora wird Hoffnung und Rettung in auswegloser Lage deutlich; In Hos 11 ff wird die Unzerstörbarkeit der Liebe trotz der Untreue Israels zum Symbol für die Treue Gottes nicht nur mit seinem Volk, sondern mit der ganzen Schöpfung sichtbar.

Die Gottesgebärerin ist Mutter und Jungfrau, und als solche geht aus ihr hervor die Einheit von wahren Gott und wahren Mensch in der Person Jesu Christi.

Der „Wurzelstock“, der nach dem Fällen des Baumes zurückblieb, hat dieses Reis hervorgebracht (Is 6,13 und 11,1). Die Jungfrau selbst wird das „Zeichen“ sein (Is 7,14), denn „sie wird empfangen und einen Sohn gebären“, und das Kind, das uns geboren ist (Is 9,5) wird, wie sein Name sagt: „starker Gott“, „Vater auf ewig“, „Friedensfürst...“ von nun an in Ewigkeit herrschen.

Das Wort „Magd des Herrn“ klingt schon in 1. Sam 25,41 als Ausdruck „alttestamentlicher Frömmigkeit“ (L. Scheffczyk) an: „deine Magd will deine Sklavin sein“, und L. Scheffczyk verweist hier auf den im ersten Korintherbrief (7,22) zu findenden „Ausdruck eines innigen, religiös-ethischen Verhältnisses“ gegenüber dem Herrn.

Man muß einmal die Prophetenworte in sich nachklingen lassen:

„Der von allen Völkern Ersehnte wird kommen und... ich erfülle diesen Tempel mit Herrlichkeit“ (Agg 2,7); „Alle Welt sei still vor dem Herrn, denn er macht sich auf, aus seiner heiligen Wohnung“ (Zach 2,17); „Ja, du ließest mich aus dem Mutterschoß kommen“ (Ps 22[21], 10); „Sproß ist sein Name“ (Zach 6,12); „Nur durch die Weisheit ward ihnen Rettung“ (Weish 9,18).

Sie deuten alle verborgen auf den Kommenden, durch den sich in Maria die Verheißungen des Alten Bundes erfüllen. In dem menschgewordenen Gott wird uns die eigentliche Bestimmung des Menschen, der von Gott und auf ihn hin (Augustinus) geschaffen ist. Er muß nicht mehr heroisch in einem Niemandsland suchen, er braucht nur zu tun, „was er sagt“ (Joh 2,5), um in ihm alles zu finden. Und wie sollte jeder, der sucht, in Maria nicht Wegweisung finden?

Lukas hat, wie W. Dibelius bekennt, „mit Meisterhand ein Marienbild entworfen, das fast alle Merkmale der Marienverehrung der jahrhundertelangen Entwicklung enthält“ (zitiert nach L. Scheffczyk).²³⁾

Im Lukasevangelium wird bereits die Marienverehrung der Frühzeit des Christentums erkennbar, und im Magnificat leuchtet noch einmal das auf, was im Gebetsleben des Alten Bundes lebendig war.²⁴⁾

„In Maria ist“, wie z. B. Langemeyer schreibt, „die leibliche Nachkommenschaft des erwählten Volkes mit dem Glauben an die diesem Volk gegebene Verheißung vollauf zur Deckung gekommen.“²⁵⁾

Im Lukasevangelium gebraucht der Erzengel Gabriel im Gespräch mit Maria die gleichen Worte, die er auch an Daniel richtet, als er ihm ein Traumgesicht erklärt: „... seines Rei-

ches wird kein Ende sein“, und er fügt hinzu: „Auf die letzte Zeit geht dieses Gesicht“ (Dan 7,13f).

Die Anrede Mariens durch Gabriel mit „Gnadenvolle“ nimmt zugleich ihren endgültigen Namen, der Charakter und Wesenszüge der Jungfrau und Mutter beinhaltet, vorweg, den die anderen Menschen erst nach ihrem Tod „auf einem weißen Stein“ (Offbg 2,17) in die Hand gelegt bekommen, wie es in der Apokalypse heißt, „den nur der kennt, der ihn empfängt“.

Über das „Ja“ Mariens sind schon Bände geschrieben worden. Ausgelotet werden kann es nicht, weil es mehr als nur der Beginn des Christusereignisses ist.

In ihrem Jawort liegt – wie Hans Urs von Balthasar sagt –, „ob sie es weiß oder nicht, die Gemeinschaft, die Catholica...; der ganze Glaube ihres Volkes formuliert sich endgültig darin... Nach Thomas von Aquin antwortet Maria ‚an der Stelle des ganzen Menschengeschlechts‘... in ihr ist Kirche schon vollkommen da, weil der Geist, in dem sie ja sagt, immer schon das Wir in Gott ist und auf Erden sein Werk des Wirsagens und Wirseins begonnen hat“ (Katholisch, Einsiedeln 1975, S. 56f).

Die Begnadete ist zugleich die von Christus vollendete Braut, deren erste Liebe (Offbg 2,2) zu Gott niemals veruntreut wird, obgleich ihr Leid und Schmerz nicht erspart bleiben und der Tod des Sohnes zunächst ohne Antwort hingenommen werden muß.

Ja, in der Fülle des Leids erhält die Mutter einen Auftrag, der ihrem Muttersein eine neue Dimension verleiht, ihrem Schmerz einen Inhalt gibt: „Siehe da, deinen Sohn“ (Joh 19,26).

Die Frage, die der Tod Jesu hinterläßt, wird erst am dritten Tage wie mit einem Blitz in tränenleere Augen mit der Auferstehung beantwortet. Und nun zeigt sich auch, daß alles, was durch den Sohn geschah und gesagt wurde und Maria in ihrem Herzen bewahrte und bewegte (Lk 2,51), erlösende Antwort gefunden hat.

Am Ende schreitet, mit in ihre Obhut gelegt, etwas Neues fort: die Kirche. Sie, die Mutter und Jungfrau wird dabei sein, wenn der Geist kommt, um seine Kirche zu begleiten, bis zum Ende der Tage.

Mit Maria am Kreuz des Sohnes beginnt aber auch ein unwiderruflicher Lebens- und Daseinsoptimismus, der, weil er gottgetragen ist, aus den Vorstellungen dieser Welt nicht befriedigt werden kann.

Christentum preist nicht an, was diesseitig opportun ist. In Maria bekundet der trotz Offenbarung unbegreifliche Gott Ankunft, Erfüllung und Vollendung bei ihm, „der Frieden gestiftet hat am Kreuz durch sein Blut“ (Kol 1,20).

Das Kommen Jesu ist nicht nur ein in die Weltgeschichte eintretendes Erlösungs-Ereignis, es ist auch Zeichen des Widerspruchs (Luk 2,34; Luk 11,30), wie Jonas für Ninive, Zeichen eben auch, an dem sich die Geister scheiden und das Böse gegen das Licht offenbar wird. Das Kommen Jesu wurzelt sowohl in der undurchschaubaren Anfanglosigkeit

Gottes als auch in seinem universalen Erlösungswillen, das sich der „Magd des Herrn“ be-
dient.

So wird auch Widerspruch nicht nur gegen Jesus Christus zu erwarten sein, sondern auch
gegen Maria. Im Widerspruch gegen Jesus Christus und an der Einbezogenheit Mariens im
Christusgeschehen („auch deine Seele wird ein Schwert durchdringen“) werden offenbar
„die Gedanken vieler Herzen“ (Luk 2,34–35). Eine Schriftstelle wie ein verborgener
Schatz, der darauf wartet, exegetisch gehoben zu werden. In der Einheitsübersetzung der
Heiligen Schrift (Kathol. Bibelanstalt Stuttgart, 1979) scheint es Übersetzungsschwierig-
keiten gegeben zu haben.

IV. Lob Gottes im Mariendogma

Die dritte Linie, die schließlich der Perspektive Gestalt verleiht, ist das Lob, das Gott
durch die Lehre der Kirche entgegengebracht wird.

Nun ist das Dogma keine tote Formel, die konserviert, was früher einmal gedacht wurde.

„Dogma ist in seinem Wesen eine Heilstatsache, die, in der Schrift bezeugt, durch die
apostolische Tradition vermittelt, von der Autorität der Kirche sicher vorgelegt, einen für
eine geschichtliche Situation des Glaubens bestimmten neuen Ausdruck gewinnt.“ (L.
Scheffczyk, *Schwerpunkte*, S. 60). Das Dogma ist demnach „ein Satz, den die Kirche aus-
drücklich durch das ordentliche Lehramt oder durch eine päpstliche oder konziliare Defi-
nition als von Gott geoffenbart so verkündigt, daß seine Leugnung Häresie ist“, Denz
1792 (Rahner/Vorgrimler, *Kl. Theol. Wörterbuch*, S. 73).

Das Dogma will aber auch gestaltende Kraft zum gestalteten Leben der Einzelperson und
der Kirche insgesamt sein. Das Dogma ist oft als klare Aussage aus Gefährdungen des
Glaubens hervorgegangen und kann so Schutz bieten vor falschen Glaubensaussagen und
vor einem falschen Welt- und Menschen- und Gottesbild.

Auch die Mariendogmen wollen vor allem Lob Gottes sein, weil sie in einer ganz besonde-
ren Weise die Geschichtlichkeit und die Ereignishaftigkeit des Willens Gottes in seiner zu
unserem Heil verwirklichten Menschwerdung zum Ausdruck bringen.

Das erste Mariendogma formulierte das Konzil zu Ephesus (431) gegen die falsche Aussage
des Nestorius, daß Christus nur eine moralische Einheit und nur der Mensch Jesus aus
Maria geboren sei und nicht der Logos; Maria sei daher nur Christusgebälerin.

Die Kirchenversammlung faßte die notwendige Klarstellung in den Satz, „daß der Emma-
nuel wahrer Gott und deshalb die Heilige Jungfrau Gottesgebälerin, Theotokos“ sei... ,
denn geboren hat sie fleischlich das fleischgewordene Wort, das aus Gott ist.“²⁶⁾

Auch Origenes hatte bereits den Begriff Theotokos geprägt, um jeden Zweifel an der
Wahrheit der Person Christi auszuschließen.

Die Lateransynode (649) erklärte feierlich, „daß Maria eigentlich und in Wahrheit Gottes-
gebälerin und zugleich heilig und immer Jungfrau ist, daß sie nämlich Gott selbst, den Lo-

gos, eigentlich und wahrhaftig, der vom Vater vor aller Zeit geboren ist, in der Fülle der Zeit... vom Heiligen Geist empfangen habe...“²⁷⁾.

Auch das Konzil von Chalcedon (451) und das Konzil von Konstantinopel (680/81) betonten beide nochmals, „eigentlich und in Wahrheit“ diese Lehre.²⁸⁾

Johannes Duns Scotus hatte in seine Zeit hinein verkündet, daß die Wirkung des Erlösungswerkes schon darin bestanden habe, die Mutter Gottes vor der Befleckung durch eine Erbschuld zu bewahren.

Über Jahrhunderte ist dieser Gedanke in der Christenheit wach geblieben.

Aber erst an der Schwelle einer neuen Epoche, als die Menschen des abendländischen Sprachraums begannen, sich entschlossen dem Diesseits zuzuwenden (man muß 130 Jahre zurückblicken), mit der Gottesferne aber maßlos und orientierungslos zu werden drohten, wurde ein Mariendogma formuliert, das nicht nur dem Lob Gottes und der Ehre der Mutter Gottes galt. Es machte in seiner Schlichtheit die Liebe Gottes zu allen Menschen sichtbar, mit Maria eine neue Ordnung²⁹⁾ zu beginnen, die durch Jesus Christus zur Erfüllung eines jeden Lebens führen soll.

Diese neue Ordnung begann bei den Menschen selbst, bei Maria. „Gott sandte seinen Sohn... , aber der aus dem Vater geboren wurde vor aller Zeit, wurde nunmehr in das Leben der unbefleckt empfangenen Jungfrau durch den Heiligen Geist³⁰⁾ eingesenkt, damit er hier Mensch würde und als die Güte und Menschenfreundlichkeit erscheint“.³¹⁾

Pius IX. gab 1854 feierlich bekannt:

„Zur Ehre der Heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit, zur Zierde und Verherrlichung der jungfräulichen Gottesgebärerin, zur Erhöhung des katholischen Glaubens und zum Wachstum der christlichen Religion erklären, verkünden und bestimmen Wir in Vollmacht unseres Herrn Jesus Christus, der seligen Apostel Petrus und Paulus und in Unserer eigenen:

Die Lehre, daß die seligste Jungfrau Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängnis durch einzigartiges Gnadengeschenk und Vorrecht des allmächtigen Gottes, im Hinblick auf die Verdienste Christi Jesu, des Erlösers des Menschengeschlechts, von jedem Fehl der Erbsünde rein bewahrt blieb, ist von Gott geoffenbart und deshalb von allen Gläubigen fest und standhaft zu glauben...“ (Bulle „Ineffabilis Deus“ vom 8. Dezember 1854, in Neuner-Roos, 479, Denz 2803).

Man kann gar nicht anders, man muß mit diesem Dogma wieder an die Menschheit glauben, an das „Ideal der Menschenseele in ihrer unberührten Reinheit und Heiligkeit“. Optimismus blüht auf bei allen schrecklichen Erfahrungen die, 130 Jahre rückblickend, blutig abgesteckt sind. Und noch etwas ist hier herauszulesen: Der Mensch ist vom ersten Augenblick seines Daseins Person.

Der katholische Dogmatiker Engelbert Krebs schrieb 1921 in seiner Dogmatik³²⁾ im Anschluß an die Ausführungen über das 1854 definierte Dogma:

„Der Lehre von der Unbefleckten Empfängnis entspricht als deren innerliche Folge der Glaube an die leibliche Aufnahme der Gottesmutter durch die alljährliche Festfeier am 15. August: ‚Die Aufnahme der Gottesgebärerin feiern wir‘, sagt sie in dem Meßgebet nach der Kommunion und dreimal gebraucht sie im Introitus, Graduale und Offertorium (alte Liturgie) das Wort: ‚Aufgenommen wurde Maria in den Himmel, es freuen sich die Engel...‘“

(Auch heute betet die Kirche im Tagesgebet, Gabengebet, Schlußgebet, Zwischengesang und Kommunionvers zum Lob Gottes und im Gedenken an die in den Himmel aufgenommene Jungfrau Maria.)

Während das Dogma der Unbefleckten Empfängnis „das Geheimnis des heiligen Ursprungs der Gottesmutter ausmacht“, führt uns die Lehrentscheidung der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel die Vollendung der „Magd des Herrn“ vor Augen. Aber nicht nur das: In einer Zeit, in der fortschreitend der Atheismus als bewußt existentiell gelebter Unglaube nicht nur den einzelnen gefährdet, sondern in den vergangenen einhundert Jahren zunehmend Entscheidungen im staatenpolitischen und staatspolitischen Handeln beeinflußt hat, war 1950 wie 1854 ein Jahr neuer Hoffnung; denn die Vollendete, bei Gott endgültig Aufgenommene weist im „Zustand der Glorie“ (L. Scheffczyk) auf „die übrige noch nicht makellose... Menschheit“ (G. Söll).

Die Definition verweist auf die allgemeine Glaubensüberzeugung der universalen Kirche hin, und die päpstliche Erklärung sagt im Hinblick auf die Zeugen der Kirche, die über fast 2000 Jahre immer wieder die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel bekannten: „Alle diese Beweise und Erwägungen der Heiligen Väter und der Theologen gründen letztlich auf der Heiligen Schrift. Diese stellt uns die hehre Gottesmutter als aufs engste mit ihrem göttlichen Sohn verbunden und sein Los teilend vor Augen“ (Neuner-Roos, 483, Rundschreiben Papst Pius XII., *Mystici Corporis Christi*, 1943).

In der durch Papst Pius XII. am 1. November 1950 ausgesprochenen Definition findet sich der Satz:

„Es ist eine von Gott geoffenbarte Glaubenswahrheit, daß die unbefleckte, immer jungfräuliche Gottesmutter Maria nach Vollendung ihres irdischen Lebenslaufes mit Leib und Seele zur himmlischen Herrlichkeit aufgenommen worden ist“ (Apostolische Konstitution Papst Pius XII. „*Munificentissimus Deus*“ 1950, Neuner-Roos, 487, Denz 3903).

Die *Assumptio corpora B.M.V.* zeigt dem 20. Jahrhundert, daß eine fast 2000jährige Sehnsucht der Kirche und der Völker, dieses Geheimnis vor der ganzen Welt auszusprechen, zum Abschluß kam. Der Dogmatiker Johannes Brinktrine, der an der Vorbereitung der Dogmatisierung beteiligt war, sagte: „Der Papst setzte nämlich im Grunde mit der Dogmatisierung nur den Schlußstrich unter die seit vielen Jahrhunderten in der ganzen Kirche verkündete und geglaubte Lehre.“⁴³³) (Ein Glaubenssatz ist auch dann schon anzunehmen, wenn feststeht, daß er überall in der Kirche von den Hirten verkündet und von den Gläubigen geglaubt wurde.)

Die Aufnahme Mariens in den Himmel zeigt uns Menschen Maria als eine von uns, als die Frau, die das Wort Gottes gehört und bedingungslos angenommen hat, aber auch als die erwählte Braut, die für uns alle und für jeden einzelnen zum Werkzeug Gottes wurde.

Maria stellt in der Morgenfrühe der Kirche den Stern dar, der auch in der Gottesfinsternis unserer Zeit leuchtet, damit alle, die dieses Zeichens und Ereignisses ansichtig werden, die Fülle der Liebe Gottes erfahren.

Wo ist jemals die Würde der Frau, die sich heute in einer emanzipatorischen Selbstentfremdung von dem Besten, was sie besitzt, zu lösen in Gefahr ist, stärker hervorgehoben worden als in dem Auftrag, Mutter Gottes zu sein!

Der Jubelruf Mariens „Siehe von nun an preisen mich selig alle Geschlechter“, kommt nicht nur aus der Gebetsfülle des jüdischen Volkes, sondern will allen bestätigen, daß die Treue Gottes zu seinem Volk sich in ihr verwirklicht hat, daß Gott mit jedem Menschen jederzeit neu beginnen will, wenn er nur ein Hörender und für das Wort Gottes offen sein will.

Das ungeteilte Offensein für die Botschaft Gottes formt dann auch das Wesen. Franz Courth zitiert in einem 1984 veröffentlichten Aufsatz G. V. Rad und sagt: „Von den Propheten galt, daß sie ‚durch die Anrede Gottes und in der Entscheidung vor Gott zur Persönlichkeit geworden sind‘ und so in ihrem Amt nicht auswechselbar waren.“ „Dieses Grundprinzip“ — so Franz Courth — „daß jeder Mensch in unvertretbarer Verantwortung in Gottes Heilsgeschichte einbezogen ist, erreicht im Glauben an die Auferstehung, als Zukunft Gottes für jeden Menschen, seine letzte Abrundung. . . Eine zentrale Aussage des Magnificat ist: kein Leben ist zu unbedeutsam, zu glanzlos und elend, um nicht von Gott groß gemacht werden können.“³⁴⁾

Würde man alles das, was die Mariendogmen an Hoffnungen in unserer Zeit wecken, auf einen Gedanken zurückführen, dann ließe sich sagen, was Papst Johannes Paul II. am 16. 5. 1985 auf seiner Pastoralreise in den Niederlanden während einer Predigt formulierte: „O Maria, du hast in enger Verbindung mit dem Vater, dem Sohn und dem Geist gelebt; du hast das Wort von Gott empfangen, du hast das Familienleben in Nazareth gekannt, du hast mit den Aposteln an der Wiege des neuen Gottesvolkes gestanden; bleib bei uns! Bleib bei uns, um uns zur wahren Liebe zu führen in all den Gemeinschaften, denen wir angehören! Mögen sie zu Orten des Friedens, des Mutes und der Hoffnung werden“ (L'Osservatore Romano vom 24. 5. 1985).

Franz Courth kleidet in seinem Aufsatz „Maria — heute neu gefragt“ die biblische Gewißheit über Maria in folgenden Schlußsatz: „Der Blick auf Maria als Muttergottes veranschaulicht und bekräftigt die biblische Gewißheit, daß jeder Mensch in unvertretbarer Verantwortung in Gottes Heilsgeschichte einbezogen ist. Das neue Interesse für Maria wird deshalb nur dann Bestand haben und im besten Sinne des Wortes befreiend und emanzipativ wirken, wenn es an ihrer heilsgeschichtlichen Stellung als Gottesmutter anknüpft.“ (Siehe Quellen.)

Im Mariengeheimnis wird der Wille Gottes ereignishaft „vernehmbar“, der jedoch durch die Vernunft allein nicht erfäßbar wird, weil das Ereignis nur die sichtbare Seite der undurchschaubaren Pläne Gottes erkennbar macht.

Wenn sich das Geheimnis auch nicht systematisieren läßt, so vermag doch eine knappe Übersicht den Zusammenhang zu beleuchten:

- Das Geheimnis der vor-erlösten Jungfrau Maria und ihrer Unbefleckten Empfängnis; Geheimnis der Gnade mit Maria und den Menschen sowie der Kirche. Was für Maria gilt, gilt auch für die Kirche, Röm 8,29f: voraus erkannt, voraus bestimmt, gerufen, gerechtfertigt, verherrlicht. (J. Ratzinger)
- Die Botschaft des Engels, das Ja Mariens und die Empfängnis durch den Heiligen Geist; Braut des Heiligen Geistes; bräutlicher Dienst des Menschen (Offbg 2,2).
- Die „Jungfräulichkeit in der Geburt“ des Erlösers; Das Wie bleibt Geheimnis. (5. Allg. Konzil, 553, Denz 422); Einbeziehung der Jungfräulichkeit Mariens in das Christusgeschehen: Gottesgebäerin.
- Die „Magd des Herrn“ im Wirken des Dreifaltigen Gottes, wie es im Verkündigungsbericht Lukas 1,28–34 zum Ausdruck kommt:
 - „Der Herr ist mit dir. . . du hast Gnade gefunden bei Gott.“ (Vater)
 - „du wirst einen Sohn gebären: dem sollst du den Namen Jesus geben.“ (Sohn)
 - „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten.“ (Hl. Geist)
- Die Aufnahme Marias in den Himmel mit Leib und Seele, d. h. ihre „jetzt schon vollendete und verklärte Leiblichkeit“ (Denz 2333), die „die schon jetzt bestehende Heilsituation verdeutlicht“. (Eschatologie und ekklesiologische Bedeutung, Rahner/Vorgrimler). Pius XII. am 1. 11. 1950: „Der große Wert dieser Definition ist, daß sie auf die Herrlichkeit der Heiligsten Dreifaltigkeit hinweist.“

Die verschiedenen „Seiten“ des Mariengeheimnisses haben ihren Ursprung im Erlösungswillen Gottes und im Erlösungswerk Christi. Darum ist auch Maria nicht vom Erlösungsgeschehen zu trennen und wird immer in Verbindung mit der Christologie, aber auch mit der Kirche zu sehen sein, wie es das II. Vatikanische Konzil ausgesprochen hat.

Das Mariengeheimnis wird von Anfang an (Gen 3,15) im Alten Testament vorbereitet, findet im Neuen Bund seine Erfüllung (bleibt dennoch Geheimnis zwischen Maria und dem dreifaltigen Gott); in der Geheimen Offenbarung wird es durch Johannes mit der ihm geschenkten Schau (Offbg 12,1) in ein gewaltiges Bild gefaßt: Die Frau mit der Sonne bekleidet, der Mond unter ihren Füßen und ein Kranz von 12 Sternen auf ihrem Haupt.

Von Anfang an wird der „Frau“ (Gen 3,15 und Offbg 12,1) das personifizierte Böse, der Widersacher Gottes gegenübergestellt. Als Siegeszeichen trägt sie die Krone aus 12 Sternen (A Feuillet). Ein Siegeszeichen, das den Sieg Christi im Erlösungsgeschehen verkündet. Die herausragende, aber verborgene Rolle Mariens im Sieg über das Böse haben die Mariendogmen jubelnd zum Ausdruck gebracht.

V. Resümee und Ausblick

Wenn wir, nachdem uns der Blick auf die Linien der Marienfrömmigkeit, der Schriftausagen und der Mariendogmen möglich war, zu einer zusammenfassenden Wertung kommen wollen, müssen wir davon ausgehen, was allen drei Aspekten gemeinsam ist. Das aber ist Maria als Werkzeug des dreifaltigen Gottes.

Zunächst verborgen, enthüllt sich uns dort, wo der Wille Gottes in der Geschichte Ereignis wird, das Geheimnis.

Am dichtesten ist wohl die Verkündigungsszene bei Lukas. Wie oben bereits angedeutet, verbindet die Botschaft an Maria Vater, Sohn und Heiligen Geist mit der Empfängerin, die sogleich ehrfurchtsvoll als Gnadenvolle angeredet, aber in einem gnadenvollen Gespür für Gott nur Magd des Herrn sein wird. Der Vater hat seit Ewigkeit die Jungfrau in seinen Heilsplan einbezogen. Er sendet liebend seinen Sohn, der seit Ewigkeit aus dem Vater geboren ist, im Liebesgehorsam antwortet und durch den Heiligen Geist in die Leiblichkeit der Vorerlösten eingesenkt wird, nachdem sie aus einer einzigartigen Vollkommenheit auf Gottes Anruf — mit ja — geantwortet hat.

Von da an ist das Leben Mariens aufs engste mit dem Christusereignis verbunden. Sie bewahrt alle Worte des Sohnes in ihrem Herzen, leidet mit ihm, trägt seine Verlassenheit mit, steht an dem Kreuz des Erlösers und empfängt ein zweites Mal einen Auftrag, der sie an Johannes und mit ihm an die Kirche bindet. Sie ist Mutter Gottes, Mutter Christi, Mutter der Kirche, Mutter eines jeden einzelnen, damit in allem und allen sich der Wille Gottes erfüllt. Sie steht am leeren Grab, sie ist mit den Aposteln, als der Heilige Geist sich in die junge Kirche einsenkt, um bis ans Ende bei ihr und mit ihr zu sein.

Die Lehre von Gott und dem Christusgeheimnis bildet den Rahmen, in dem das Nachdenken über Maria steht, nach dem Willen des Konzils stehen muß.

Was Maria ist, ist sie durch Gott und dadurch, daß sie sich bedingungslos an den Willen Gottes verschenkt.

So handelt Gott auch im Leben des einzelnen Menschen: Nur daß sich Gott zuerst verschenkt, damit jeder, der auch ihn liebt, in der Einmaligkeit seines Wesens bei ihm ankommt.

Die Frage nach dem Schwinden der Marienfrömmigkeit muß heute — wenn auch noch so unbequem — den Theologen und denen gestellt werden, die noch zur Kirche gehören wollen. Sie steht im Zeichen des Aufbruchs bei evangelischen und katholischen Christen.

Am Anfang wurde gesagt, daß Marienverehrung und Mariologie im Ganzen des Christusgeheimnisses, des Heilswerkes und im ungeteilten Glauben der Kirche steht. Umgekehrt wird der Verlust an Marienverehrung zusammen mit der Lage des Glaubens an Gott überhaupt zu sehen sein. Was über Jesus Christus ausgesagt wird, wird auch die Aussage über Maria bestimmen. Wenn H. Küng im Vorwort eines seiner Bücher Walter Jens, der selbst nicht katholisch ist, zynische Bemerkungen über dieses Dogma der Aufnahme Mariens

machen läßt, drängt sich doch die Frage auf, welches Mißverständnis, welches Ärgernis ein Theologe an diesem Dogma findet, wenn die betende Kirche längst vor der Dogmatisierung dieses Geheimnis in Gebet und Leben mit hineingenommen hat.

Unsere sich selbst säkularisierende und vom christlichen Glaubensbewußtsein emanzipierende Zeit hat die Urteilskraft verloren. Sie ist damit in Gefahr, wie ein Sinnvakuum zu implodieren und ungeprüften Ideologien, modernen Götzen³⁵⁾ und Pseudoreligionen zu verfallen.

Auf die Abwertung der Einzigartigkeit Mariens durch E. Drewermann (Die Frage nach Maria im religionswissenschaftlichen Horizont. Die scheinbare „Grundlosigkeit“ der Mariologie, ZM 66, 1982, S. 99–117) weist Franz Courth hin und widerspricht auch L. Boff (Ave Maria. Das Weibliche und der Heilige Geist, Düsseldorf 1982), „der in Maria die Inkarnation des Hl. Geistes sieht; damit wäre Maria in die Trinität hineingenommen und eine Unterscheidung zu Jesus wäre nicht mehr möglich.“³⁶⁾

Für H. Küng ist die Jungfräulichkeit Mariens keine ernsthafte katholische Glaubensaussage (Christ sein, dtv 1976, S. 549 ff), wie auch für ihn die Dreifaltigkeit Gottes keine „als undurchdringliches ‚Geheimnis‘ deklarierte trinitarische Frage, wie drei eins sein können, sondern die christologische Frage, wie vernunft- und schriftgemäß das Verhältnis Jesu zu Gott zu bestimmen ist“ (S. 581).

Das Wort Mariens, das mit dem „Wort des Lebens“ auf das innigste verbunden ist, ist der Punkt unserer Geschichte und der Kirchengeschichte, bei dem die Zeitwende beginnt. Es gibt aber auch, wie Hans Urs von Balthasar schreibt, „im ganzen Bereich der Kirche keinen anderen Punkt, an dem die von der Kirche erwartete Glaubensantwort lauterer erklungen und konsequenter gelebt worden wäre“ (Maria, Kirche im Ursprung, S. 73).

Das Ave Maria, das mit dem Mariengruß beginnt und mit dem Wort Jesus endet, möchte wohl die ganze Spannung christlicher Lebensbewältigung umfassen und uns hinführen zu einem nie endenden Lob Gottes, das gleichermaßen erklingt in der Schrift, in der Frömmigkeit des Volkes Gottes und in der Glaubenslehre der Kirche.

Die Entscheidung des II. Vatikanischen Konzils, die Mariologie nicht in einem eigenen Text darzustellen, sondern in die Konstitution über die Kirche aufzunehmen, braucht nicht eine Ausklammerung des Mariengeheimnisses zu bedeuten (L. Scheffczyk, Schwerpunkte, S. 308; J. Ratzinger, Maria, Kirche im Ursprung, S. 18 f und 22 f). Im Gegenteil: Wer Christus und seine Kirche ernst nimmt, muß auch Maria ernst nehmen. Wer in Opposition zu Maria steht, baut zugleich einen Gegensatz zu Christus und zur Kirche auf. Die auf dem II. Vatikanum entworfene Formel von der „Hierarchie der Wahrheiten“ (Unitatis reintegratio Nr. 11) muß dann auch in Zukunft beunruhigen, wenn etwa unkatholische, schleichende Tendenzen den Glauben der Kirche verunsichern wollen (zur Fragestellung Geiselmanns: K. Rahner und J. Ratzinger, Offenbarung und Überlieferung, Freiburg 1965, S. 25–69 und J. Ratzinger, Kommentar zu Kap. 2 der Offenbarungskonstitution, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Ergänzungsband II, 515–528).

Auch Thomas von Aquin ordnet Mariologie in das Nachdenken über Jesus Christus ein (Th. v. Aqu. Summa Theol. Bd 26. III 16—34, Qu. 27 Deutsche Thom. Ausg. 1957).

Seine Vorstellung über die Unbefleckte Empfängnis litt, vermutlich noch unter der auf Aristoteles zurückgeführten Lehrmeinung, daß die Beseelung des im Mutterleib sich entwickelnden Körpers eines Mädchens erst 80 Tage nach der Empfängnis erfolge. (Bei Knaben nach 40 Tagen). Die Franziskanertheologen Wilhelm von Ware und Duns Scotus lehrten nach ihren britischen Vorgängern Eadmer und Osbert von Clare, daß Maria durch eine einzigartige Weise vor-erlöst wurde, und legten so den Grund für die spätere Dogmatisierung. H. Küng sagt zwar, daß Thomas von Aquin die „unbefleckte Empfängnis“ ablehnte, aber er verweist nicht auf die damals verunsichernden Zusammenhänge der sog. Beseelung. (Christsein, dtv, S. 553)

Von einer strikten Ablehnung kann, wenn man den Worten Thomas von Aquins folgt, keine Rede sein. Im übrigen hat sich Thomas der Lehre der Kirche zu seiner Zeit vorbehaltlos untergeordnet. „... von dieser Autorität der Kirche hat auch die Lehre der katholischen Lehrer ihre Autorität...“ (S. Th., Bd 15, II-II 10,12). Hierzu auch A. Hoffmann-Kommentar S. Th. Bd 26, S. 541 ff. Papst Gregor XV. entschied am 4. Juni 1622 die Frage nach der Dogmatisierung der Unbefleckten Empfängnis mit den bedeutungsvollen Worten: „Der Heilige Geist, den wir mit inständigen Bitten anflehten, hat Seiner Kirche das Dunkel dieses Geheimnisses noch nicht enthüllt“ (A. Hoffmann OP, Kommentar zur Summa Theol. Bd 26, III, 16—34, S. 546).

Die Entscheidung des II. Vatikanischen Konzils über die Mariologie mag zwar zunächst eingängig sein und Freude über eine Lösung aufkommen lassen. Das Verwirklichen kann ohne betende Theologie, ohne vertiefende Frömmigkeit nicht geschehen. (Zum Hören und Verwirklichen der Botschaft des Glaubens hat die Offenbarung im Wissen um die Unzuverlässigkeit nur menschlicher Kraft in Fragen des Evangeliums warnende Worte: „Nimm und iß (das kleine Buch)! In deinem Mund wird es süß wie Honig, in deinem Magen aber bitter sein.“ (Offbg 10,9) Theorie und Praxis, Wille und Werk sind eben nur in der Spannung zwischen Hören und Tun zu bewältigen. Gefordert sind alle Theologen und Laien, die ganze Kirche. Die Worte Jesu über die Ärgernisse sollten uns in unserer Zeit besonders wachsam machen.

Was soll — so drängt sich zum Schluß die Frage auf — in unserer modernen Zeit, die scheinbar uferlos technisch fortschreitet, Marienverehrung, Mariologie?

Die Antwort hat etwas mit dem Menschen zu tun, der den Boden unter den Füßen verliert. Wer steht jemals fest auf dem Boden des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung und Anbetung in dieser Welt, wenn er die Orientierung verloren hat?

Damit wir wiedergewinnen, was wir stets zu verlieren in Gefahr sind, brauchen wir die Wirklichkeit aller Wirklichkeiten, wir brauchen Gott in der Welt und den Orientierungspunkt, der uns zu ihm führt. Diese Wirklichkeit Gottes in der Welt beginnt nicht irgendwie oder irgendwann. Sie beginnt zu einem bestimmten Zeitpunkt bei dem Sichindienst-

nehmen-, Sichinanspruchnehmen-Lassen Mariens zum Heil aller (Fr. Courth) ohne Einschränkung. Hier können wir lernen.

Es ist kaum ernsthaft anzunehmen, daß wir aus der Bedrängnis der Aufrüstung, der Bedrohung, der Gewalt, der menschenverachtenden Ideologie totalitärer Systeme, aus einer Selbstverwirklichung, die über Leichen geht, durch eigene Kraft herauskommen können.

Ein technischer Fortschritt, der mit dem Verlust an Moral verknüpft ist, wird die Zukunftsperspektiven immer schauriger werden lassen. Wem die Zusammenhänge im Weltgeschehen etwas sagen und wer sich darum bemüht, die „Zeichen der Zeit“ zu verstehen, der wird sich auch nicht davon blenden lassen, daß die Anwesenheit von Nuklearwaffen uns einen vierzigjährigen Frieden ermöglicht haben.

Die Frage lautet heute nicht mehr, wie kommen wir von A nach B?, sondern: Können wir heute überhaupt noch einen Schritt allein ohne Gott gehen?

Augustinus lenkt aus Erfahrung und Weitsicht den Blick auf zwei Aspekte:

Zunächst kommt es darauf an, alles von Gott zu hoffen in dem Beten: „Ich will dich lieben, Herr, meine Stärke“ (Ps 18,2) (Gottesstaat XIV, 28). Dann aber kommt es darauf an, folgenden Zusammenhang zu begreifen: Es gibt Staaten, „die nehmen für ihren Frieden Kämpfe auf sich, um alle zu den Ihrigen zu machen, damit einer über alle und alles herrsche, wozu es aber nur dadurch kommen kann, daß die anderen in diesen Frieden gern oder aus Furcht einwilligen“ (Gottesstaat, XIX, 12)

Es bedarf des Vertrauens auf Gott, und es bedarf des Mutes. Sollten wir uns nicht in Demut an Maria orientieren, wissend, daß sie der Welt das Vertrauen und den Mut von Gott erbittet, deren wir bedürfen, damit Friede sei in Freiheit, die freilich in Gott geborgen sein will.

Beten die Christen seit Jahrhunderten nicht um die Fürbitte der Königin des Friedens?!

Was haben wir falsch gemacht in den letzten einhundertfünfzig Jahren? Ist alles das, was uns bedrückt, die Folge eines falschen Weltbildes, eines Lebensverständnisses persönlicher und nationaler Art, das über Leichen geht?

Der stark belastete Begriff Umkehr sagt in seinem einfachsten Sinn: sich dorthin wenden, wo Gott selbst uns Orientierungszeichen gibt, um ihn zu finden. Daß wir die Orientierung in diesem Sinne verlieren, wird daran erkennbar, daß uns der Begriff Buße abhanden gekommen ist.

Das Magnificat ist ein Gebet des Mutes und des unerschütterlichen Vertrauens. Im Magnificat steigert sich der Jubel Mariens als Dank, Anbetung und Lobpreis, bis sie sich im Glaubenswissen mit dem „neuen“ Israel („als eschatologisch geläuterter Begriff“ — H. Schürmann) ganz in Gott geborgen weiß. Die Vergangenheitsform bestätigt bereits die Macht Gottes auch im Zukünftigen.³⁷⁾

„Meine Seele preist die Größe des Herrn und mein Geist jubelt in Gott, meinem Heiland. Denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut. Siehe, von nun an preisen mich alle Geschlechter.

Denn der Mächtige hat Großes an mir getan, und sein Name ist heilig. Sein Erbarmen währt von Geschlecht zu Geschlecht über alle, die ihn fürchten. Er hat Macht geübt mit seinem Arm, hat zerstreut, die hochmütig sind in ihrem Herzen.

Er hat Mächtige vom Thron gestürzt und die Niedrigen erhöht. Hungernde hat er mit Gütern erfüllt und Reiche ließ er leer ausgehen.

Er hat sich angenommen Israels seines Knechtes, zu gedenken seines Erbarmens, das er unsern Vätern verheißt hat, Abraham und seinen Nachkommen in Ewigkeit.“ (Luk 1,46–55)

Ein deutscher Bischof prägte das Wort: „Mach’s wie Gott, werde Mensch!“ Was zunächst wie ein Slogan klingt, wiegt schwer. Wie hat es denn Gott gemacht! Er begann bei Maria, nahm Knechtsgestalt an, hat sich hineingeopfert in diese Welt, damit wir das Leben haben. Natürlich kann man auch über dieses Wort mehrtägige Seminare halten mit schöngeistigen Reden über christlichen Humanismus und anderes mehr. Uns führt nur die Frage weiter: Wie finden wir wieder zur Lebensverwirklichung durch Christus im Heiligen Geist. Hierzu brauchen wir Orientierungspunkte, wir brauchen das Licht, die Sonne, die Freude und einen Lebensoptimismus, der allem standhält, weil der menschengewordene Gott durch alle Bedrängnisse, die diesen Optimismus trüben könnten, hindurchgegangen ist.

Und strahlt in den beiden letzten Mariendogmen, im Marienlob der Kirche, nicht ein unversiegbarer Optimismus, wenn wir uns wie Maria in den Dienst und in Anspruch nehmen lassen, jeder dort, wo und wie sein Auftrag es von ihm verlangt?

Papst Paul VI. hat auf dem II. Vatikanischen Konzil, am Ende der 3. Sitzungsperiode, Maria zur „Mutter der Kirche“ erklärt. Dieses Wort weist darauf hin, daß „der Dienst Mariens im Heilswerk Jesu . . . weitergetragen als geistige Mutterschaft“, weiterwirkt „ . . . bis zum Ende der Zeit . . . “ So ist Maria Bild der Kirche in Hinsicht auf Glaube, Liebe und vollkommene Einheit mit Christus“ (J. Ratzinger, J. Auer, Kl. Kath. Dogmatik).

Der Christ von heute wird, je dunkler diese Zeit sich auch zeigt, immer mehr das Ganze des Evangeliums und des Glaubens der Kirche — und nicht nur Teilwahrheiten — verlangen. In diesem Ganzen des Glaubens hat auch Maria ihren unverwechselbaren Ort: im Christusgeheimnis und damit im Leben der Kirche.

Anmerkungen

- *) Maria, Zeichen des Heils im Christusgeheimnis (Ereignis des Heils, Mißverständnis oder Ärgernis)

Mißverständnisse und Ärgernisse wird es immer geben. **Mißverständnisse** liegen in den Zusammenhängen einer Sache, in der subjektiven Sicht, im eigenen Weltbild, in Abhängigkeiten und Bezogenheiten begründet. Sie können wieder abgeklärt werden.

Mißverständnisse können darauf beruhen, daß eine Sache anders als gemeint verstanden wird. Sie können auch in einer gänzlich anderen Auffassung begründet sein, ohne die Sache selbst zu leugnen. Die Meinungsfreiheit muß auch Mißverständnisse ertragen und lösen. **Ärgernisse** können objektiv gegen das sittlich-ethische Empfinden, gegen Recht und Ordnung gerichtet sein. Es wird ihnen entsprechend Ausdruck verliehen. Ein Ärgernis kann aber auch als unversöhnliche Geisteshaltung eine Sache überhaupt betreffen. Wer sich an einer Sache, die religiös/weltanschaulich begründet ist, bewußt ärgern will und intolerant die Verneinung will, will schließlich auch ihre Zerstörung. („Selig, wer sich an mir nicht ärgert“, Mt 11,6.) Ein Ärgernis kann aber auch gegeben

werden, wo anderen Menschen in ihrer geistig-seelischen Befindlichkeit Schaden zugefügt oder die Würde der Person verletzt wird. („Wehe dem, durch den Ärgernisse kommen“, Lk 17,1.)

So kann es auch in der Beziehung zu Maria Mißverständnisse geben, aus denen sich freilich auch Überzeichnungen, verabsolutierende Einseitigkeiten oder aus anderen Sichtweisen (Weltbild) gegensätzliche Meinungen bilden können. Mißverständnisse kommen hier aber vor allem aus dem Nichtwissen, aus einem Mangel des Hörens, was Evangelium und Kirche hierzu sagen. Maria ist weder Göttin noch bloße Idee, noch nur Symbol. Was Maria ist, ist sie durch den Willen Gottes, der sich für uns in unsere Geschichte hineingeopfert hat, damit wir das Leben haben. Aber mit Maria hat Gott — wenigstens, was unsere zeitliche Geschichte betrifft — einen Anfang gesetzt. Wer sich an Maria ärgert, wird sich auch an Christus ärgern, weil die Menschwerdung nun einmal keinen Weltmenschen hervorgebracht hat, sondern den gekreuzigten und auferstandenen Herrn.

- 1) Hypostatische Union. Auf dem Konzil von Chalcedon (451) grundgelegte dogmatische Lehraussage: „Die göttliche und menschliche Natur in Jesus Christus sind unvermischt, aber geeint in der einen göttlichen Person“ (Neuner-Roos). In Jesus Christus wurde durch die Vereinigung und bleibende Einheit von einer menschlichen Natur mit der göttlichen Person des Logos eine menschliche Wirklichkeit zur kreatürlichen Selbstaussage des Wortes Gottes . . . , so daß der erlösende Akt ein Akt des Logos und doch ein Akt menschlicher Freiheit ist und bleibt. (Gegen die Monophysiten) (Denz 301, 302, 303, s. Neuner-Roos 178)
Diese Aussagen mußten dann auch klärend auf das wirken, was über Maria zu sagen war.
Den Konzilstexten gingen heftige Kämpfe um das richtige Verständnis der Person Jesu Christi voraus: (Arianismus, Apollinarismus, Nestorianismus).
Auch die Konzile von Nicäa (325) und Ephesus (431) hatten bereits Lehraussagen zur Person Christi gemacht (Denz 125, 126; Neuner-Roos 155, 156; Denz 252—263, NR 160 und 71).
- 2) J. Ratzinger, Die Tochter Zion, Einsiedeln, 1977, Das marianische Grunddogma, S. 29ff.
- 3) Im Konzil zu Ephesus (431) wurde gegen Nestorius, den Bischof von Konstantinopel, der Maria den Titel Gottesgebärerin absprach und Maria nur als Christumutter benannte, eine Lehraussage mit dem Titel Gottesmutter (Theotokos) formuliert, den auch schon Origenes geprägt hatte. In Cyrill von Alexandria (Bischof von Alexandria) entstand Nestorius der entschiedenste Gegner. Seine 12 Sätze gegen Nestorius erhielten die Anerkennung als rechtgläubige Lehre von der Menschwerdung des Logos. (Denz 252—263; Denz 113 und 148, NR 160—171; Denz 150, 251, NR 172). H. Küng bleibt unklar gegenüber dem Bekenntnis „wahrer Gott und wahrer Mensch“ (546ff), er stellt die Jungfrauengeburt Mariens, den Titel „Unbefleckte Empfängnis“ in Zweifel (S. 549—564). Die Frage nach der Dreifaltigkeit Gottes ist für ihn kein „undurchdringliches Geheimnis“, sondern Frage „wie vernunft- und schriftgemäß das Verhältnis Jesu zu Gott zu bestimmen ist“ (S. 581f). Die Kirche ist für H. Küng „nicht von Jesus gegründet“ (S. 583). Für ihn gehören die Mariendogmen mit zu einem „übertriebenen Marienkult“ . . . der „denn auch in Theologie und kirchlichem Leben seine Stoßkraft in der Zeit nach dem Konzil völlig eingebüßt“ hat (S. 563). (H. Küng, Christ sein, dtv 1977.)
- 4) Luk 1,20ff.
- 5) Dogmengeschichte ist die systematische Darstellung der Geschichte der einzelnen Dogmen aus ihrem Zusammenhang, ihren Entstehungsursachen, der geschichtlichen Situation mit ihren verschiedenen Zeitströmungen sowie aus dem Glaubensbewußtsein der Kirche.
- 6) Die deutschen Bischöfe, Maria, die Mutter des Herrn, Hirtenwort der deutschen Bischöfe, Sekr. der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn, 30. Apr. 1979, S. 6.
- 7) Hierzu: L. Scheffczyk, Maria in der Heilsgeschichte I, Das biblische Zeugnis von Maria, Wien 1979
ders. Maria in der Heilsgeschichte II, Maria im Glauben der Kirche, Wien 1980
ders. Maria in der Heilsgeschichte III, Maria in der Verehrung der Kirche, Wien 1981
J. Ratzinger, Die Tochter Zion, Betrachtungen über den Marienglauben der Kirche, Einsiedeln 1977
Abt Basilius Ebel, Maria in der Kirche, Väterwort und Gotteslob, Abtei Maria Laach, Regensburg 1955
A. Müller, Ecclesia-Maria. Die Einheit Marias und der Kirche, Beiträge zur Geschichte der altchristlichen Literatur und Theologie, Bd V, Freiburg/Schweiz
- 8) A. Müller, a.a.O., S. 46
L. Scheffczyk III, a.a.O., S. 7
- 9) B. Steidle, Die Kirchenväter, Eine Einführung in ihr Leben und Werk, Regensburg 1939, S. 45—50, sowie A. Müller, a.a.O., S. 46
Justin, Märtyrer, Bibl. d. Kirchenvät. Kempten-München 1917, Dialog mit dem Juden Tryphon (100) S. 162
- 10) A. Müller, a.a.O. S. 83 sowie Wiener Kirchenväterausgabe (Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum (SEL)
- 11) L. Scheffczyk, Maria im Glauben der Kirche, a.a.O., S. 8
- 12) A. Müller, a.a.O., S. 71 und A. Kassing, Das verschlossene Tor (zu Ezechiel 44,1—3), Heilsgeschichtliches Sinnverständnis als ecclesologisch-mariologische Anregung, in: Wissenschaft und Weisheit, 16 (1953), S. 187—190

- 13) Abt Basilius Ebel, Abtei Maria Laach, Maria in der Kirche, Väterwort und Gotteslob, S. 14
- 14) Ignatius v. Antioch., Bibl. d. Kirchenvät. a.a.O., Apost. Väter, Brief an die Eph. 19. Kap. S. 124 (Bibl. d. K.) sowie B. Steidle, a.a.O., S. 45 und B. Ebel, a.a.O., S. 13
- 15) B. Steidle, a.a.O., S. 127–131 sowie
Papst Pius XI., Enzykl. *Lux veritatis* vom 25. 12. 1931 und B. Ebel a.a.O., S. 63 und 16
- 16) Johannes v. Damaskus, Bibl. d. Kirchenvät., a.a.O., Homilien, 5–7, S. CVI, sowie Patol. Graec. 96, C-717 B, Homilie 8, 10
- 17) Tertullian, (SEL Wien, aduersus Marcion 2,4 S. 338 (9–20))
- 18) A. Müller, a.a.O., S. 213
J. Huhn, Maria in der Heilsgeschichte nach dem Kirchenvater Ambrosius, in: Liturgie und Mönchtum 1954, S. 40–56
- 19) F. Hofmann, Der Kirchenbegriff des Hl. Augustinus, München 1933, S. 264 und 148–173
Augustinus, Sermo 225, Patol. Lat. 38, S. 1074
A. Kassing, a.a.O., S. 186
Augustinus, Bibl. d. Kirchenvät. a.a.O., 4,12
- 20) 1. Stellvertretend für viele Gespräche mit evangelischen Theologen während und nach dem Kriege sei hier der von Abt Basilius Ebel zitierte H. Asmussen, Maria, die Mutter Gottes, Stuttgart 1950 genannt.
2. E. Krebs, Luthers Magnifikatauslegung und die katholische Marienverehrung, eine Marienbetrachtung für das Reformationszenter, in: Oberrhein. Pastoralblatt 1917, S. 127 ff
3. K. Barth, Kirchliche Dogmatik I,2, Zürich 1948, S. 157
4. W. Borowsky, Die evangelischen Christen und die Mariologie, in: Ökumenische Information, KNA 22/1974, S. 9
5. M. Thurian, Maria, Mainz 1965
6. B. Schlink, Maria, Der Weg der Mutter des Herrn, Darmstadt 1971
7. R. Baumann, Die Retterin, Gedanken eines evangelischen Christen über die Mutter Jesu, Leutesdorf 1973
8. Gespräche mit Professor Lampater, Tübingen
- 21) Marianische Lehrschreiben, Papst Siricius (384–399), Brief an Anysius, Bischof von Thessalonich im Jahre 392, u. a. über die Jungfrauschaft Mariens
Papst Innozenz I. (402–417) in einem Brief an Bischof Severianus von Gebata
Papst Leo I., d. Gr. (440–461) in der Weihnachtspredigt und gegen die Lehre des Eutyches
Papst Honorius I. (625–638) an den Patriarchen von Konstantinopel
Papst Sixtus IV. (1471–1484) führt Messe und Stundengebet zu Ehren der Unbefleckten Empfängnis ein (Lehr-entscheidung über Sündenlosigkeit Marias) NR 472
Marienverehrung und Assumpta-Glaube in den alten Liturgien; Römische Liturgie, Gallikanische Liturgie, Byzantinische Liturgie. Liturgieverordnungen der Päpste Sergius I. (687–701), Leo IV. (847–855), Nikolaus I. (858–867)
Papst Benedikt XII. (1334–1342), Apostol. Konstitution 1336, Das Schauen Gottes von Angesicht zu Angesicht, Denz 530
Papst Pius V. (1567) gegen Basius: Freisein der Mutter Gottes von Sünde und Tod, Denz 1073
Rundschreiben Papst Leos XIII. Fidentem (1892) (Gnadenmittelschaft Mariens)
Papst Leo XIII. (1892), Magnae Dei Matris (Maria, Mittlerin aller Gnaden)
Während des Vatik. Konzils (1869–1870) baten 204 Bischöfe und Theologen um die Dogmatisierung der leibl. Himmelfahrt Mariens.
Papst Pius XII. Rundschreiben „Mystici corporis Christi“ vom 29. 6. 1943. Hier wird in einem Lehrschreiben die leibliche Aufnahme der seligsten Jungfrau in den Himmel ausgesprochen.
Papst Pius XII. Enzykl. „Dei parae Virginis“ vom 1. 5. 1946. Siehe hierzu auch J. Brinktrine, a.a.O., S. 8 f
Rundschreiben Papst Pius XII. vom 20. Nov. 1947 „Mediator Dei“
Papst Paul VI. Apostol. Schreiben „Mialis Cultus“ vom 2. Febr. 1974
(Konzil zu Ephesus (431), Bulle „ineffabilis Deus“ v. 8. 12. 1854 und Apost. Konstit. „Munificentissimus Deus“ v. 1. 11. 1950, siehe im Text)
Weitere Zeugen, die sich für die leibliche Aufnahme Mariens, für das Bekenntnis der Gottesmuttertschaft und Jungfräulichkeit Mariens eingesetzt haben: Hyppolyt von Rom († 235), Hesyehius von Jerusalem († 457), Epiphanius, Bischof von Salamis/Cypern († 403), Modestus, Patriarch von Jerusalem († 634), Germanus, Patriarch von Konstantinopel († 733), Johannes von Damaskus († 754); seit dem 9. Jahrhundert ist in der Ostkirche der Glaube an die leibliche Aufnahme allgemein (J. Brinktrine); Gregor von Tours († 596), Atto, Bischof von Vercelli († 960), Fulbert von Chartres († 1029), Odilo von Clugny († 1048), Petrus Damiani († 1072), Hildebert von Le Mans († 1134), Hugo von St. Viktor († 1141), Peter Abälard († 1141), Herväus von Bourges-Deols († 1150), Pe-

- trus Comestor († 1179), Petrus Cantor († 1192), Albert d. Gr. († 1280), Thomas von Aquin († 1274), Gerson, Kanzler der Universität Paris († 1485), Amedeus von Lausanne († 1159), Antonius von Padua († 1231), Bonaventura († 1273), Robert Bellarmin († 1621), Franz von Sales (1787), Petrus Canisius (1597), Franz Suarez († 1617)
- 22) Joseph Ratzinger, Die Tochter Zion, a.a.O.
- 23) L. Scheffczyk, Maria in der Heilsgeschichte III, a.a.O., S. 56
- 24) H. Schürmann, Das Lukasevangelium, Teil I, Freiburg 1969
- 25) B. Langemeyer, Konziliare Mariologie und biblische Typologie. Zum ökumenischen Gespräch über Maria nach dem Konzil, in: *Catholica* 21, 1967, S. 314
- 26) Denz 113
- 27) Denz 256
- 28) Denz 148, Denz 290
- 29) J. Brinktrine, Die feierliche Definition der leiblichen Aufnahme der allerseligsten Jungfrau, Paderborn 1951
- 30) ebenda
- 31) ebenda
- 32) E. Krebs, Dogma und Leben, Paderborn 1921, S. 450
- 33) J. Brinktrine, Die feierliche Definition der leiblichen Aufnahme der allerseligsten Jungfrau, Paderborn 1951, S. 7
- 34) Franz Courth, Maria — heute neu gefragt?, in: *Trierer Theologische Zeitschrift*, H. 1, 93, 1984, S. 49
- 35) Der 1. Johannesbrief endet mit den beschwörenden Worten: „Hütet euch vor Götzen.“
Die Mariendogmen weisen entschieden darauf hin, daß sich das Leben nicht nur zwischen Geburt und Tod bemißt.
- 36) Franz Courth, Maria — heute neu gefragt?, S. 49
- 37) Hierzu H. Schürmann, Das Lukasevangelium, a.a.O., S. 71f und F. Mußner, Luk 1,48f; 11,27f und die Anfänge der Marienverehrung in der Urkirche, in: *Catholica* 21, 1967, S. 287—294

Quellen

- Bibliothek der Kirchenväter, Kempten und München, 1914—1935
- J. P. Migne, *Patrologiae Latinae*, Turnholi
- M. Schmaus, *Katholische Dogmatik*, München 1938, Bd V
- E. Krebs, *Dogma und Leben*, Paderborn 1921, Bd 2
- J. Ratzinger, J. Auer, *Kleine katholische Dogmatik*, Regensburg 1979, Bd II, III, V, VIII, VI
- L. Scheffczyk, *Schwerpunkte des Glaubens*, Einsiedeln 1977, S. 306
- drs. Das biblische Zeugnis von Maria (Maria in der Heilsgeschichte I), Wien 1979
- ders. Maria im Glauben der Kirche (Maria in der Heilsgeschichte II), Wien 1980
- ders. Maria in der Verehrung der Kirche (Maria in der Heilsgeschichte III), Wien 1981
- H. U. von Balthasar, *In der Fülle des Glaubens*, Freiburg 1981, S. 218ff, S. 237ff
- ders. *Katholisch*, Einsiedeln 1975
- J. Ratzinger, H. U. von Balthasar, *Maria, Kirche im Ursprung*, Freiburg 1980
- Abt Basilius Ebel, Abtei Maria Laach, *Maria in der Kirche, Väterwort und Gotteslob*, Regensburg 1955
- J. Ratzinger, *Die Tochter Zion*, Einsiedeln 1977 (Betrachtungen über den Marienglauben der Kirche)
- G. Söll, *Mariologie, Handbuch der Dogmengeschichte*, Hrsg. Schmaus, Grillmeier, Scheffczyk, Seybold, Freiburg 1978
- Die Deutschen Bischöfe (18), *Maria, die Mutter des Herrn*, 30. Apr. 1979, Sekr. der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn
- R. Laurentin, *Court traite de théologie mariale*, Paris 1953
- H. Schürmann, *Das Lukasevangelium I*, Freiburg 1969
- J. Brinktrine, *Die feierliche Definition der leiblichen Aufnahme der allerseligsten Jungfrau*, Paderborn 1951
- Fr. Courth, S.A.C. Zur Situation der deutschsprachigen Mariologie, Roma, Edizione „Marianum“ 1981, S. 152ff
- Fr. Courth, S.A.C. *Maria — evangelische Fragen und Gesichtspunkte. Eine katholische Würdigung*, Roma, Edizioni „Marianum“ 1983, S. 306ff
- ders. *Maria — heute neu gefragt?* in: *Trierer Theolog. Zeitschrift, Sonderdruck*, H. 1, 1984, Paulinus-Verlag Trier
- drs. *Das Marienlob bei Martin Luther*, Münch. Theol. Zeitschr. H. 4/1983
- W. Beinert, *Heute von Maria reden? Kleine Einführung in die Mariologie*, Freiburg 1973
- J. Lortz, *Wie kam es zur Reformation*, Einsiedeln, 1963
- J. Lortz, *Reformation in Deutschland*, Freiburg 1962, 1982
- Th. Livius, *Die allerseligste Jungfrau bei den Vätern der ersten sechs Jahrhunderte*, Trier 1901

- N. Scheeben, C. Feckes, Die bräutliche Gottesmutter, Essen 1951
 H. U. von Balthasar, „Heilig öffentlich Geheimnis“, in: Internat. Kathol. Zeitschr. 1/78, S. 1—12
 L. Scheffczyk, „Jungfrauengeburt“, Biblischer Grund und bleibender Sinn, in: Internat. Kathol. Zeitschr. 1/78, S. 13—25
 A. Feuillet, Der Sieg der Frau nach dem Protoevangelium, in: Internat. Kathol. Zeitschr. 1/78, S. 26—35
 Neuner-Roos, Der Glaube der Kirche, neubearbeitet vmon K. Rahner und K. H. Weger, Regensburg 1971 (NR)
 Denzinger-Schönmetzer, Enchiridion symbolorum (Denz)
 W. Beinert, H. Petri, Handbuch der Marienkunde, Regensburg 1984
 K. Algermissen, C. Feckes, Lexikon der Marienkunde
 C. Feckes, Die heilsgeschichtliche Stellvertretung der Menschheit durch Maria, Paderborn 1954
 J. Auer, J. Ratzinger, Kleine Kathol. Dogmatik, VIII Die Kirche, Regensburg 1983

A.M.I. — Pressemeldung

Seit 20 Jahren besteht ein internationaler Zusammenschluß katholischer Soldaten, das Apostolat Militaire International (A.M.I.).

Mit Schreiben vom 23. Juli 1985, Nr. 150.280, hat S.E. der Kardinalstaatssekretär Cardinal Casaroli offiziell mitgeteilt, daß der Heilige Stuhl das A.M.I. als *internationale katholische Organisation* — zunächst für 3 Jahre — anerkannt hat.

Mit dem gleichen Datum wurden die drei Kandidaten für den Vorsitz

- Divisionsgeneral Karl Majcen
- Brigadegeneral Dr. Franz Eckstein und
- Vizeleutnant Erich Hansmann
- alle Österreich — anerkannt.

Der Generalsekretär ist Oberstleutnant d.G. Rolf Urrisk (Wien). Als geistlicher Beirat wurde „Teniente Coronel Capelan Luis Martinez Fernandez“ beauftragt.

Mit dieser Anerkennung durch den Heiligen Stuhl ist allen Mitgliedsverbänden eine besondere Verantwortung übertragen.

Die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS), die seit 25 Jahren den Dienst in der Kirche mitträgt, zählt zu den Gründern in Santiago de Compostella 1965.

Sie wird die internationale Arbeit verstärkt mittragen.

Die unterschiedlichen Organisationsstrukturen der Laienmitarbeit in den einzelnen Ländern macht diese Arbeit nicht leicht. Aber im Hinblick darauf, daß wir alle Glieder dieser einen katholischen Kirche sind und dem gleichen Ziel nachstreben, das Reich Gottes zu gewinnen, wird diese päpstliche Anerkennung Ansporn auch für die Arbeit in der Bundeswehr sein.

Der im Glauben gefestigte Soldat wird sich immer der Pflicht bewußt sein, als gerechter Verteidiger des Friedens zugleich auch alles zu tun, um den Frieden zu fördern. H.F.

Friedrich von Spee — Priester, Dichter, Kämpfer für die Menschenrechte

Lothar Groppe

Unsere Zeit, die sich gern der Humanität und der Menschenrechte rühmt, darf nicht an einem ihrer hervorragendsten Vorkämpfer vorübergehen, dessen Todestag sich am 7. August dieses Jahres zum 350. Mal jährte. Es ist sicher keine Übertreibung, wenn man diesen weit über das Mittelmaß herausragenden Jesuiten nicht nur zu den bedeutendsten Mitgliedern seines Ordens, sondern auch zu den größten Männern Deutschlands zählt.

Friedrich von Spee wurde am 25. Februar 1591 als ältester Sohn des Burgvogts Peter Spee von Langenfeld in Kaiserswerth bei Düsseldorf geboren. Mit 12 Jahren kam er auf das von Jesuiten geleitete Dreikönigsgymnasium in Köln. Seit frühester Kindheit, „fast als er noch in der Wiege lag“, ging sein Verlangen in die Heidenmission, wie er 1617 an den Ordensgeneral schrieb, um „dem Gekreuzigten zuliebe alles zu erdulden und nichts von alledem zu besitzen und zu begehren, was sich unter Sonne und Mond findet“.¹⁾

Am 22. September 1610 trat er in das Jesuitennoviziat zu Trier ein. Dort wütete seit Jahren die Schreckensherrschaft des Weihbischofs und Generalvikars Peter Binsfeld gegen die Hexen. „Durch die Städte und Dörfer des ganzen Bistums jagten, von Gericht zu Gericht, spezielle Ankläger, Inquisitoren, Beisitzer, Richter, Häscher, schleppten Menschen auf die Folter und verbrannten sie in großer Zahl, wie es in den Gesta Treverorum (Geschehnisse zu Trier) des Trierer Domherrn Johann Linden“ heißt. In vielen Dörfern des damaligen Erzbistums wurde die Bevölkerung so stark dezimiert, daß Äcker und Weinberge verödeten.“²⁾ Da in Trier die Pest ausbrach, wurde das Noviziat nach Fulda verlegt, wo Spee auch seine ersten Gelübde ablegte.

Philosophie studierte der junge Scholastiker in Würzburg, wo er auch den Magistergrad erwarb. Anschließend wurde er zum Theologiestudium nach Mainz geschickt und dort 1622 zum Priester geweiht. Ein Jahr später erschien in Köln das Gesangbuch der Jesuiten „Catholische Kirchengesäng“, das bereits mehrere Lieder Spees enthält, so u.a. „O Heiland, reiß die Himmel auf“ und „Die ganze Welt, Herr Jesus Christ“. Freilich wurde der Name des Verfassers nicht genannt. Spees frühestes nachgewiesenes Kirchenlied ist: „Unüberwindlich starker Held, Sankt Michael“. Noch heute finden sich in den verschiedenen Diözesanausgaben des „Gotteslob“ 22 Lieder Friedrichs von Spee. Auch in evangelischen Gesangbüchern findet sich noch das eine oder andere Lied von ihm, so „Zu Bethlehem geboren“ und „O Heiland, reiß die Himmel auf“.

1623 kam Spee als Philosophieprofessor an die Jesuitenuniversität Paderborn. Die Geschichte des dortigen Kollegs berichtet 1624, er habe sich mit Eifer in den Dienst der Gegenreformation gestellt.³⁾ Jedoch beginnen nunmehr Schwierigkeiten mit seinen Obern, die im Lauf seines weiteren Lebens zu wiederholten Versetzungen führten. 1628 beschwerte sich sein Hauptwidersacher, P. Provinzial Baving, beim General, Spee hege über „die Armut im Orden und andere Dinge abwegige Meinungen“.⁴⁾ Spee sollte einen Lehrauftrag an der Kölner Universität erhalten, jedoch wurde dieser Plan mit fadenschei-

nigen Gründen hintertrieben. In Köln wütete wieder der Hexenwahn, der zahlreiche Opfer forderte. Allein unter Bischof Philipp Adolf von Ehrenberg wurden ungefähr 1200 Hexen verbrannt, 1629 u. a. auch 30 Priester.⁵⁾

Es wird vermutet, daß Spee unter dem Eindruck der Hexenprozesse gegen die Patrizierin Katharina von Henoth seine Arbeit an der später so berühmt gewordenen *Cautio Criminalis* begonnen hat. In der 39. Frage (=Kapitel) behandelt er, wenn auch ohne Namensnennung, diesen Fall, der in Köln ungeheure Empörung ausgelöst hatte. Nicht nur, weil es sich um eine Adlige handelte, sondern auch, weil Katharina als fromme, untadelige Frau galt, die ihrem Bruder, einem Domherrn, den Haushalt führte.

Es hatte damit angefangen, daß der Teufel in die Nonnen des Klosters Sancta Clara fuhr. Dem grausigen Geschrei der Frauen war zu entnehmen, Fräulein Henoth habe sie verhext. Erst als sie aus dem Haus ihres Bruders ins Gefängnis geschleppt wurde, schlug die Stimmung des Volkes um. Überall auf Bäumen und in Gemüsebeeten Kölns wurden Raupen entdeckt. Katharina von Henoth hat sie herbeigezaubert. Zwei Kölner Priester bekamen die Syphilis, eine für geistliche Herren etwas ungewöhnliche Krankheit. Katharina hat sie ihnen angehext. Die Säuglingssterblichkeit ist groß. Katharina hat sie zu Tode gehext. Nach einer Bedenkzeit im Kerker kommt der Folterknecht, um ihr Kopfhaar abzuschneiden und auch alle Körperhaare zu entfernen. Sie könnten ja ein Hexenmal verbergen. Spee macht zu Recht darauf aufmerksam, welch schändlichem Mißbrauch Tür und Tor geöffnet wurde. Vergewaltigungen waren nicht selten. Bei Katharina wurden die Körperhaare mit einer Pechfackel abgebrannt. Hätte sie gestanden, wäre sie ohne weiteres zum Scheiterhaufen verurteilt worden. Nun, da sie nicht gesteht, wird sie mit Zangen gefoltert, Nägel werden ihr unter die Fingernägel und in den Körper getrieben. Als sie vor Schmerzen die Augen verdreht, hat man eine Erklärung parat: „Seht nur, wie sie nach ihrem Buhlen, dem Teufel, schaut. Weil sie trotz Folter nicht gesteht, ist es offenkundig, daß sie eine Hexe ist und mit dem Teufel im Bunde steht. Wie hätte sie sonst der Marter widerstehen können? Jedoch als sie mit zerrissenen Gliedern auf der Folterbank liegt, streitet sie beharrlich einen Pakt mit dem Teufel ab. Die Patres Horn und Mohr, zwei Jesuiten, geleiten sie zum Scheiterhaufen. Dort muß sie dem Notar ein Papier unterschreiben. Die beiden Jesuiten rufen ins Volk: „Seht, sie ist wirklich eine Hexe, denn sie schreibt mit der linken Hand!“ Da reißt Katharina den Verband von der rechten Hand, reckt den blutigen Stummel zum Himmel und ruft: „Ja, ich schreibe mit der linken Hand, weil die Henkersknechte mir die rechte zerschmetterten, um mich Unschuldige zum Geständnis zu zwingen.“⁶⁾

Die Richter und der Kölner Generalvikar hatten Katharina retten wollen. Aber Erzbischof Ferdinand von Bayern und Spees Mitbrüder bestanden auf Katharinas Verbrennung. Nun brach der Hexenwahn sich mächtig Bahn. Der Kölner Pfarrer Duren schildert die Vorgänge so: „Es geht gewiß die halbe Stadt drauf. Denn allhier sind schon Professoren, Candidati juris, Domherrn und Vicarii, Ordensmänner eingelegt und verbrannt. Der Kanzler sammt der Kanzlerin und des geheimen Secretarii Frau sind schon fort und ge-

richtet ... Kinder von drei bis vier Jahren haben ihren Buhlteufel. Studenten und Edelknaben von neun, von zehn, von elf, zwölf, dreizehn, vierzehn Jahren sind hier verbrannt. Summa, es ist ein solcher Jammer, daß man nicht weiß, mit was für Leuten man conversieren und umgehen soll.“⁷⁾

Spees Mitbrüder hatten nicht nur den Kurfürsten zur Verfolgung angestachelt, sondern hetzten auch das Volk auf und quälten als Beichtvater die Angeklagten noch, wenn sie bereits auf dem Scheiterhaufen waren. Die Schwierigkeiten Spees mit seinem Provinzial bestanden wenigstens zum Teil darin, daß er sich seinen gesunden Menschenverstand gegen die verbrecherische Massenhysterie und ein unbeugsames Rechtsgefühl bewahrt hatte. Selbst wenn es wirklich Hexen geben mochte — Hl. Schrift und die angesehensten Theologen sprachen davon — mit der Art, wie Geständnisse von den Angeklagten mittels der Folter erpreßt wurden, war von jedermann jedes beliebige Geständnis zu erlangen, wie Spee im Anhang zur *Cautio* schreibt.

Nicht zuletzt wegen der Schwierigkeiten mit P. Baving wurde Spee 1628 im Dienst der Gegenreformation in das Gebiet von Peine geschickt. Bei seinen Rekatholisierungsbemühungen war er jedoch kein Vorkämpfer eines irenischen Ökumenismus, sondern bediente sich der rauen Methoden jener Tage, denen Toleranz im heutigen Sinn fremd war. Er wollte, wie er schrieb, gegen die Protestanten nach dem Beispiel Oberdeutschlands „non sine salubri terrore“ (nicht ohne heilsame Einschüchterung) vorgehen. Dennoch konnte Spee weitgehend das Vertrauen der Landleute und auch der protestantischen Geistlichen gewinnen, so insbesondere die Freundschaft des bekannten ehemaligen Pastors von Woltorf, des „tollen Herrn Tyle“. Da er die 6 Taler, die er aus der fürstlichen Schatulle für seinen und seines Mitbruders Lebensunterhalt erhielt, nicht für sich selbst in Anspruch nahm — er hatte eine andere Quelle zur Bestreitung der notwendigen Ausgaben —, erwarb er sich den Ruf eines Wohltäters der kleinen Leute.⁸⁾

Am 29. April 1629 ritt Spee nach Woltorf zur Sonntagsmesse. Auf dem Weg dorthin wurde er von einem Unbekannten überfallen und schwer verwundet. Es gelang ihm aber, zu entkommen und nach Woltorf zu gelangen. Dort wurde er von seinem Freund Tyle notdürftig verbunden und schleppte sich in die Kirche. Nach dem Evangelium — es war gerade das vom guten Hirten — begann er zu predigen: „Meine lieben Kinder, nun urteilt selbst, ob ich ein guter Hirt oder ein Mietling bin; die Male des guten Hirten trage ich ja an Stirn und Schläfe.“ Dann brach er auf der Kanzel zusammen.⁹⁾

Dieses Ereignis, übrigens eines der bestbezeugten aus Spees Leben, ist typisch für seine priesterliche Haltung. Schrieb er doch über den Tag seiner Weihe: „Genedeyet sei die stund, in der du mich unwärtigen grossen Sünder zum Priesterlichen ampt beruffen hast, damit ich dir also täglich alle meine lebzeit ein unendlich grosses lob auftragen könne.“¹⁰⁾

Nach langem Krankenlager auf dem Stiftsgut der Jesuiten in Falkenhagen im Lippischen, genas Spee wieder, hatte aber die restlichen Jahre seines Lebens an den Folgen seiner schweren Verbundungen zu leiden. Hierbei waren die körperlichen Leiden gewissermaßen die Entsprechung der seelischen Qualen, die er erdulden mußte. Immer wieder begeg-

nete er dem Unverständnis, ja der Feindschaft seiner Mitbrüder, durchlitt als Beichtvater die furchtbare Not der als Hexen Angeklagten, sah das, menschlich gesprochen, aussichtslose Bemühen, diesem Wahn wirksam zu begegnen und blieb dabei noch der gottinnige Beter, der unermüdliche Seelsorger, von dem es im Nachruf heißt:

„Obgleich er Ämter innehatte, die den ganzen Menschen in Anspruch nehmen, fand er doch immer Zeit, Beicht zu hören, Verurteilte zu trösten, Kranke und Bedrängte zu stärken... Unermüdlich in der Arbeit, war ihm kein Haus und keine Hütte zu eng, kein Krankenzimmer zu ekelhaft, kein Kerker zu abschreckend.“

Dieses Zeugnis kennzeichnet den Seelsorger, den guten Hirten, der sich für die ihm Anvertrauten restlos verausgabt. Wenn man das Leben dieses exemplarischen Jesuiten betrachtet, drängt sich die Frage auf, wieso er, der jeder Ordensgemeinschaft zur Zierde gereicht hätte, von seinen Mitbrüdern, besonders von seinen Obern, oft so gründlich mißverstanden wurde, warum man ihn so anfeindete, daß er seinen Ordensgeneral mit einem Schwall von Briefen überschüttete, um in eine andere Ordensprovinz versetzt zu werden, wo er den Nachstellungen seiner Mitbrüder entzogen sei.¹¹⁾ Warum wurde dieser überragende Ordensmann nie zu den letzten feierlichen Gelübden zugelassen?

Rein natürliche Erklärungen vermögen diese Fragen wohl nicht zu beantworten. P. Reiffenberg schreibt in seiner „Geschichte der Niederrheinischen Ordensprovinz“, „Pater Spee habe als Novize von Gott die Gnade erbeten, viel in der Gesellschaft und besonders von den Obern zu leiden, er habe gewünscht, im eigenen Orden Verfolgungen zu erleiden, scharfe Richter seines Vorgehens zu finden und stets harte, wenig wohlwollende Obere zu haben. „Wenn er dies wirklich erbeten“, so führt P. Reiffenberg fort, „so kann nicht geleugnet werden, daß er vollständig erhört worden ist. Denn er war durch die Zulassung Gottes stets unter solchen Obern, die andere Meinung hatten als er, viel an ihm tadelten und ihn nie zur Profesz zuließen. Welche Qualen aber der edle Mann in diesen Wirrnissen erduldet, soll er am Ende seines Lebens einigen seiner Freunde eröffnet und den Rat erteilt haben, daß doch niemand leicht nach seinem Beispiel eine solche Gnade erflehe, wenn er nicht zugleich durch eifriges Gebet und ein tugendhaftes Leben den notwendigen Beistand Gottes herabflehe. Er hat in der Tat ... erfahren, daß jene Kämpfe die schwierigsten sind, die mit denen geführt werden, gegen die man nur durch Gebet kämpfen kann.“¹²⁾

Der Nachruf auf Spee rühmt zwar seine priesterliche Gesinnung und Haltung, wird aber seiner eigentlichen Bedeutung, die ihn weit überdauert hat, nicht gerecht. So oder doch so ähnlich hätte man von nicht wenigen Priestern jener Zeit schreiben können. Dagegen weist die Gedenktafel am alten Trierer Jesuitenkolleg auf die überzeitliche Bedeutung Spees hin, die ihn als „tapferen Bekämpfer des Hexenwahns und frommen Dichter der ‚Trutznachtigall‘“ charakterisiert.

Wir sprachen schon von der hysterischen Hexenpsychose, welche die Menschen der damaligen Zeit erfaßt hatte. Sie ist allerdings nicht die Frucht des gern so genannten „finsternen Mittelalters“, sondern hat eine mehrtausendjährige Tradition. Wir finden sie bei

nahezu allen Religionen der orientalischen, griechisch-römischen und keltisch-germanischen Kulturkreise. Neben dem einen Gott, wie bei den Juden, oder einer Vielzahl von Göttern und guten Geistern, wie in den anderen Religionen, nahm man die Existenz dämonischer Wesen an, die man sich unter gewissen Bedingungen dienstbar machen konnte. Wir wissen aus dem 1. Buch Samuel, wie Saul durch eine Totenbeschwörerin den Geist des Propheten Samuel heraufsteigen ließ (28,11). Im Alten Testament zählten Hexerei und Totenbeschwörung zu den todeswürdigen Verbrechen: „Eine Hexe sollst du nicht am Leben lassen“ (Ex 22,17), und „Männer und Frauen, in denen ein Toten- oder Wahrsagegeist ist, sollen mit dem Tode bestraft werden“ (Lev 20,27). Kirchenväter wie Tertullian und Augustinus erblickten in der Zauberei eine Art Götzendienst, Albertus Magnus und Thomas von Aquin hielten Zauberei nicht für ein Produkt der Phantasie, sondern für Wirklichkeit. Die großen Kirchenlehrer schrieben den starken Einflüssen der Dämonen auf den Menschen einen zugrundeliegenden förmlichen Pakt zu, wie es schon Augustinus in seiner *doctrina christiana* (II,20) getan hatte.¹³ Die Dämonenlehre der Scholastik hatte entscheidenden Einfluß auf die Lehre vom Hexenwesen und damit letztlich auch auf deren Verfolgung. Seit der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts befaßte sich auch die Inquisition mit den Zaubern, während sie sich bis dahin ausschließlich gegen die Anhänger von Irrlehren gewandt hatte. Da Zauberei und Hexenunwesen als Delikte „*fori mixti*“ galten, befaßten sich immer mehr auch die weltlichen Gerichte mit ihnen. Seit Beginn des 15. Jahrhunderts wurden die Prozesse sogar vorwiegend vor weltlichen Gerichten verhandelt, weil die geistlichen Obern in Deutschland immer weniger gegen angebliche Zauberer und Hexen einschritten.¹⁴

Mit der Bulle Papst Innozenz VIII. (1484–92) „*Summis desiderantes affectibus*“ wurde der große Feldzug gegen die Hexen eröffnet. Wenngleich ihr keine dogmatische Kraft zukam, war sie als Dokument der höchsten kirchlichen Autorität doch überaus bedeutsam. Innozenz beauftragte die Dominikaner Heinrich Institoris und Jakob Sprenger, gegen alle Personen unerbittlich vorzugehen, die dieser Delikte für schuldig befunden würden. In einigen Teilen Oberdeutschlands sowie den Erzdiözesen Mainz, Köln, Trier und Salzburg hätten Personen beiderlei Geschlechts mit Teufeln Unzucht getrieben und durch vielerlei Art von Zauberei Totgeburten bei Mensch und Tier, zahlreiche Schäden an Äckern und Weinbergen verursacht, Männer impotent und Frauen unfruchtbar gemacht. Das erfolgreichste Handbuch für die Jagd auf Hexen erschien erstmals 1487. Unter dem Namen *Maleus maleficarum* (Hexenhammer) gelangte es zu trauriger Berühmtheit. Beide Autoren beriefen sich auf die Traditionsgebundenheit ihrer Darstellung und nahmen lediglich für sich in Anspruch, altes Gedankengut umfassend systematisiert zu haben. Es muß schon nachdenklich stimmen, daß sich die beiden tatsächlich auf die größten Theologen der Kirche stützen konnten, die zudem als Heilige verehrt werden. Diese Tatsache sollte uns bei einem vorschnellen Verdammungsurteil zur Vorsicht mahnen. Erinnern wir uns nur der durchaus vergleichbaren Massenhysterie des „tausendjährigen Reiches“: „Der Jude ist an allem schuld, der Jude ist unser Unglück.“ Dabei wollen wir nicht übersehen, daß in unserer sich gern aufgeklärt gebenden Zeit Hexenpriester und neue Heiden nach einer Abkehr

vom Christentum in der Bundesrepublik Deutschland wieder auf dem Vormarsch sind (vgl. Die Welt 8.5.85). 1984 schätzten Experten die Zahl der aktiven Hexen und Satanspriester in Deutschland auf etwa 2500. Mehr als 25 % der Deutschen seien von den übersinnlichen Kräften dieser Magier überzeugt. Mindestens 2 Millionen DM sollen sie für ihre Dienste, Prophezeiungen, Verfluchungen, Verwünschungen und Todesrituale bezahlen, wie der Informationsdienst der Evangelischen Allianz meldet. (Die Welt, 12.9.84)

Der „stern“ berichtete in seiner Ausgabe vom 26.4.85, daß immer mehr Bundesdeutsche auf schwarze Magie schwören und düstere Messen feiern. Genügend Kunden glaubten etwa an die „Hexe von Rotenburg“, die verkündet: „Satan ist mein Gott.“ Sie praktiziert die „Künste“, die vor einigen Jahrhunderten den angeklagten Hexen vorgeworfen wurden und sie auf den Scheiterhaufen brachten. Ihre größte Attraktion, die „Trennung von Menschen auf magischem Weg“, etwa für Ehefrauen, die ihren Mann loswerden wollen, soll für ein Honorar bis zu 10000 DM zu haben sein. Allerdings kam die selbsternannte „Satanspriesterin“ Ulla von Bernus jetzt doch ein wenig mit dem Gesetz in Konflikt. Das Landgericht Kassel verurteilte sie zur Rückzahlung von 3000 DM plus Zinsen an eine Klientin, die sie den weggelaufenen Freund wieder „herbeizaubern“ sollte. „Die Kasseler Richter hielten den Vertrag zwischen einer Frau aus Norddeutschland und der Okkultistin von Anfang an für nichtig, weil ‚die Unmöglichkeit der Leistung der Beklagten offenkundig‘ sei“. (Die Welt, 19.7.85) Schon am 8.5.85 berichtete diese Zeitung, daß das Heidentum zu einem Faktor geworden sei, „mit dem alle Religionen und politischen Kräfte rechnen müssen“. In England rühmten sich die Wicca-Anhänger „hellseherischer Fähigkeiten, die sie ihrer Aussage nach unter Anleitung erfahrener Hexen bloßlegen und immer weiter vervollkommen. Wer die Existenz parapsychologischer Talente anzuerkennen bereit ist, wird darin eine Möglichkeit einer Erklärung dafür finden, weshalb jahrhundertalte Traditionen den Hexen Kräfte zuschrieben, die allen Außenstehenden als teuflische Trugbilder oder dunkle Wunder erscheinen mußten“, wie Hans Biedermann in „Hexen“ schreibt.¹⁵⁾ Freilich ist er, ähnlich wie das Lexikon für Theologie und Kirche (Band V, Sp. 318) der Auffassung, daß sich wohl nur ein Bruchteil der Anklagepunkte bei den Hexenverfolgungen auf parapsychologische Phänomene und Fähigkeiten zurückführen läßt. Der weitaus größte Teil sei wohl doch auf die paranoische „Angst der Gesellschaft vor dem Magischen, daneben auch auf Mißgunst, Gehässigkeit und Mangel an Mitgefühl der Zeitgenossen den Außenseitern gegenüber“ zurückzuführen.¹⁶⁾

Man könne schließlich von den Menschen des 16. Jahrhunderts nicht mehr Humanität verlangen, als sich im Märchen von Hänsel und Gretel und der Hexe widerspiegele, die schließlich im Backofen endete. „Von der Hexe nahm jeder an, daß sie mit dem Satan im Bunde steht, kleine Kinder schlachtete und unsagbare Greueltaten vollbrachte, die sie als nicht mehr mit dem normalen menschlichen Maß meßbar erscheinen ließen. Mitgefühl mit ihren Leiden zu verlangen wäre meist ebenso hoffnungslos erschienen, als von Kindern zu erwarten, dem bösen Wolf oder den gefährlichen Drachen der Märchen mit Tierliebe zu begegnen. Die Gesellschaft glaubte sich im Recht, wenn sie ‚Infektionsherde des Satanischen‘ ausbrannte.“¹⁷⁾

Es muß zu denken geben, daß selbst der Verfechter religiöser Duldsamkeit, der französische Humanist und Rechtsgelehrte Jean Bodin (1530–1596), schrieb: „Welche Strafen man auch immer gegen Hexen verhängen mag, wenn man sie über kleinem Feuer röstet und brät, ist im Grunde nicht viel und nicht so schlimm wie die Qualen, die Satan . . . für sie in der Hölle bereit hält, denn das Feuer hier kann nicht länger als etwa eine Stunde dauern, bis die Hexen tot sind“.¹⁸⁾

„Des Hexenhammers zweiter Teil handelt von den Arten der Behexungen und wie man solche beheben könne“. In ihm werden einige besonders scheußliche Fälle aufgeführt, die sich angeblich zugetragen haben sollen. Sie entsprechen dem Bild von den Hexen, wie es Biedermann schildert und wir es aus den einschlägigen Märchen kennen. So gibt es „diejenigen, die gegen die Neigung der menschlichen Natur, ja aller Tiere, die Kinder der eigenen Art verschlingen und zu verzehren pflegen“. Der größte Schaden würde von den Hebammen begangen, „weil sie meist die Kinder zu töten oder den Dämonen preiszugeben hätten“. Eine bekehrte Hexe habe berichtet, „sie sei von ihrer Tante furchtbar geschlagen worden, weil sie einen versteckten Topf öffnete, in dem sie viele Köpfe von Kindern fand“. Aus dem Mund eines Inquisitors habe der Autor erfahren, „daß im Herzogtum Lausanne einige Hexen die eigenen Kinder gekocht und gegessen hatten“ (Buch II,1).

Der dritte Teil des Hexenhammers handelt „über die Arten der Ausrottung oder wenigstens Bestrafung durch die gebührende Gerechtigkeit vor dem geistlichen oder weltlichen Gericht“. Wenngleich im Gegensatz zur Praxis der Inquisitionsgerichte Verteidiger zugelassen wurden, kam diese Bestimmung doch eher einer zynischen Farce gleich. Einmal durfte der Beschuldigte nicht selbst den Anwalt wählen. Sodann hatte dieser „ohne Ärgernis des Glaubens“ zu plädieren, er durfte auch „den Irrtum nicht verteidigen, da er in diesem verdammenswerter als die Hexen selbst und vielmehr ein Ketzerfürst, als der ketzerische Hexer wäre“ (III,10).

Gegen diese Praxis nahmen sich die Verteidigungsmöglichkeiten vor den berüchtigten Sondergerichten der Nazis noch vergleichsweise rechtsstaatlich aus. Mögen viele, durch die Massenhysterie angesteckt, tatsächlich von der Existenz und Gefährlichkeit der Hexen ehrlich überzeugt gewesen sein, die Methoden der „Wahrheitsfindung“ vor Gericht sprachen dem elementarsten Rechtsempfinden derart Hohn, daß man sich wundern muß, wie wenige Menschen — außer Spee der Jesuit Adam v. Tanne (1572–1632), der niederländische Arzt Dr. Johannes Weyer (1515–1588), später der reformierte Theologe Balthasar Bekker (1634–98) und der Jurist und Philosoph Thomasius (1655–1728) sich gegen die Hexenverfolgung, vor allem die Art und Weise der Prozeßführung, wandten. Die Anwälte der Hexenjagd konnten sich neben der Hl. Schrift auf die großen Theologen berufen, die wir schon angeführt haben, nicht zuletzt auch auf den hl. Dominikanerbischof Antonin von Florenz (1389–1459).

Für antikirchliche Polemik bieten Hexenglaube und -prozesse indessen keine Handhabe. Fachleute weisen darauf hin, daß der Hexenglaube vor keiner Konfession haltmachte. Neben der breiten Masse des Volkes waren ihm Theologen ebenso wie andere Wissen-

schaftler verfallen. Selbst der große Astronom, Mathematiker und Naturforscher Johannes Kepler (1571–1630) vertrat die Ansicht, die Hexerei lasse sich nicht leugnen. Der Begründer der deutschen Strafrechtswissenschaft, Benedict Carpzov (1595–1668), ebenfalls Protestant wie Kepler, „soll über 10000 Todesurteile von vermeintlichen Hexen als weltlicher Richter unterschrieben haben“⁽¹⁹⁾.

„Luther und Calvin waren ebenso von der Existenz der Hexen und der Notwendigkeit ihrer Ausmerzung durchdrungen wie katholische Theologen. Calvin fand es völlig in Ordnung, daß zwanzig ,zauberische Personen zum Tode verurteilt wurden, die unter der Anschuldigung vor Gericht standen, die Pest verbreitet zu haben; er wunderte sich nur, daß sie hartnäckig leugneten, Salben auf Haustüren verschmiert zu haben, und selbst unter der Folter ihr vorgebliches Vergehen nicht zugeben wollten. Man glaubte an das zuständige Eingreifen guter und böser überirdischer Mächte in das tägliche Leben und meinte, aus allen möglichen Vorfällen Gottes Willen unfehlbar herauslesen zu können. . . Als Herzog Barnim von Pommern 1603 gestorben war, predigte der Propst Joachim Riccius in Gartz an der Oder, daß der ,Tod des Fürsten und Feuersbrünste Strafen des Himmels für die Schwelgerei und Genußsucht, aber auch dafür (wären), daß sich der Schultheiß im Dorf über den Pastor erhöhe, daß man den Geistlichen jeden Bissen ins Maul zählte und den Predigern ihre schmalen Einkünfte mißgönnte.“⁽²⁰⁾ Während der durchschnittliche Christ unbefangen mit Himmel und Hölle lebte, waren seine Kenntnisse von dem, was die Hl. Schrift und die Kirche darüber vermittelten, erstaunlich gering; auch die Geistlichkeit machte da keine Ausnahme. Petrus Cansius berichtete um 1560 von den katholischen Geistlichen in Bayern und Österreich, daß die meisten von ihnen weder die Konsekrationsworte aus dem Kanon der Messe noch die Absolutionsworte für die Beichte beherrschten. In evangelischen Territorien waren die Geistlichen auf dem Lande ebenfalls oft recht ungebildet. Visitationsprotokolle berichteten über das einfache Volk noch ganz andere Dinge. Im Ulmer Landgebiet erwiesen sich die meisten Leute, wie bei zwei 1602 und 1615 durchgeführten Visitationen festgestellt wurde, als unfähig, das Vaterunser aufzusagen. Ganz unsinnige Glaubensvorstellungen förderte eine im Herzogtum Gotha 1641/42 durchgeführte Prüfung der populären Katechismuskennntnisse zutage. Wenn auf die Frage: ,Was sollen wir tun, wenn wir gegen Gott gesündigt haben?‘ laut Protokoll zur Antwort gegeben wurde: ,Wir sollen ihm herzlich dafür danken!‘, so war das ein charakteristisches Beispiel für ein populäres Unverständnis, das in allen möglichen Varianten anzutreffen war. Das ungesicherte Glaubenswissen reicherte sich mit einem überaus gehaltvollen Aberglauben an, mit dem Glauben an Geister aller Art, an Zauberei, Hellscherei und Astrologie. Man glaubte Blut vom Himmel regnen zu sehen . . . Der Glaube an die Zauberkraft war allgemein und felsenfest und machte subtile Unterscheidungen nach Art und Gegenstand; man unterschied Liebeszauber, Fernzauber, Gegenzauber, Bosheitszauber usw. . . . In nahezu allen Landstrichen lebten Kristallgucker, Segenssprecher und Kräuterweiblein, die mit Kräutern und Sprüchen Vieh und Menschen heilten . . . Daß in einer solchen Umwelt der Glaube an Hexen und Hexerei wuchern konnte, war kein Wunder.“⁽²¹⁾ Die Prozesse wurden noch durch die Aussicht auf guten Gewinn weiter angeheizt.

Für jede überführte Hexe gab es eine Prämie von 4–5 Talern, damals eine stattliche Summe. So erhielt ein Hofmeister am Grafen Hof jährlich 8 Taler, ein Fischer ca. 2 Taler, ein Knecht 2–5 Taler.²²⁾

Der Henker von Trier trug in Gold und Silber gewirkte Kleider, ritt ein Vollblutpferd — ein einfaches Reitpferd kostete 40 Taler — und seine Frau spielte die große Dame. Dabei geriet die Bevölkerung in Armut. „Deshalb mußte man die Kosten des Verfahrens und den Profit der Inquisitoren gesetzlich einschränken“, wie es in den *Gesta Treverorum* heißt.²³⁾

Weil das Verbrechen der Hexerei als Sonderverbrechen galt, wurden den Angeklagten nicht die üblichen Rechtsgarantien gewährt. Sodann brauchten die Verdachtsmomente, die zur Einleitung eines Verfahrens führten, nicht so schlüssig sein wie bei anderen Prozessen. Ein bloßes Gerücht genügte. Hierbei spielte die Glaubwürdigkeit des Denunzianten keine Rolle. Hatte jemand einen unbescholtenen Lebenswandel geführt, galt dies als besonders geschickte Tarnung. Gab er zu Klagen Anlaß, war dies hinreichendes Indiz für die Berechtigung der Denunziation. War die oder der Angeklagte erst einmal im Gefängnis, schloß sich der Teufelskreis unerbittlich. Ließen die Angeklagten — wegen der drohenden Foltern — Furcht erkennen, zeigten sie hiermit ihr schlechtes Gewissen. Gaben sie sich hingegen, im Bewußtsein ihrer Unschuld, voll Zuversicht, machten sie sich hierdurch besonders verdächtig, weil die schlimmsten Hexen niemals den Mut sinken ließen. Gestanden sie sofort, wurden sie ohne Erbarmen zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Gestanden sie nicht, wurden sie der Folter unterworfen. Wir wollen es dem Leser ersparen, diese detailliert zu schildern. Aber wenn Spee berichtet, so mancher Scharfrichter habe sich gerühmt, „daß noch jeder Angeklagte unter ihren Händen schließlich habe reden müssen“ (CC 20. Frage), können wir uns lebhaft vorstellen, wie man mit den Angeklagten verfuhr. Wer ein wenig die Berichte über die Verhörmethoden der Gestapo kennt, weiß, daß sich nicht wenige ihrer „Vernehmungsspezialisten“ nahezu wörtlich ebenso geäußert haben. Zu Recht schreibt Spee, es bestehe die Gefahr, „daß viele der Gefolterten, um sich den Qualen der Tortur zu entziehen, ein Verbrechen gestehen, daß sie gar nicht begangen haben“. (20. Frage) Er bekennt von sich selbst, daß er sich „sicherlich gleich von Anfang an jeder Missetat beschuldigen und lieber den Tod als solche Qualen hinnehmen würde, wenn man mich zur peinlichen Frage (=Folter) schleppte“. (20. Frage)

Spee ist der Ansicht, daß die Foltermethoden erst hervorbringen, was zu bekämpfen sie vorgeben, weil sie notwendig zu Falschaussagen, Denunziationen und Selbstbeschuldigungen führen. Der Angeklagte mußte ja noch angeben, wen er etwa auf dem Hexensabbat noch alles gesehen habe. War nicht auch dieser und jener dabei? Fiel die Antwort nicht so aus, wie die Richter es wünschten, wurde so lange gefoltert, bis das gewünschte Ergebnis zustande kam. Im Durchschnitt beschuldigte ein Angeklagter 20 weitere der Hexerei.

Ironisch zeigt Spee den Juristen die absurden Konsequenzen auf: „Was suchen wir mühsam nach Zauberern? Hört auf mich, ihr Richter, ich will euch zeigen, wo sie stecken. Auf, greift Kapuziner, Jesuiten, alle Ordenspersonen und foltert sie, sie werden gestehen.

Leugnen welche, so foltert sie dreimal, sie werden schon bekennen... Wollt ihr dann noch mehr, so pakt Prälaten, Kanoniker, Kirchenlehrer, sie werden gestehen, denn wie sollen diese zarten, feinen Herren etwas aushalten können? Wollt ihr immer noch mehr, dann will ich euch selber foltern lassen und ihr dann mich. Ich werde nicht in Abrede stellen, was ihr gestanden habt. So sind wir schließlich alle Zauberer“. (20. Frage)

Spee konzentriert sich auf die Kritik des Prozeßwesens und fordert, die Hexenprozesse überhaupt abzuschaffen. Sein Hauptargument ist ein Grundsatz der modernen Rechtsstaatlichkeit.

Es ist ein aus dem Naturrecht selber abgeleitetes, von allen Theologen und Rechtsgelehrten gleichermaßen anerkanntes Prinzip, daß man jeden so lange für unschuldig zu halten hat, bis seine Schuld nachgewiesen ist.

Spee sollte wegen unerlaubter Herausgabe der *Cautio Criminalis* zur Rechenschaft gezogen werden. Er beteuerte jedoch, jemand habe ihm das Manuskript entwendet und ohne sein Wissen und Zutun publiziert. Er wurde eindringlich ermahnt, künftig seine Schriften besser zu verwahren. Als aber dann im Juni/Juli 1632 die erweiterte und verbesserte Auflage der *Cautio* erschien, wurde die Lage für Spee überaus kritisch. Der Ordensgeneral erteilte dem neuen Provinzial, P. Nickel, die Weisung, Spee aus dem Orden zu entlassen. Doch dieser war Spee wohlgesonnen und widersprach der Entlassung. Auch Spee selbst widersetzte sich diesem Ansinnen, ebenso dem Vorschlag, selber um ehrenhafte Entlassung aus dem Orden zu bitten.²⁴⁾

Schließlich wurde er auf eigenen Wunsch nach Trier versetzt, wo er Vorlesungen über Moraltheologie hielt. Daneben war er als Beichtvater der Marianischen Kongregation tätig. Er fand darüber hinaus genügend Zeit, an der Vollendung der „Trutznachtigall“ und einer Neufassung des „Gülden Tugendbuchs“ zu arbeiten. Dieses sollte eigentlich Kommentar und Begleitbuch für Exerzitanten sein. Es ist „im Stil mehr poetisch-gefühlvoll als dogmatisch-gelehrt, umfaßt drei Kapitel, in denen je eine der drei göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe in einem Dialog zwischen Beichtvater und Beichtkind dargestellt wird, wobei das Gespräch über die Liebe bei weitem den größten Raum einnimmt.“²⁵⁾

Leibniz hat in der Zeit zwischen 1677 und 1688 die „Vorrred“ des Gülden Tugendbuchs ins Französische übersetzt. Zwar hatte er für Spees geistliche Lieder kein Verständnis: „Man muß sich zuweilen wundern, wie es möglich ist, daß ein und derselbe Verfasser so schön in Prosa und so erbärmlich schlecht in gebundener Rede schreibt, wie Cicero es in der lateinischen, der Pater Spee in der deutschen Sprache getan haben“. Ein anderes Mal urteilt er noch weit schärfer: „... so sind auch die Teutsche Verse sehr schlecht und zu zeiten fast lächerlich, wie wol sich der guthe Mann eingebildet, er habe wunderschöne Verse gemacht. Allein bei den Papisten wissen Sie fast noch nicht, was guthe Teutsche Verse seyn.“²⁶⁾

Um so mehr bewunderte er das „Tugend-Buch“, von dem er sagt, es sei ihm als ein „wahrhaft göttliches Buch erschienen, das er in den Händen aller Christen sehen möchte.“²⁷⁾

Leibniz interessierte die Frage, wie nach Spee die Natur der göttlichen Liebe beschaffen sei. Diese Gedanken flossen in seine 1710 erschienene Theodizee ein, die sich wiederum in den Werken der Denker und Literaten des 18. Jahrhunderts, Kants, Fichtes, Herders, Goethes und Schillers, widerspiegelt. Übrigens schrieb Leibniz auch eine Biographie Spees.²⁸⁾

Im Guldene Tugendbuch faßt Spee, im Gegensatz zu den Theologen seiner Zeit die Leistung des Menschen und das Wirken der göttlichen Gnade nicht als Gegensätze auf. Er empfahl den Lesern ein starkes Gottvertrauen, wie es ihn selbst beseelte. Der Glaube müsse sich im Alltag bewähren und deshalb stellt er den Lesern „ein schönes Register etlicher unterschiedlicher Werke“ vor, die sie fleißig üben sollten. Was er predigte, lebte er selber vor, wie sein Nachruf bezeugt.

Spee hat eine große Anzahl von Gedichten und weit über 100 Kirchenlieder hinterlassen, die, in zeitgemäßes Deutsch übertragen, teilweise heute noch gesungen werden.

Die „Trutznachtigall oder Geistliches Poetisch Lust Wäldlein. Als noch nie zuvor in Teutscher Sprach auff recht Poetisch gesehen ist“, wurde „Allen geistlichen, gottliebenden Seelen und sonderlich der poetischen kunst gelehrten Liebhabern zur Erquickung“ geschrieben. Mit seinen Gedichten und Liedern wollte Spee zum Lob Gottes anregen. Hierbei erging er sich nicht in geistlicher Schäferpoesie, sondern nahm alles Leid, die Angst und das Grauen seiner erbarmungslosen Zeit mit in seine Dichtkunst hinein. Er forderte zur Bewältigung aus dem Glauben und zur Nachfolge Jesu auf. Wenn je für einen Dichter, trifft auf ihn das Wort zu: Wovon das Herz voll ist, davon redet der Mund.

Friedrich von Spee hat sich neben Martin Opitz für den Gebrauch der deutschen Sprache in der Dichtkunst eingesetzt. Aber während Opitz volle Anerkennung erfuhr, blieb Spee zu Lebzeiten als Dichter unbekannt, zumal etliche seiner Lieder ohne Verfasserangabe erschienen sind. Das GÜldene Tugendbuch und die Trutznachtigall wurden erst nach seinem Tod veröffentlicht. Heinrich Böll urteilt über das literarische Werk des großen Jesuiten: „Nie bot Spee billigen Trost, nie auch versank er in Trostlosigkeit; untröstlich aber war er allezeit.“²⁹⁾

Aber wenn auch die Literaturwissenschaftler Spees Gedankenreichtum und sein Gespür für bildhafte Ausdrucksformen loben, so überragt doch zweifellos die *Cautio Criminalis* sein dichterisches Schaffen. In ihr geht es nicht um die juristische Klärung dieses oder jenes Falles, sondern sein einziges Motiv ist, „zahllosen Unschuldigen zu helfen“. (9. Frage)

Hierbei geht er unerschrocken selbst gegen einflußreiche Persönlichkeiten vor, „deren ganze Lehre sich ja nur auf allerlei Ammenmärchen und mit der Folter herausgepreßte Geständnisse stütze“.³⁰⁾

Ihn treibt die christliche Nächstenliebe. Sie ist oberster Maßstab, allein an ihr müssen Recht und Unrecht gemessen werden. Er spricht ohne genaue Definition vom Naturrecht und der *Recta Ratio*, nach denen die Prozesse zu führen seien. Letztere ist nicht die

„gesunde Vernunft“ der Aufklärung, sondern „das von Gott gegebene natürliche Licht zur Erkenntnis des natürlichen Gesetzes“. ³¹⁾

Neben einem gesunden natürlichen Rechtsempfinden und der Erkenntnis der verbrecherischen Praxis der Hexenprozesse war es Spees innige Gottverbundenheit, die ihn befähigte und ermutigte, als einzelner gegen den Massenwahn seiner Zeit anzugehen. Daß er im wesentlichen bei den eigenen Mitbrüdern keine Unterstützung fand, diese ihn sogar vielfach anfeindeten, läßt seine unerschrockene Haltung um so bewundernswerter erscheinen. Dabei war Spee sich der Gefährlichkeit seines Tuns durchaus bewußt: Schließlich endeten zur Zeit seines Noviziates in Trier der dortige Abt Johann Malmunder und acht Pfarrer aus umliegenden Dörfern auf dem Scheiterhaufen, weil sie sich gegen die Massenhysterie gewandt hatten, um ihre Gläubigen zu schützen. Selbst der hochangesehene Trierer Bürgermeister Dietrich Flade wurde verbrannt. ³²⁾

Zieht man die Summe dieses herausragenden Priesterlebens, so ist die beispielhafte Synthese von inniger Frömmigkeit und selbstlosem Einsatz für den Nächsten nicht zu übersehen. Es erscheint nahezu folgerichtig, daß Spee sich beim Krankenpflege- und Seelsorgedienst an verwundeten Soldaten in Trier den Todeskeim holt und am 7. August 1635 der Pest erliegt. Er zählt 44 Jahre.

Karl Rahner geht der Frage nach, ob wir heute von Massenpsychosen, wie sie zur Zeit Spees grassierten, so ganz frei seien. Er kapriziert sich dabei auf das heute fast schon zur Mode gewordene Abrüstungsthema. Aber vielleicht ist es hilfreicher, einmal den Blick auf die heutzutage so vielgepriesene Emanzipation zu lenken, die bedenkenlos Millionen ungeborener Kinder mittels „legaler“ Abtreibung mordet und dabei anscheinend ein ganz gutes Gewissen hat. Es erscheint sicher bedenkenswert, wenn Präsident Reagan schreibt, daß in den USA in 10 Jahren über 15 Millionen ungeborener Kinder ihr Leben durch legale Abtreibung verloren haben:

„Dies ist mehr als das Zehnfache des Verlustes an Menschenleben, den die USA in ihren sämtlichen Kriegen hinnehmen mußten.“ ³³⁾

Die Mißachtung der Menschenwürde, angefangen von der „Produktion“ von Retorten- und Tiefkühlbabies über millionenfachen Mord im Mutterleib bis zur Verwendung von menschlichen Föten für kosmetische Zwecke, offenbart einen Tiefstand sittlichen Wertempfindens, der die Verbrechen der Hexenprozesse weit in den Schatten stellt. Mit Rahner können wir fragen: „Haben wir genug Männer und Frauen, die aus der Klarheit des Geistes und aus einer bedingungslosen Liebe des Herzens heraus, erleuchtet von der letzten Wahrheit des Evangeliums, solche Wahnideen sehen, sie entlarven und sie mit dem Einsatz ihrer ganzen Existenz bekämpfen, auch wenn sie als naive Idealisten und Querköpfe abgelehnt und verspottet werden, auch wenn man von ihnen sagt, sie jagten Utopien nach, die ein klarsehender Realist nicht teilen könne?“ ³⁴⁾

Spee war nicht nur der unerschrockene Autor der *Cautio Criminalis* und innige Dichter geistlicher Lieder. Er war auch gewöhnlicher Seelsorger im Beichtstuhl und auf der Kan-

zel, in Schule und Universität. Er ist „nicht nur Patron und mutiger Kritiker gegen den Zeitgeist und nicht nur eine große Gestalt in der deutschen Literatur, sondern ein Vorbild für die gewöhnlichen Arbeiter im Weinberge Gottes, die, ohne viel Dank und Anerkennung erwarten zu können, die Hitze und Mühe alltäglicher Arbeit tragen.“³⁵⁾

Anmerkungen:

- 1) Richard Dimler, Friedrich Spee, Trutznachtigall, Washington, 1981, S. 3
- 2) Hans Conrad Zander, Gottes unbequeme Freunde, Hamburg, 1982, S. 60
- 3) Dimler, a.a.O., S. 4;
- 4) Dimler, a.a.O., S. 5
- 5) Dimler, a.a.O., S. 6;
- 6) Zander, a.a.O., S. 64
- 7) Zander, a.a.O., S. 65
- 8) Dimler, a.a.O., S. 7
- 9) Dimler, a.a.O., S. 8
- 10) Dimler, a.a.O., S. 4
- 11) Joachim-Friedrich Ritter, Friedrich von Spee, Trier, 1977, S. 75
- 12) Isabella Rüttenauer, Friedrich von Spee, Freiburg, 1951, S. 45
- 13) Anton Arens, Friedrich Spee im Licht der Wissenschaften, Mainz, 1984, S. 135 ff.
- 14) Arens, a.a.O., S. 144
- 15) Hans Biedermann, Hexen, Graz, 1974, S. 121
- 16) Biedermann, a.a.O., S. 121
- 17) Biedermann, a.a.O., S. 121
- 18) Edith Simon, ketzer, bauern, jesuiten, Hamburg, o.J., S. 165
- 19) Schuchert/Schütte, Die Kirche in Geschichte und Gegenwart, Kempen, 1970, S. 447
- 20) Propyläen, Geschichte Europas, Band 2, S. 219 f.
- 21) Propyläen, Geschichte Europas, Band 2, S. 221
- 22) Mitteilung von Prof. Dr. Reinhard Sprenger vom Historischen Institut der Universität Paderborn vom 3.6.85
- 23) Zander, a.a.O., S. 61
- 24) Dimler, a.a.O., S. 11
- 25) Dimler, a.a.O., S. 12
- 26) Ritter, a.a.O., S. 145
- 27) Ritter, a.a.O., S. 144
- 28) Dimler, a.a.O., S. 12
- 29) Zander, a.a.O., S. 85
- 30) Joachim-Friedrich Ritter in Friedrich von Spee, *Cautio Criminalis*, dtv 6122, München 1982, S. XXVII
- 31) Ritter, a.a.O., S. XXIV
- 32) Zander, a.a.O., S. 60
- 33) Leben & Erziehen, Juli 1984, S. 14
- 34) Arens, a.a.O., S. 4
- 35) Karl Rahner, Schriften zur Theologie, Band 16, Einsiedeln, S. 7
Jakob Sprenger, Heinrich Institoris, *Der Hexenhammer*, dtv 6121, München 1982

Die Liebe des Priesters!

Im 1. Johannesbrief, 4. Kapitel, 8. Vers steht ein für die Kirche bedeutsames Wort:

„Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt: Denn *Gott ist die Liebe*.“ Und ein Kapitel vorher (3. Kap. 23. Vers) steht: „Und das ist sein Gebot: Wir sollen an den Namen seines Sohnes Jesus Christus glauben und einander lieben, wie es seinem Gebot entspricht.“

Die Kirche

Sie ist die Stiftung Christi (vergl. Mt 16,18 und 19; Joh 21,15–19). Und der Auftrag an die Apostel ist: die Botschaft der Freude zu künden; Eucharistie zu feiern; die Liebe (*caritas*) zu üben.

In seiner Nachfolge beruft Christus für den Dienst in der Welt Menschen. Zuerst wählt er die Jünger und Apostel aus und gibt ihnen seinen Auftrag. Sie, die durch den Ruf Gottes zu diesem Dienst bestellt sind, sollen den Menschen die Gnade Christi immer neu vermitteln.

Aufgabe der Priester

Durch die Gnade Gottes werden immer wieder neu Menschen berufen und in der Nachfolge der Apostel für ihre Aufgabe geweiht. Sie werden damit in den besonderen Dienst Gottes gestellt. Die Beauftragung Christi und die Weitergabe seines Auftrages an die jeweilig nächste Generation schließt die ganze Hineinnahme in das Amt ein. Der Priester ist für sein Amt mit besonderen Vollmachten und Gnaden ausgestattet.

Der Zölibat

In Mat 19,12 heißt es „... und manche haben sich selbst dazu gemacht — (unfähig zur Ehe) — um des Himmelreiches willen“.

Die Apostel verließen alles und folgten Jesu nach. So entstand aus dieser ganzen Hingabe an den Dienst für das Reich Gottes der Zölibat, nicht aus einem kirchlichen Gesetz. Vielmehr erkannten die ersten Christen, daß es kaum zu leisten war, das eigene Haus zu bestellen *und* eine Gemeinde zu leiten (vergl. 1 Tim 3,2; 4–5; Tit 1,6–9). Ein zwingender Grund aus der Schrift läßt sich jedoch für den Zölibat nicht ableiten. Es war eben die Erfahrung der Christen, die um 306 (Synode von Elvira) dazu führte, daß man kirchenrechtliche Bestimmungen über den Zölibat einzuführen versuchte. Für Teile gelang das.

Ein Versuch auf dem Konzil von Nizäa (325), eine solche Regelung für die ganze Kirche einzuführen, scheiterte.

In der Ostkirche durfte und darf eine vor der Weihe geschlossene Ehe fortgesetzt werden, nur Bischöfe sind zum Zölibat verpflichtet.

Die Disziplin bei der Einhaltung des Zölibats war zunächst nicht gut, sie besserte sich im 8. Jahrhundert, wurde aber im 10. Jahrhundert wieder vielfältig gebrochen.

Im 12. Jahrhundert wurde der Empfang der Weihen zum *Ehehindernis* erklärt, und im 14. und 15. Jahrhundert klagte man über die schlechte Verwirklichung dieser Kirchenvorschrift. Statt der kirchenrechtlich untersagten Priesterehe gab es vielfach das Konkubinat. Das Trienter Konzil (1545–1563) bestätigte das Gesetz, daß Kleriker in höheren Weihen eheunfähig sind.

Einbrüche gab es zur Zeit der französischen Revolution (1789) und in der neuesten Zeit.

Für und Wider

Es hat immer Einwände gegen den Zölibat gegeben und vielfach auch vordergründige Befürwortungen. Da die Übernahme der Ehelosigkeit eine sehr schwerwiegende Entscheidung ist, muß man sich die tiefen Gründe klarmachen: Der Zölibat

- hat „christologische Bedeutung“, weil er die Übernahme einer Bürde um des Himmereiches und um Christi willen ist;
- hat eine „ekklesiologische Bedeutung“, weil er den geweihten Menschen ganz auf die Gnade, die Eucharistie und das seelsorgerische Wirken verweist;
- hat auch eine „eschatologische Bedeutung“, weil er anzeigt, daß hier Brüder bereit sind, um der himmlischen Güter willen diese Aufgabe zu übernehmen. Der Priester weist durch sein Zölibat auf das Verlangen, auf die Hoffnung des Volkes Gottes, auf das Kommen des himmlischen Reiches hin.

Darüber hinaus gibt es natürlich noch weitere Gründe. Zwei hat Papst Johannes Paul II. 1979 genannt:

„Der Priester wird zum Menschen für andere.“

„Das Herz des Priester kann für die Kirche, für seinen missionarischen Dienst“ in Sorge und Liebe voll „verfügbar sein“.

Es gibt natürlich auch Gegenstimmen. Sie seien kurz zusammengefaßt:

- Der Zölibat ist unnatürlich, deshalb darf man ihn nicht erzwingen.
- Der Priestermangel sollte dazu führen, jedem, der sich zum Dienst berufen fühlt — verheiratet oder unverheiratet —, eine Chance zu geben.
- Zölibat ist unzeitgemäß.
- Ein eheloser Priester hat zu wenig Bindungen zur Welt, daher auch zu wenig Einfühlungsvermögen für die Menschen von heute.
- Ehelosigkeit der Priester führt zu Fehlritten.

Dazu ist zu sagen, daß es viele Menschen gibt — und manche Frauen betonen das heute sehr —, die sich zur Ehelosigkeit bekennen, einmal, um sich selbst zu verwirklichen, aber auch um frei für den oder die Mitmenschen zu sein.

Der Priestermangel kann kein Grund sein, den Zölibat aufzuheben. Denn die Masse macht nicht die Qualität priesterlichen Dienstes.

Ob ein lediger Stand zeitgemäß ist oder nicht, kann so vordergründig nicht entschieden werden. Mancher Modetrend hat viel später erst die negativen Folgen erkennen lassen (z.B. die Libertinage).

Ob ein verheirateter Mann oder ein ehelos lebender mehr Bindungen zur Gesellschaft hat, kann pauschal nicht gesagt werden. Oftmals kann ein „Patriarch“ in seinem „Reich“ eine Weltferne zeigen, die die eines ehelosen Mannes weit übertrifft. Und auch ein Arzt, der die Leiden eines Patienten erfüllen muß, braucht selbst nicht alle Krankheiten gehabt haben, um eine richtige Diagnose zu stellen und Heilmittel zu verordnen.

Fehlritte gibt es, solange wir Menschen Sünder sind. Auch unter Verheirateten gibt es solche Fälle. Wollte man dem Zeittrend folgen, dann hätte man bald auch die gleiche Scheidungsquote unter verheirateten Priestern. Was aber dann? Wir sehen an unseren evangelischen Brüdern, wie sehr sie sich in solchen Fällen schwer tun. Von dieser Bedrohung ist niemand ausgenommen. Und es sollte auch nicht an die Praktiken der Ämtervergabe an Kinder von Priestern gedacht werden, wie es im Mittelalter zuweilen üblich war.

Wo aber bleibt die Liebe?

Betrachtet man den priesterlichen Dienst als Abbild der Liebe Christi für die Mitmenschen, dann wird man in der Praxis auf manche Schwierigkeiten stoßen.

Wie kann sich die Liebe zu den Mitmenschen äußern?

Da ist der junge Mann, der seine erste Enttäuschung in der Liebe zu einer Frau erlebt.

Da ist die junge Frau, die die Gefährdung ihrer Ehe, die Herzlosigkeit des Mannes erfahren muß.

Schlägt man Zeitungen verschiedenster Art auf, dort wo Menschen den Druckseiten ihre Seelenqualen anvertrauen, dann ermißt man das Spektrum von Not und Sorge, das früher dem Priester, heute vielfach dem Psychologen „gebeichtet“ wird. Zieht man eine Schlußfolgerung, dann erkennt man, daß neben Krankheit und Tod vielfach mangelnde Liebe die Hauptursache ist.

Wie soll und kann da der Priester helfen?

Zweifellos kann er nicht jedem seine ganze persönliche Zuwendung geben. Der Priester kann die Not anhören. Er kann aus dem Schatz seiner durchweg reichen und teilweisen langen Erfahrung Auswege andeuten, vielleicht sogar empfehlen. Er kann die Gnade der Buße vermitteln, er kann für den oder die Betreffende beten, er kann ihr oder sein Anliegen ins heilige Opfer einschließen. Aber auch das muß man wissen, er kann nicht seine ganze Zeit einem einzigen widmen. Sein Herz muß der ganzen Herde und vor allem Gott gehören.

So wird er also vorwiegend und vielfach auch in materiellen Dingen Rat und Tat anbieten, aber nicht sich selbst einbringen.

Aber das könnte ein verheirateter Priester ja auch nicht. Das kann auch ein Arzt nicht. Es gibt im Leben — in unserem auf dieser Erde von Raum und Zeit begrenzten Leben — nie die Möglichkeit, sich an mehrere Partner gleichzeitig ganz zu vergeben. Ja es bleibt, wie unsere Dichter immer wieder zeigen, auch in der innigsten menschlichen Liebesgemeinschaften ein Rest von Alleinsein, von Traurigkeit, von Sehnsucht, von Leiden und Hoffnung, den man nicht teilen kann. Er wird aufgefangen im Glauben an Gott. Und wenn der Priester diesen Glauben an Gott in einer verschütteten Seele wieder zum Glimmen bringen kann, dann hat er ein großes Liebeswerk getan.

So ist die Liebe eines Priesters nicht mit den Maßstäben persönlicher, körperlicher oder erotischer Zuneigung zu verwechseln. Er muß, und damit leistet er seinen eigentlichen priesterlichen Dienst, die kranke Seele — bei aller sozialen Hilfe — wieder mit dem verbinden, der allein unser Leben bestimmt, mit Gott. So gibt er die Liebe Gottes weiter, die er durch seine Weihe empfangen hat. Es müssen aber auch die Gläubigen den Priester durch Gebet und persönliche Hilfe stärken, daß er sein Amt in rechter Weise erfüllen kann.

W.K.

Mein Gebetbuch

Ich habe eine Reihe von Gebetbüchern vor mir liegen. Da sind die Ausgaben vom Schott — auch die von 1939, die mich durch den ganzen Krieg begleitet hat —, und natürlich liegen da auch die verschiedenen Exemplare des „Gesang- und Gebetbuches“ für die katholischen Soldaten in der deutschen Bundeswehr.

Oftmals in stillen Stunden, aber auch an allen Sonntagen, bete und blättere ich in diesen für mich wertvollen Büchern. Warum sind sie wertvoll?

Vor mir liegen auch die Gebetbücher meines Vaters und meines Großvaters. Aus ihnen erlese ich die Geschichte meiner Familie. In diesen Büchern sind Eintragungen, die sonst nirgendwo verzeichnet sind, über Leben und Tod von Angehörigen.

Damals war man noch nicht so behend mit dem Drucken von Bildern und Totenzetteln.

In meinen Gebetbüchern sind keine Eintragungen, aber viele Bilder. Da sind die Bilder der Päpste, die ich erleben oder gar sprechen durfte. Da sind die Erinnerungen an liebe alte Kameraden, an Geistliche und Seelsorger, Erinnerungen an Osterbeichte und Osterkommunion.

Darin liegen auch die Sterbezettel meiner lieben Eltern, von Verwandten und guten Bekannten.

Ein besonderes Bild „Ave Maria Stella“ stammt von meinem „Kriegspfarrer Wagenbach“ Feldpostnummer 48120 aus dem Jahre 1940. Pfarrer Wagenbach kam kurz vor der Invasion zu uns. Er hat den Männern Trost und Hoffnung vermittelt.

Das älteste Andenken ist ein Bild von Dürer „Die Auferstehung“ von der Osterkommunion 1932 in St. Paulus in Düsseldorf — meiner alten Pfarrkirche. Da liegt auch ein Bild dabei, das mir meine liebe Mutter 1943 ins Feld schickte „Virgo Mater“. Daneben findet sich „Oración del Apostolado Castrense“ oder ein Bild „Notre-Dame des Armées“ von der internationalen Militärwallfahrt in Lourdes. Und in meinem Gebetbuch liegt auch ein Bild „Mater admirabilis“ aus der gleichnamigen Kirche in Riccione, Italien. Was sagen diese Bilder? Hinter jedem Bild steht beinahe ein Schicksal oder ein Zeitabschnitt des eigenen Lebens.

So gehen die Gedanken zurück. Sie können fragen: Was sagst du, lieber Freund, zu meinem Handeln heute? Sie können erinnern, daß man in eine schwere Entscheidung ging; sie laden ein zum Verweilen. Sie fordern auf zum Gebet. Betet für die Freunde, für die Angehörigen. Sie können aber auch sagen: Bitte deine Lieben in Gottes Gegenwart, daß sie für dich Kraft und Gnade bei Gott erleben.

Sie können auch mahnen: Bist du noch auf dem Weg, der dir an diesen „Stationen“ gewiesen wurde?

Und immer wieder wird man „gebeten“, in das heilige Buch zu schauen, sich zu besinnen, zu lesen, zu beten — ob danken oder bitten — und im Glauben gestärkt zu werden.

Wohl dem, der ein solches Gebetbuch hat. Es kann ein treuer, sehr lieber Begleiter sein. Schade, daß heute die Gebetbücher jeweils an der Kirchentüre zu „empfangen“, aber auch „abzugeben“ sind. Man begibt sich eines guten, hilfreichen Freundes.

Sollte nicht nach den vielen materiellen „Wellen des Wohlstandes“ nun auch 1986 die Zeit der „geistigen Welle“ anbrechen, da viele wieder erkennen, wie wertvoll es ist, das Gebetbuch als treuen Begleiter durch Täler, aber auch über Höhen des Lebens im Gepäck zu haben? Und zwar das eigene Gebetbuch, in dem die eigenen Stationen des Lebens abzulesen sind.

H.F.

Deutsche Kommission Justitia et Pax

Erklärung der Deutschen Kommission Justitia et Pax zum Gipfeltreffen in Genf

Am 8. Januar 1985 haben sich die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion auf den Beginn von Verhandlungen geeinigt, die u. a. darauf zielen, „ein Wettrüsten im Weltraum zu verhindern und es auf der Erde selbst zu beenden“. Diese Gespräche haben inzwischen in Genf begonnen. Für sie ergeben sich aus der Strategischen Verteidigungsinitiative der USA und den entsprechenden Aktivitäten der Sowjetunion auf dem Gebiet von Raketenabwehrsystemen neue Herausforderungen. Viele Menschen fragen sich besorgt, ob es gelingen wird, das Wettrüsten insgesamt entscheidend einzudämmen. In diesem Zusammenhang richten sich viele Hoffnungen auf das Gipfeltreffen zwischen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika und dem sowjetischen Parteichef, das im November stattfinden soll.

Aus diesem Anlaß erklärt die Deutsche Kommission Justitia et Pax, die sich dabei von den Maßstäben und Kriterien des Friedenswortes der Deutschen Bischofskonferenz „Gerechtigkeit schafft Frieden“ (GsF) leiten läßt:

1. Die erklärten Ziele der Genfer Verhandlungen, auf die sich beide Partner geeinigt haben, lassen sich nur erreichen, wenn es zu einer neuen Qualität der Kooperation zwischen den Großmächten und deren Verbündeten kommt. Wir erwarten daher vom Gipfeltreffen, daß es Voraussetzungen dafür schafft, Schritte zur Rüstungsbegrenzung und Rüstungsverminderung einzuleiten.

2. Grundlage für diese neue Qualität der Ost-West-Kooperation ist die gegenseitige Vertrauensbildung. Beide Großmächte haben sich zum Verzicht auf Überlegenheit bekannt. Diese Erklärungen müssen in erkennbaren Taten deutlich werden. „Insbesondere dürfen die militärischen Mittel nicht Überlegenheitsstreben vermuten lassen.“ (GsF, S. 54)

3. Im Zeitalter nuklearer Massenvernichtungsmittel läßt sich Krieg nur gemeinsam verhindern. Was der Kriegsverhütung dient, kann nicht eine Seite allein festlegen. Hauptziel der Genfer Verhandlungen muß es deshalb sein, strategische Stabilität auf möglichst niedrigem Niveau der Rüstung einvernehmlich zu definieren und zu sichern. Dazu gehört auch, daß mögliche Begrenzungen von Offensiv- und Abwehrsystemen und deren Kontrolle im Zusammenhang diskutiert und vereinbart werden. Außerdem muß schon jetzt Übereinstimmung darüber erzielt werden, daß ein etwaiger Übergang von Forschung zur Entwicklung von Raketenabwehrsystemen nur im Rahmen kooperativer Lösungen in die Wege geleitet wird.

4. Einer der Hauptstreitpunkte der öffentlichen Diskussion ist die Beurteilung der Möglichkeiten und Auswirkungen von Raketenabwehrwaffen. Forschung und Entwicklung auf diesem Gebiet dürfen sich nicht nur an technologie- und wirtschaftspolitischen, sondern müssen sich primär an sicherheitspolitischen Zielsetzungen orientieren. Die im Friedenswort der Deutschen Bischofskonferenz genannten Kriterien gelten auch hier. Daraus ergeben sich u. a. folgende Fragen:

- Würde ein neues Mischungsverhältnis von strategischen Angriffs- und Abwehrwaffen die Kriegsverhütung verbessern oder Krieg führbarer und wahrscheinlicher machen? (GsF, S. 53)
- Läßt sich die mögliche Einführung von Raketenabwehrsystemen mit dem Ziel vereinbaren, nur solche und so viele militärische Mittel bereitzustellen, wie zum Zweck der an Kriegsverhütung orientierten Abschreckung gerade noch erforderlich sind? Oder kann dieses Ziel auf anderem Weg besser erreicht werden? (GsF, S. 54)
- Erleichtert die mögliche Einführung von Raketenabwehrsystemen Vereinbarungen über die Reduzierung von Angriffswaffen oder führt sie dazu, daß bestehende Abkommen gefährdet und neue erschwert werden? (GsF, S. 54)

5. Die Deutsche Kommission Justitia et Pax appelliert an die Bundesregierung,

- diese wichtigen Fragen sorgsam zu prüfen und ihre Entscheidungen an den genannten Kriterien zu orientieren;
- zusammen mit den europäischen Verbündeten ihren Einfluß geltend zu machen, daß durch das Gipfeltreffen bessere Voraussetzungen für einvernehmliche Lösungen zur Rüstungsbegrenzung und Friedenssicherung geschaffen werden.

Effektive Schritte zur Rüstungsminderung schaffen jene politischen Handlungsräume, die gerade heute dringend nötig sind, um die großen Menschheitsaufgaben der Armutsbekämpfung, der Entwicklung und der Erhaltung der natürlichen Umwelt wirksam anzugehen.

200mal Briefe an die Soldaten

Ziemlich unbemerkt von der Öffentlichkeit ist im Oktober vergangenen Jahres das Exemplar 200 der „Briefe an die Soldaten“ erschienen. In 27 Jahren sind 17,3 Millionen Exemplare an die Soldaten verteilt worden. Diese Briefe an die Wehrdienstleistenden werden vom Katholischen Militärbischofsamt herausgegeben und sollen den lebenskundlichen Unterricht begleiten. Diese Informationen werden von den Soldaten sehr geschätzt, weil sie für die Gewissensbildung Anstoß und Hilfe sind.

Wer im pädagogischen Fach sich auskennt, der weiß zu würdigen, was es heißt, 200mal Themen zu finden, Autoren zu suchen und immer interessant und informativ zu sein.

Militärdekan a.D. Prälat Ludwig Steger fällt das Verdienst zu, die Idee dieser Briefe in die Druckform gebracht zu haben. Seine bewährten und langjährigen Helferinnen Frau Hilde Krafeld und Frau Marianne Groß stehen dem heutigen Pastoralreferatsleiter Militärdekan, Msgr. Karl Heinz Kloidt mit ihrem Wissen, ihrer Kraft und eben auch mit großer Erfahrung zur Seite. Nicht vergessen darf man bei der Würdigung dieser Leistung die Arbeit von Pfarrer Dr. Otmer Einwag und des wissenschaftlichen Mitarbeiters Manfred Suermann.

Zu diesem Werk Dank, Gratulation und weiterhin Gottes Segen.

H.F.

In fast eigener Sache

1981 erschien das Buch „Rom-Seminar, Begegnungen mit der Kirche im Wandel der Zeit“. Das Büchlein war für unsere Rom-Fahrer bestimmt, weil wir — als GKS — wollten, daß eine Fahrt nach Rom in Zukunft nicht mehr als touristisches, sondern vielmehr als religiöses Erlebnis erfahren werden sollte. Von diesem Buch sind nur noch wenige Exemplare vorhanden. 1982 kaufte der Echter-Verlag die Rechte auf und gab das Buch mit geringfügigen Änderungen als „Kirchengeschichte, Durchblicke, Einblicke, Begegnungen“ heraus. Seit 1984 wird das Heftchen im Weltbild-Bücherdienst als „Geschichte der Kirche“ vertrieben.

So wurden mehr als 30000 Exemplare verkauft oder verteilt.

In rund 100 Besprechungen wurde das bescheidene Heft besprochen. Sieht man von den Routinebesprechungen, dort werden Klappentexte zitiert, ab, so bleibt eine stattliche Anzahl überlegter Würdigungen. In diesen Tagen ist auch eine ausführliche polnische Kritik erschienen. Zieht man ein Fazit, so werden drei Kriterien besonders betont.

Man erkennt an, daß eine solche „journalistisch bestimmte“ Darstellung zur Beschäftigung mit dem Mysterium Kirche führen kann. Der Wert wird darin gesehen, daß man einer geschichtslosen Zeit den Einstieg in die Beschäftigung mit der Geschichte ermöglicht und darüber hinaus zu einer Wertung des Weges der Kirche durch die Zeit kommt. Daß dann im zweiten Teil die Möglichkeit geboten wird, noch einen weiteren Schritt zu tun, sich nämlich anhand detaillierterer Darstellungen mit Einzelheiten vertraut zu machen, wird ebenfalls anerkannt.

Die Autoren haben immer betont, daß anschließend der dritte Schritt folgen müsse, sich anhand wissenschaftlich orientierter Werke (z.B. Jedin, Kirchengeschichte, 10 Bände, 6363 Seiten) noch tiefer mit dem Wunder Kirche zu befassen. Ein weiteres Kriterium ist verschiedentlich zu finden: Die neue und neueste Zeit kommt zu kurz.

Dieser letztgenannte Einwand ist sehr berechtigt. So wurde dann auch im Herbst 1985 das Rom-Seminar V durchgeführt. Die Erkenntnisse dieser Arbeit am Weg der Kirche in der neuesten Zeit werden in einem kleinen Ergänzungsband im Laufe des Jahres 1986 zu Papier gebracht. Es wird dabei wiederum die bewährte Form des ersten Buches gewählt werden: Allgemeiner Überblick, Spezialisierung auf Brennpunkte. Aber es ist auch noch eine weitere kritische Bemerkung bei zwei oder drei Rezensenten zu finden: Das Bild der Kirche sei zu positiv dargestellt. Dazu muß einiges gesagt werden. Es gab zu allen Zeiten, besonders aber seit den siebziger Jahren, Schriftsteller, die an der Kirche kein gutes Haar lassen. Ihnen war das alles suspekt. Diese Welle der Kritiker geht von Hochhut bis zu Kühners „Imperium der Päpste“. Diese teilweise sehr schmissig gemachten Darstellungen verzerren das Bild der Kirche zu einer weltlichen Fratze des Bösen. Es war also nötig, einmal die positiven Seiten zu beleuchten. Aber es mußte auch herausgestellt werden, daß die Kirche nicht in einem „heiligen Raum“ abgeschlossen lebt, sondern den Weg durch die Geschichte mit uns zusammen zurücklegt. Daher werden die negativen Ereignisse nicht verschwiegen, aber nicht so ausgewalzt, daß die positiven dahinter verschwinden.

Man bedenke doch einmal, wieviel hervorragende Politiker es gibt, die in die Geschichte eingegangen sind bzw. sich bemühen, schon zu Lebzeiten ihr eigenes Denkmal zu sein. Und man weiß von ihnen, daß sie nicht nur heimlich mehr trinken, als gut ist. Oder aber man weiß, daß es die dritte oder gar vierte Frau ist, die gerne zur Landesmutter aufsteigen würde. Man weiß das alles, aber man bewertet die staatsmännische oder politische Leistung. Bei der Kirche aber legt man andere Maßstäbe an. Da will man die Ströme der Zeit und die Fehler von Personen nicht alles als solche gelten lassen, sondern sieht alles als Versagen der Kirche. Das sollte man beachten. Immerhin muß doch beim Betrachten der

Geschichte der Kirche festgestellt werden, daß sie — unbeschadet ihrer menschlichen Fehlleistungen — den Glauben, die Botschaft Christi, das Wort Gottes und die Sakramente, die von Christen hinterlassenen Zeichen, rein und unbefleckt bis zum heutigen Tag überliefert hat. Diese Leistung muß — bei aller Kritik — in erster Linie gewürdigt werden.

Und dazu soll das Werk beitragen.

H. F.

PS.: Daß man diese Mutter Kirche mit all ihren „Krankheiten“ und „Runzeln“ lieben kann, sei ausdrücklich vermerkt.

Um den Humor in der Kirche

Der Narr in der Kirche

Eine heitere Betrachtung (nicht nur) zur Karnevalszeit)*

Heinrich Bückler

Ich kann mich noch gut an die Zeit erinnern, da Narren in der Kirche nichts verloren hatten. Narrentum und Karneval waren eindeutig weltlich und nicht kirchlich. Die Kirche war eine zu ernste Angelegenheit, als daß sie einem Narren die Tore geöffnet hätte. Die Gläubigen wurden vielmehr dazu aufgefordert, an den Karnevalstagen in Betstunden Sühne zu leisten für die im Karneval begangenen Sünden. Ich gebe zu: So ganz unberechtigt war diese Aufforderung nicht. Niemand wird bestreiten, daß im Karneval hier und dort Dinge geschehen und Witze gemacht werden, die weniger zum Lachen als vielmehr lächerlich und abzulehnen sind.

Dennoch hat sich in der Haltung der Kirche dem Narren gegenüber in den letzten Jahren einiges geändert. Der Karnevalsnarr hat auch seinen Einzug in die Kirche gehalten. So halten zum Beispiel zahlreiche Kirchen zur Faschingszeit Kindergottesdienste mit karnevalistischen Farben und Tönen. Ich halte jedes Jahr am Fastnachtssonntag eine Büttenspredigt mit humorvollen Einlagen. Ich bin zu Karneval ein ziemlicher Narr und gehe sogar in eine weltliche Bütt als Büttensprediger.

Sind diese Tendenzen und Praktiken Schritte zur Verweltlichung der Kirche? Sind sie gar eine Geschmacklosigkeit oder eine Bauernfängerei? Die Frage ist einfach da: Was hat der Narr in der Kirche verloren? Will ich diese Frage beantworten, so muß ich erklären, was eigentlich ein Narr ist.

Das Lexikon spricht vom „Spaßmacher“, vom „Dummkopf“. Früher durfte der Narr zum Beispiel in der Gestalt des Hofnarren unter Nichtachtung der geltenden Konventionen grobe Späße und satirische Bemerkungen mit verborgenen kritischen Wahrheiten machen. Er hatte Narrenfreiheit. Heute tritt dieser Narr noch als Karnevalsnarr in Erscheinung.

Die Frage ist, ob die Kirche Narren im eigentlichen Sinn des Wortes braucht. Meine Antwort lautet: ja, unbedingt.

Die Kirche braucht den Spaß und den Spaßmacher. Wir verkünden die Frohbotschaft. Wir sagen: „Freut euch!“ Da muß es erlaubt sein, dieser Freude auch bei passender Gelegenheit durch einen guten Spaß Ausdruck zu verleihen.

Ich erinnere mich immer noch gerne daran, daß wir die herrlichsten Späße im Priesterseminar, bei geistlichen Zusammenkünften und in Klöstern gemacht haben. Ich bedauere es, daß die meistens sehr harmlosen Späße und Witze bei uns heute immer weniger werden, weil wir so schrecklich ernst und vernünftig geworden sind.

*) Heinrich Bückler ist Pfarrer in Marl

Die Kirche braucht auch den Narren in der Bedeutung des „Dummkopfes“. Ich meine allerdings den Dummkopf, der nur in den Augen der Welt ein Tor ist und nicht in den Augen Gottes. Paulus schreibt: „Wir sind Narren um Christi willen.“ Wer wirklich als engagierter Christ lebt, wird früher oder später einmal hören, daß er ein Narr, ein Dummkopf ist.

Als ich Priester werden wollte, sagte mein Lehrer zu meinem Vater: „Warum nicht, verrückt genug ist er ja.“ Liegt nicht in Glaube und Liebe eine gewisse „Verrücktheit“? Mit Vernunft allein ist die Welt nicht zu erlösen. Es bedurfte sogar der „verrückten“, der „unvernünftigen“ Liebe Jesu Christi, der sich als Narr, als Dummkopf abstempeln ließ, um uns die Liebe Gottes zu bezeugen. So haben wir einmal einen Gottesdienst gefeiert mit dem Thema: „Jesus, der Narr“. Wer will bezweifeln, daß wir diesen Narren in der Kirche brauchen? Vergessen wir nicht, daß der Gekreuzigte die Dornenkrone trägt, weil er von den römischen Soldaten zum Narren, zum Spottkönig, gehalten wurde.

In der Kirche brauchen wir aber auch den Narren, der Bemerkungen mit verborgenen kritischen Wahrheiten macht. Eine Kirche, die stets reformbedürftig ist, braucht den Narren, der nicht zuletzt auch den Verantwortlichen in der Kirche lustig den Spiegel vors Gesicht hält. Die vielen Witze über Pfarrer, Bischöfe und Päpste, über die man bis auf grobe Ausnahmen meistens herzlich und befreiend lachen kann, kommen nicht zufällig auf. Sie sind oft bitter nötig, damit wir alle uns von dem Druck dieser Ämter befreien und in ihnen wieder einfache Dienstfunktionen erkennen können.

Es tut uns zum Beispiel gut, Papst Johannes XXIII. sprechen zu hören: „Giovanni, nimm dich nicht so wichtig.“ Es tut uns auch gut, zu hören, daß die Prälaten die Krampfadern am geheimnisvollen Leib Christi seien, weil sie die violette Farbe haben, ungebührlich hervortreten und schließlich überflüssig sind.

Es tat mir als Priester einmal gut, als ich in der Kirche sagen konnte: „Kennen Sie den Unterschied zwischen Schappi und meiner Predigt?“ — „Schappi ist für den Hund und meine Predigt ist für die Katz.“ — Als ich einmal den Meßdienern sagte: „Der Friede ist möglich“, und einer antwortete: „Sogar mit dir“ — wurde auch mir auf eine angenehme Art die Wahrheit gesagt.

Ich denke oft: Hätten wir nur noch mehr Narren in der Kirche, dann könnten wir uns die oft bitter ernste Kritik, die nur verletzt und keinem hilft, ersparen. Ich meine, daß Heilige wie Don Bosco, Philipp Neri, Thomas Morus, Theresia von Avila und andere uns ein Beispiel christlichen Narrentums gegeben haben.

Philipp Neri mutete einem Klosterbewerber zu, mit einem hinten angehefteten Fuchschwanz durch die Stadt zu laufen; Don Bosco machte so viele Späße, daß er von kirchlichen Amtsträgern für anstaltsreif gehalten wurde; Thomas Morus war noch voller Witz und Humor in der Todeszelle.

Wie närrisch konnte auch der sonst gewiß auch trockene Bischof Johannes Poggenburg sein, wenn er auf dem Sterbebett zur Schwester, die ihn nochmals zur Erweckung der guten Meinung aufforderte, sagte: „Nu nich mä, nu lott ik et drupp ankuemen.“ Zeugt dieser

Humor nicht gleichzeitig von einem tiefen christlichen Glauben und einem großen Gottvertrauen?

Wir brauchen den Narren in der Kirche, weil sonst der tierische Ernst aufkommt, der vom Teufel ist. Wir brauchen auch den christlichen Narren in der Welt, weil wir sonst unsere Aufgabe, dem Menschen Spaß zu bereiten und außerdem auf eine bekömmliche Art die Leviten zu lesen, nicht voll ausschöpfen.

Auf jeden Fall möchte ich, daß wir in der Kirche wieder mehr lachen. Wenn wir in der Kirche nichts mehr zu lachen haben, dann frage ich mich: „Wo denn sonst?“ Wir haben durch den Glauben an die Auferstehung allen Grund zur Freude und zum Lachen. So freue ich mich auf die närrische Zeit auch in der Kirche. Ehrlich gesagt: Ich hätte vor der Humorlosigkeit in der Kirche mehr Angst als vor dem Teufel in der Welt.

Erika schwingt das Familienzepter!

Arthur Schopf

Eigentlich ist sie ja gar nicht so, aber an manchen Sonntagen zeigt sie „diktatorische“ Gelüste. Da muß man sie gewähren lassen. Schon am Morgen betätigt sie mit Eifer den Hausgong, dessen heller Klang die Familienmitglieder zum Frühstückstisch ruft. Wehe, wenn wir alle da nicht gleich das, was wir in den Händen haben, sozusagen „fallen“ lassen; die Tätigkeit, die wir eben vornehmen, sofort beenden und schnurstracks ins Wohnzimmer zur „Round-Table-Frühstücks-Konferenz“ eilen!

Dann singt Erika in der Rolle der „Herrscherin“ die große Arie des ersten Aktes:

„Peter, was trödelst du so lange herum?!“

„So komm doch schon, Oma!“

Wenn sich daraufhin noch nichts rührt, folgen weitere Strophen:

„Die Eier werden ja hart, der Kaffee wird kalt“ usw. . . .

Nun endlich ist es soweit, alle Hausbewohner sitzen um den runden Familientisch und die heilige Zeremonie des sonn- oder feiertäglichen Frühstücks kann beginnen!

Oh Schreck! Eben bemerkt mein geschultes „Haushaltungsvorstandsauge“, daß der Salzbecher oder sonst etwas Wichtiges fehlt. Wenn Sie jetzt denken, daß ich nun mit der gerechten Entrüstung des Familienvaters auf den Tisch hauen oder ein paar deutliche Worte sagen werde, dann haben Sie sich geirrt. Weit gefehlt davon, vorsichtig setze ich zu meinem „Monolog“ an und schüchtern wie ein Primaner bringe ich mein Anliegen vor. Gleich darauf kommt ein heftiges „Rezitativ“:

„Ich bin nur froh, daß du wieder etwas gefunden hast, worüber du meckern kannst!“

Es wäre nun völlig verkehrt, dagegen irgendwelche Einwände zu erheben und so ist es am

besten, man schweigt, und auch schweigend wird von der Tochter das Fehlende herangebracht.

Nun sind wir bei der Frühstückszigarette angelangt. Ah, da könnte man . . . Genießerisch drehe ich am Lautstärkeknopf:

Wilhelm Backhaus, der leider schon von uns gegangene Meister des Klaviers, spielt das Es-Dur-Konzert des großen Heroen! Da kommt auch schon der nächste Auftritt:

„Bitte, stell’ doch das Radio etwas leiser, man versteht ja das eigene Wort kaum!“

Und der herrliche Beethoven geht unter in einem Diskurs der Frauen über die Notwendigkeit, das Blaugetupfte kürzer zu machen und über die Tatsache, daß „Zorro“ — unser Schäferhund — gestern abend nichts gegessen hat.

Der folgende gemeinsame Kirchgang ist eine willkommene Unterbrechung des sonntäglichen „Dramas mit dem Familienzepter“. Sehr bezugsreich stellt der Pfarrer in seiner Predigt den häuslichen Frieden heraus. Ermahnt und geläutert kehren wir heim, und ich eile beschwingt in den Garten, um mich weiterhin „erfolgreich“ zu betätigen.

Mit dem Eifer des Sonntagsgärtners fahre ich mit dem Rasenmäher durch das schnittreife Gras, da höre ich schon wieder hochdramatische Töne:

„Bitte, sei doch vorsichtig“, ruft Erika mir zu, „du beschädigst ja die Hecke!“

Eben vorhin ist mir das passiert, aber das hat sie nicht gesehen. Nun aber bin ich mindestens noch zwei Meter von der Hecke entfernt, welche die Wiese begrenzt und so mime ich mit langem Gesicht den unschuldig Gekränkten. Ich versuche nun meinerseits ein paar Einwände, die ich aus dem Wissen um einige tiefschürfende Werke wie „Die gründliche Gartenpflege“ und „Die rationelle Anwendung des Rasenmähers“ beziehe. Doch Erika ist noch nicht gewillt, ihre herrschende Rolle abzulegen, und gleich beginnt der 3. Akt. Die Szene ist die Kaffeetafel. Die Tochter tritt von links auf, und während sie sich setzt, sagt sie:

„Der Toni will mich dann abholen . . .“

Doch schon trifft sie ein mißbilligender Blick ihrer Mutter, so daß sie mitten im Satz verstummt. Erika kann den Toni nämlich nicht ausstehen.

Plötzlich aber — so zwischen Kaffee und Abendbrot — ist das „Drama“ zu Ende und ohne Übergang wird ein Lustspiel daraus.

„Weiß du, Dicker . . .“, läßt sich nun die Haus-Kommandeuse vernehmen, die im bürgerlichen Leben meine Frau ist; und wenn sie „Dicker“ zu mir sagt, dann beginnt der heitere Teil . . .

„Manchmal hat man schon . . .“, sie beendet ihre Rede nicht und schaut mich dabei mit einem um Verzeihung bittenden Blick an.

„Nun laß mal“, erwidere ich und nehme ihre kleine fleißige Hand, und mit einem alles verstehenden Lächeln sehen wir uns in die Augen und freuen uns, daß heute Sonntag ist und die Sonne scheint . . .

Frieden — Bundeswehr

Weltfriedenstag 1986

Internationaler Soldatengottesdienst im Hohen Dom zu Köln am 16. Januar 1986

Im Heiligen Jahr 1975 gab das Apostolat Militaire Internationale (A.M.I.), die internationale Vereinigung katholischer Soldaten, der auch die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) angehört, die Anregung, anlässlich des jährlichen Weltfriedenstages Gottesdienste mit Soldaten aus verschiedenen Nationen zu feiern.

1976 baten die im Erzbistum Köln tätigen Militärgeistlichen den Kölner Erzbischof, Kardinal Höffner, anlässlich des Weltfriedenstages 1977 mit den im Erzbistum Köln stationierten deutschen, belgischen und britischen Soldaten einen Gottesdienst um den Frieden in der Welt zu feiern. Dieser Gottesdienst, im Januar 1977 in der Kölner Kirche St. Aposteln, fand unter den Soldaten ein solches Echo, daß von da an jährlich dieser Gottesdienst im Kölner Dom gefeiert wurde.

Bei der Einladung an die Soldaten zu diesem Gottesdienst spielen folgende Überlegungen eine Rolle:

- Es gibt in der Welt ein „Zusammenspiel“ von menschlichem Bemühen und göttlicher Gnade. Auf den Dienst des Soldaten bezogen, bedeutet das: Wer den Frieden will, darf sich nicht damit begnügen, als Soldat seinen Dienst gewissenhaft zu erfüllen, er muß auch um den Frieden beten.
- Viele unserer jungen Soldaten, die noch religiös orientiert sind, empfinden sich nicht selten in unserer Gesellschaft als Außenseiter. Es tut ihnen gut, sich einmal in einem Gottesdienst mit 3 000 Männern, die alle in derselben Situation stehen, zu erleben.
- Zum Frieden gehört die Begegnung mit Menschen anderer Nationen. Dies geschieht — wenigstens in Ansätzen — in diesem Gottesdienst und nach diesem Gottesdienst.
- Die Militärseelsorge ist nicht „Kirche innerhalb der Kirche“, sondern Teil der Gesamtkirche. So ist es wichtig, daß der Bischof einer Diözese — hier konkret der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz — den Soldaten in seinem Bistum Jahr für Jahr ein wegweisendes Wort sagt.

Die Zahl der Teilnehmer an diesem Gottesdienst ist von Jahr zu Jahr gewachsen. Inzwischen sind es jeweils 2 500—3 000, darunter 300—400 Beamte des Bundesgrenzschutzes, die an diesem Dienst für den Frieden teilnehmen.

Der Gottesdienst wird musikalisch umrahmt vom Stabsmusikkorps der Bundeswehr.

Nach dem Gottesdienst erhielten die Soldaten auf dem Roncalliplatz eine warme Erfrischung. Sie hatten die Möglichkeit, an Besichtigungen teilzunehmen: Stadtrundfahrt, Dom, Röm.-Germ. Museum.

Wie immer war der Dom — natürlich eiskalt — von den Soldaten gut gefüllt. Die Zahl der jungen Teilnehmer fiel deutlich auf. Die Generalität war in beachtlicher Stärke vertreten.

Mit dem Erzbischof von Köln, Kardinal Höffner, feierten den Gottesdienst der Bischof von Lille, Exzellenz Vilnet, Präsident der französischen Bischofskonferenz Erzbischof von Lyon, Kardinal Decontray, Vizepräsident der französischen Bischofskonferenz

Bischof von Essen, Exzellenz Dr. Franz Hengsbach, ehemaliger Militärbischof, Weihbischof Kenny, Provikar des amerikanischen Militärbischofs für Europa, sowie deutsche, amerikanische, britische und belgische Militärgeistliche.

Unter den Soldaten waren beim Gottesdienst:

Generalmajor Philipp, Befehlshaber Wehrbereich II

Generaloberstabsarzt Dr. Linde, Inspekteur des Sanitätswesens der Bw

Generalleutnant Sommerhoff, Amtschef Luftwaffenamt

Generalleutnant Kuebart, Kommandierender General Luftflotten-Kdo

Generalleutnant Fanslau, Abteilungsleiter „P“ im BMVg

Generalleutnant de Boodt, Oberbefehlshaber der Belg. Streitkräfte in Deutschland

Brigadier Boyle, Britische Rheinarmee

Commodore Hameleers, Vertreter der niederländischen Armee

Generalmajor Beckmann, stellv. Amtschef Heeresamt.

Neben dem Heiligen Opfer war ein Kernstück die Predigt von Joseph Kardinal Höffner:

„Der Friede ist ein Wert ohne Grenzen“

„Der Friede ist ein Wert ohne Grenzen“. So lautet das Leitwort des Weltfriedenstag 1986. Alle Völker sehnen sich nach Frieden: im Osten und im Westen, im Süden und im Norden.

Drei Fragen drängen sich auf:

I. Warum ist der Friede ein Wert ohne Grenzen?

Ich antworte: Obwohl der Mensch wie kein anderes Wesen auf dieser Erde eine Welt für sich ist, einzigartig er selbst, nie wiederholt, nie wiederholbar, ruht er dennoch nicht beziehungslos in sich selbst. Er ist ansprechbar, seinem Wesen nach dialogisch, eingefügt in das Menschengeschlecht. Trotz ihrer Verschiedenheit nach Hautfarbe und Volkstum sind die Menschen durch dieselbe Menschennatur geeint. Sie sind nicht nur viele, sondern viele derselben Art. Unabhängig von Vereinbarung und Zustimmung bildet die Menschheit in biologischer, geistiger, sittlicher, rechtlicher und wirtschaftlicher Hinsicht eine ursprüngliche, vorgegebene Einheit. Die ganze Menschheit ist auf die gemeinsamen geistig-sittlichen Werte des Wahren, Schönen und Heiligen hingeeordnet.

In früheren Jahrtausenden, ja noch vor wenigen Jahrhunderten standen die Erdteile und Kulturkreise kaum im Berührung miteinander. Heute haben Presse und Rundfunk

Kriegsdrohung und Friedenssehnsucht, Weltwirtschaft und Weltverkehr die ganze Menschheit zu schicksalhafter Einheit verbunden wie nie zuvor.

Gott hat die Erdengüter ursprünglich „der ganzen Menschheitsfamilie gewidmet“ (Enzyklika „Quadragesimo anno“, 45), also nicht bestimmten Menschen zugewiesen, wie jedem seinen Leib. Seit den frühen christlichen Jahrhunderten haben Kirchenväter, Bischöfe und Theologen darauf hingewiesen, daß Gott in seiner Güte die Bodenschätze und die Früchte der Erde ungleich an die einzelnen Länder verteilt habe, um auf diese Weise die Völker zum freundschaftlichen Austausch anzuregen und sie friedlich miteinander zu verbinden. Die Menschen in allen Teilen der Welt sind gleichsam „Bewohner ein und desselben Hauses“; deshalb darf „die wirtschaftliche und soziale Lage des einen von der des anderen nicht allzu stark abweichen“ (Enzyklika „Mater et Magistra“, 157). „Man öffne die Grenzsperrn“, sagte Papst Pius XII. 1950, „man beseitige die Drahtverhaue, man gewähre jedem Volk freien Einblick in das Leben aller anderen, man hebe die dem Frieden so abträgliche Abschließung bestimmter Länder von der übrigen Kulturwelt auf.“ Trotz aller „eiserner Vorhänge“ wird das Bewußtsein weltweiter solidarischer Verbundenheit bei allen Völkern immer stärker. Zugleich ist dieses Einswerden der Welt eine Herausforderung für die Christen, denen Jesus den Auftrag gegeben hat, die Botschaft des Friedens „allen Völkern“ zu verkünden, bis an die Grenzen der Erde (Mt 28,19).

Weil das Menschengeschlecht eine ursprüngliche Einheit bildet, begleitet die Sehnsucht nach Frieden die Menschheit von Jahrtausend zu Jahrtausend. „Friede“ ist ein menschliches Urwort. Zutiefst ist der Friede ein Heilsein vor Gott, ein Versöhntsein mit ihm. Der Friede gründet in der Liebe Gottes. Denn Gott, der Schöpfer des Menschengeschlechtes, ist „der Gott des Friedens“ (1 Thess 5,23; Hebr 13,20). Der Friede mit Gott schenkt dem Menschen den Frieden des Herzens, das Einssein mit sich selbst. Wer mit Gott und mit sich selbst versöhnt ist, wird auch seinem Nächsten die Hand zur Versöhnung reichen.

Wir Christen wissen um eine noch viel tiefere Einheit des Menschengeschlechtes, als sie durch die gleiche Menschennatur gegeben ist. Weil der Sohn Gottes einer von uns geworden ist, besitzt jeder Mensch eine heilige, ihm von Christus geschenkte Würde, die ihm niemand nehmen darf. Im menschengewordenen Gottessohn sind die Menschen aller Völker und Rassen Brüder und viel tiefer miteinander verbunden, als es durch die biologische Einheit des Menschengeschlechtes der Fall ist. Deshalb sind Haß, Ausbeutung, Abtreibung und Krieg heute schlimmer, als sie es in einer Welt wären, in der Gottes Sohn nicht Mensch geworden wäre.

II. Warum ist der Friede nicht verwirklicht?

Ich antworte: Im Jakobusbrief steht der Satz: „Woher kommen die Kriege bei euch, woher die Streitigkeiten? Doch nur vom Kampf der Leidenschaften in eurem Innern“ (Jak 4,1). Der Mensch ist immer wieder versucht, die Versöhnung, die Gott ihm schenkt, zurückzuweisen. Dann verliert er nicht nur den Frieden mit Gott, sondern auch den Frieden mit sich selbst. Ohne Gott gibt es keinen Herzensfrieden. Wer aber mit Gott und mit sich

selbst uneins ist, trägt den Unfrieden auch in die menschliche Gemeinschaft. Heute ist an die Stelle der Versöhnung unter den Völkern die Angst voreinander getreten. Das Wettrüsten nimmt kein Ende. Die Bedrohung wächst ins Unvorstellbare, bis zur Selbstvernichtung der Menschheit. Die Atomwaffenlager sind vordergründig ein Ausdruck elementarer politischer, wirtschaftlicher und weltanschaulicher Gegensätze, zutiefst jedoch ein Anzeichen dafür, daß die sittliche Wertordnung erschüttert ist. In seiner Botschaft zum Weltfriedenstag 1986 entwirft Papst Johannes Paul II. ein düsteres Panorama. Er spricht von der Spaltung der Menschheit in Blöcke, von verhärteten Positionen, von Ausbeutung und Polarisierung, von wachsendem Mißtrauen, von der gespenstischen Wirklichkeit atomarer Waffen, vom Gegensatz zwischen Ost und West. In einer solchen Lage, so schreibt er, „leiden gerade der Kleine und der Schwache, der Arme und der ohne Stimme am meisten“. Zwischen den Ländern des Nord-Blocks und denen des Süd-Blocks bestehe ein tiefer sozialer und wirtschaftlicher Graben. Die Länder der Dritten Welt seien hoch verschuldet.

„Bei dieser Lage“, so folgert der Papst, „ist der Friede als universaler Wert in großer Gefahr... Jedenfalls kann es keinen Frieden im vollen Sinne seines Wertes zusammen mit Ungerechtigkeit geben.“ Der Friede gehe verloren durch „soziale und wirtschaftliche Ausbeutung“, durch „soziale Spaltungen“ zwischen Reichen und Armen, durch Gewaltanwendung, durch Ausbeutung und innere Spannungen im sozialen Gefüge des Volkes.

III. Was können wir tun, damit der Friede nicht nur ein Wert ohne Grenzen, sondern ein Zustand ohne Grenzen wird?

Der Friede besteht nicht darin, daß kein Krieg ist. Er ist vielmehr die Frucht einer gerechten sozialen und wirtschaftlichen Ordnung in der Gesellschaft und unter den Völkern. Papst Johannes Paul II. sagt in seiner Friedensbotschaft: Wir nehmen zwar den heute bestehenden Graben zwischen Ost und West, Nord und Süd „ehrlich zur Kenntnis“, aber wir finden uns nicht damit ab; denn wir sind keine Fatalisten. An die Stelle der Angst, der vorgefaßten Meinungen und der künstlichen Barrieren müsse der Dialog treten. Der Dialog kann „viele Türen öffnen“. Er ist ein Weg, „auf dem die Menschen sich gegenseitig besser kennenlernen“. Der Dialog „bringt die Menschen in Kontakt miteinander als Mitglieder einer einzigen Menschheitsfamilie, mit allem Reichtum ihrer verschiedenen Kulturen und geschichtlichen Erfahrungen“.

Der Dialog, so schreibt der Papst, müsse im Geist der Solidarität geführt werden; dann würden wir nicht nur Hochachtung vor den Kulturen anderer Völker gewinnen, sondern auch bereit sein, „über uns selbst hinauszublicken, um das Wohl anderer zu verstehen und zu fördern“. Von den fortgeschrittenen Industriestaaten geht heute eine weltweite Suggestivwirkung aus. Dem Lebensstandard dieser Staaten gegenüber fühlen sich die Völker der Dritten Welt zurückgesetzt und ausgebeutet. Die Menschheitssolidarität gebietet, den Entwicklungsländern zu Hilfe zu kommen. Je mehr die Menschheit eine Einheit wird, desto mehr sind auch die Menschen fremder Rasse und Zivilisation unsere Nächsten, und desto mehr muß die Liebe über Familie, Verwandtschaft, Dorf und Volk hinauswachen und

sich zu der Not niederneigen, unter der Menschen in anderen Erdteilen leiden. Die Völker der Dritten Welt erwarten besonders von den Christen ein Zeichen. Bleibt dieses Zeichen aus, droht die Gefahr, daß ein „zweiter Messias“ durch „größtenteils, aber trügerische Versprechungen“ die Massen aufwiegeln und an „totalitäre Ideologien“ ausliefern wird (Enzyklika „Populorum progressio“ 11). Das soziale Zeugnis der Christen in den Entwicklungsländern steht nicht unter dem Zeichen einer innerweltlichen Heilshoffnung. Auch die größten sozialen Reformen vermögen die Sehnsucht des Menschen nach dauerndem Leben, bleibendem Glück und nie endender Liebe nicht zu stillen. Es gibt keinen innerweltlichen Ausbruch aus der Endlichkeit und Begrenztheit des Menschen in das Land der endgültigen und ewigen Freiheit. Aber gerade die Hoffnung auf das Kommende ist für den Christen der stärkste Antrieb zum sozialen und politischen Engagement im Dienst der Freiheit der Kinder Gottes.

*

Nach dem eindrucksvollen Gottesdienst, nach den bedenkenswerten Fürbitten, bei der einfühlsamen musikalischen Umrahmung durch das Stabsmusikkorps der Bundeswehr war die Ergriffenheit der Teilnehmer beim Heiligen Opfer spürbar.

„Der Friede sei mit euch“, waren dann die heiligen Worte, die aus der Gegenwart des Herrn im Sakrament ihre tiefe Bedeutung für jeden bekommen. Ja, dieser Frieden, den nur Gott schenken kann, ist etwas, das einen Wert darstellt, der nicht nur die Grenzen auf Erden, sondern auch die zum neuen Leben überwindet.

Nach dieser würdigen Feier hatten die Soldaten Gelegenheit, in Köln Stätten des Glaubens zu besuchen.

Etwa 400 Teilnehmer aus allen Bereichen, Nationen und Dienstgradgruppen waren dann zu einer Begegnung mit dem Kardinal im Maternushaus eingeladen.

Beim Empfang sagte *Militärdekan Msgr. Hermann Josef Kusen*:

Eminenzen, Exzellenzen, meine Herren Generale, Admirale und Generalärzte, meine sehr verehrten Damen und Herren!

Es ist mir eine große Freude, Sie nach diesem internationalen Soldatengottesdienst anlässlich des Weltfriedenstages nunmehr hier im Maternushaus, der guten Stube des Erzbistums Köln, begrüßen zu dürfen. Mein erster Gruß und auch mein erster Dank gilt Ihnen, sehr geehrter Herr Kardinal. Es ist heute das 10. Mal, daß wir diesen Soldatengottesdienst feiern.

Im Heiligen Jahr 1975 haben Soldaten aus verschiedenen Nationen bei einer Wallfahrt nach Rom die Anregung gegeben, jährlich anlässlich des Weltfriedenstages internationale Soldatengottesdienste zu feiern und gemeinsam um den Frieden zu beten. Die deutsche Gemeinschaft Katholischer Soldaten hat diesen Gedanken aufgegriffen, und im Januar 1977 fand in der Apostelkirche der erste internationale Soldatengottesdienst anlässlich des Weltfriedenstages hier im Erzbistum Köln statt. Ich sehe noch Ihr Erstaunen, Eminenz, über die große Zahl der Soldaten in der Apostelkirche, die viel zu klein war für diesen Gottesdienst. So findet seit 1978 dieser Gottesdienst in der Hohen Domkirche statt. Es kommt

nicht von ungefähr, daß unsere Soldaten in so großer Zahl an diesem Gottesdienst teilnehmen. Die Mehrzahl unserer Soldaten — unabhängig vom Dienstgrad und unabhängig vom Alter — sind dankbar für jedes wegweisende Wort, daß von seiten der Kirche zu ihrem Dienst und zu ihrer Aufgabe gesagt wird. Es tut gut zu erfahren, wie ein Bischof zu den Soldaten steht, die in seinem Bistum stationiert sind.

Es ist eine gute Fügung, daß heute morgen eine Konferenz mit den führenden Vertretern der französischen Bischofskonferenz zu Ende gegangen ist. Ich begrüße sehr herzlich in unserer Mitte den Präsidenten der französischen Bischofskonferenz, den Erzbischof von Lille, Exzellenz Vilnet, und den Vizepräsidenten und Erzbischof von Lyon, Cardinal Decourtray. Ich kann das nicht in französisch sagen; aber es ist mir ein Anliegen, Ihnen zu danken für die jährliche Internationale Soldatenwallfahrt nach Lourdes, an der auf Einladung des französischen Militärbischofs rund zwanzigtausend Menschen aus über 15 Nationen teilnehmen und miteinander um den Frieden beten. Gott allein weiß, was diese Soldatenwallfahrt zur Aussöhnung unserer Völker und zum Frieden in der Welt beigetragen hat.

Diese Konferenz mit den französischen Bischöfen hat auch unseren früheren Militärbischof und Bischof von Essen, Dr. Franz Hengsbach, nach Köln geführt. Exzellenz, ich begrüße Sie sehr herzlich und gehe wahrscheinlich richtig in der Annahme, daß angesichts der Soldaten Ihr Herz ganz weit geworden ist.

Sehr herzlich begrüße ich den Bischofsvikar des amerikanischen Militärbischofs für Europa, Herrn Weihbischof Kenny, und freue mich, daß er unter uns ist.

Ein besonderer Willkommensgruß gilt unseren ausländischen Kameraden, an ihrer Spitze der Oberbefehlshaber der belgischen Streitkräfte in Deutschland und Kommandierende General des I. Belg. Korps, Herr GLt de Boodt, sowie von der britischen Rheinarmee Herr Brigadier Boyle. Sie, Herr General de Boodt haben zum letzten Mal als aktiver Soldat an diesem Gottesdienst teilgenommen. Ich danke Ihnen für die Treue, die Sie uns Jahr für Jahr erwiesen haben. Es wäre schön, wenn in Ihren Erinnerungen an Deutschland dieser Gottesdienst einen festen Platz erhalten würde.

Stellvertretend für alle deutschen Soldaten begrüße ich für das Heer Herrn Generalmajor Beckmann und als Vertreter des Inspektors des Heeres Herrn Brigadegeneral Zimmer; für die Luftwaffe den Amtschef des LwAmtes, Herrn GLt Sommerhoff, und den KG der Luftflotte, Herrn GLt Kuebart, den Inspekteur der Marine, Herrn Vizeadmiral Wellershoff, und den Inspekteur des Sanitäts- und Gesundheitswesens der Bw, Herrn GenOberstabsarzt Dr. Linde. Mit besonderer Freude begrüße ich den Befehlshaber im Wehrbereich III, Herrn Generalmajor Philipp. Zum ersten Mal ist unter uns der Abteilungsleiter P, Herr GLt Fanslau. Herr General, zu den großen Schätzen des Kölner Doms gehören die Gebeine der Heiligen Drei Könige. Ich bin überzeugt, manch ein Lt, Olt oder Major, die im Beförderungstau stecken, würde sich glücklich schätzen, wenn von ihnen das gesagt würde, was Matthäus über die Weisen aus dem Morgenland berichtet: Als sie den Stern sahen, freuten sie sich gar sehr. Mit Ihnen begrüße ich die übrigen Abteilungsleiter aus dem

BMVg, Herrn MinDirektor Hildebandt und Herrn MinDirektor Dr. Schaefgen sowie den Vizepräsidenten der WBV III, Herrn Nobis.

Es ist für uns eine große Freude, daß so viele Beamte des BGS an diesem Gottesdienst teilgenommen haben. Stellvertretend für alle begrüße ich den Kdr des GrenzschutzKdos West, Herrn General Wegener.

In diesen Gruß schließe ich ein alle hier anwesenden Amtschefs, Dienststellenleiter, Abteilungsleiter, Kommandeure und Chefs aus den verschiedenen Standorten des Erzbistums Köln. Ich danke Ihnen, meine Herrn, und Ihren Mitarbeitern für die Unterstützung, die Sie uns Militärg Geistlichen bei der Vorbereitung dieses Tages gewährt haben.

Sehr herzlich begrüße ich die ehemaligen Soldaten und nenne stellvertretend Herrn GLt a.D. Lemm und GM a.D. Hückelheim. Für die Stadt Köln begrüße ich einen alten Freund der Soldaten und der Militärseelsorge, Herrn Stadtverordneten Lohmer.

Ein besonderer Gruß gilt den anwesenden Damen, die zu einem großen Teil neben unseren Soldaten in den Pfarrgemeinderäten bei den Standortpfarrern mitarbeiten.

Lassen Sie mich den Begrüßungsreigen schließen, indem ich wieder zu den kirchlichen Würdenträgern zurückkehre. Ich begrüße sehr herzlich Herrn Dompropst Henrich, der schon als Stadtdechant von Düsseldorf ein gutes Verhältnis zu den Soldaten hatte. Ich begrüße als Vertreter unseres Militärgeneralvikars Herrn MD Köster und für die ev. Militärseelsorge Herrn MD Engelmann. In diesen Gruß sind alle hier anwesenden Militärg Geistlichen der verschiedenen Nationen und Konfessionen einbegriffen.

Ich begrüße die Damen und Herren der Presse und hoffe, daß Sie sich bei uns wohlfühlen.

Sie kennen wahrscheinlich die Geschichte, wie so ein Begrüßungsredner alle die, die er vergessen hatte, anschließend zu einem Schnaps einlud. Da ich nicht so trinkfest bin, möchte ich diese Gruppe besonders herzlich willkommen heißen.

Vor wenigen Wochen wuchs in Genf bei der Begegnung Reagans und Gorbatschows die Hoffnung auf eine Vertiefung des Friedens in der Welt. Seit den Anschlägen in Wien und Rom und der daraus resultierenden Entwicklung bangen wir wieder um diesen Frieden.

Die Vereinten Nationen haben das Jahr 1986 zum Jahr des Friedens erklärt. Ich wünsche uns und allen Völkern, daß es ein Jahr des Friedens wird.

Generaloberstabsarzt Dr. Linde dankte dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz Joseph Kardinal Höffner für diesen erhebenden Gottesdienst. Er ging in seinem Grußwort auf einen Aspekt der Worte des Heiligen Vaters, Papst Johannes Pauls II., zum diesjährigen Weltfriedenstag ein. Der Friede ist ein hoher Wert, der erhalten werden muß. Unter diese Maxime setzte er dann den Auftrag des Soldaten von heute.

Energisch wandte er sich gegen eine Auffassung, die früher landläufig, aber auch heute noch zu finden sei nämlich, daß Soldaten dem Krieg zugeordnet seien.

Heute sei der Soldat zur Erhaltung des Friedens da. In diesen Auftrag sei der Schutz der Menschenwürde eingeschlossen.

Aus dieser Sicht begrüße der Soldat das Wort der Bischöfe „Gerechtigkeit schafft Frieden“ von 1983.

Er danke auch für die Erinnerung an die Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils: „Wer als Soldat im Dienste des Vaterlandes steht, betrachte sich als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker. Indem er diese Aufgabe recht erfüllt, trägt er wahrhaft zur Festigung des Friedens bei“ (GS 79; Gerechtigkeit schafft Frieden, S. 69).

Aus dieser Auffassung seien die Soldaten der Bundeswehr mit ihren Kameraden der Nato bereit:

- Das Recht zu schützen
- die Freiheit zu verteidigen und
- den Frieden — als Wert ohne Grenzen — zu festigen.

Generalleutnant de Boodt, der Oberbefehlshaber der belgischen Streitkräfte in Deutschland und kommandierender General des I. Belg. Korps, sprach für die ausländischen und in der Nato integrierten Soldaten. Zum Abschied seiner aktiven Dienstzeit dankte er dem Erzbischof von Köln, Kardinal Höffner, für diesen Gottesdienst, an dem er nun schon seit Jahren teilgenommen habe.

Das gemeinsame Gebet sei Ausdruck des Bemühens um den Frieden. Aber zur Verwirklichung des Friedens seien auch Taten notwendig. Und eine dieser Taten sei es, sich um die Verteidigung der europäischen Werte und der europäischen Zivilisation zu bemühen. Diesem Mühen gelte der tägliche Dienst, besonders auch das gemeinsame Gebet.

General de Boodt trug dann seine in flüssigem Deutsch gehaltene Rede nacheinander in Flämisch, Französisch und Englisch vor.

Der Beifall der Soldaten für die beiden Sprecher sagte, daß sie sich mit diesen Worten identifizieren konnten.

Zum Schluß antwortete der Kardinal.

Wie immer, wenn *Kardinal Höffner* frei spricht, läßt er die Teilnehmer in humorvoller Weise erkennen, daß er erfüllt ist von der Frohbotschaft, die er verkündet.

Er sagte allen Beteiligten Dank für das Kommen zum Gottesdienst und damit für die Bekräftigung des Bekenntnisses zu Gott.

Für ihn zeige die Teilnahme aber auch noch eine Dimension: Im gemeinsamen Gebet zeige sich das Vertrauen der Kirche zu den Soldaten und umgekehrt. Er sage deshalb im Namen der deutschen Bischöfe Dank für diese vertrauensvolle Zusammenarbeit.

Anspielend auf die Bemerkung von der Pensionierung von General de Boodt sagte er dann verschmitzt, jeder Beruf habe so seine Eigenarten, er sei z.B. erst mit 62 Jahren zum Bischof von Köln ernannt worden.

Sodann würdigte Seine Eminenz das Gespräch, daß in diesen Tagen mit Bischöfen der Französischen Bischofskonferenz stattgefunden hat. Die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit dem Präsidenten der Französischen Bischofskonferenz, dem Erzbischof von Lille, Exzellenz Vilnet, und seinen Herren sei ein Zeichen, daß Europa immer mehr zusammenwachse.

Er verglich den Bau Europas mit den alten römischen Wasserleitungen, die allenthalben in Europa zu finden seien. Die festgefügt Pfeiler stünden noch, nun müsse man die Bogen erneuern, damit das lebenspendende Wasser wieder fließen könne.

Es sei hoffnungsvoll, daß die Jugend heute bereits die Einigkeit Europas so konkret erlebe, daß ein Krieg zwischen uns und Holland, Belgien, Frankreich oder Italien nicht mehr vorstellbar sei. „Wir gehören zusammen“, sagte der Kardinal und fügte hinzu, daß es aber auch dazu kommen müsse, daß sich dieser Friede überallhin ausbreite. Doch bei allem Streben nach Einigkeit dürfe es nicht geschehen, daß Kultur und Eigenart der Völker gering geachtet würden. Die Liebe zu einem anderen Volk bedeute Annahme der Werte und Besonderheit des Nachbarn.

Durch den Mißbrauch der Werte von Treue und Vaterland vor 50 Jahren habe es leider bei uns lange Jahre ein schwieriges Verhältnis zu diesen Tugenden gegeben.

Daher erinnere er an die Lehre des Konzils, daß die Liebe zum Vaterland eine Tugend sei. Die Gaben, die Gott den Völkern in ihrer Vielfalt verliehen habe, seien anzuerkennen.

Erst die Kultur und die Schätze der Charaktere aller Völker bringe die Größe des Geschenkes Gottes an seine Schöpfung, die Menschen zum Leuchten. So sage er nochmals Dank für dieses gemeinsame Beten, es sei Ausdruck des großen Willens, miteinander und füreinander da zu sein.

Lebhafter Beifall zeigte, daß unser Kardinal — immerhin im 79. Lebensjahr —, die Herzen der — aller — Teilnehmer tief berührt hatte. Die Gespräche — vor allem auch mit jungen Soldaten — dauerten noch lange an.

H.F.

Welfriedenstag 1986 in Bonn

Der Kreis Bonn der GKS hat in den vergangenen 10 Jahren eine besondere Form gefunden, den jährlichen Welfriedenstag aus dem Ablauf sonstiger Fest- und Feiertage hervorzuheben.

Es ist bisher gelungen, diese Veranstaltung als einen Beitrag zur Sinnfindung soldatischer Pflichterfüllung zu gestalten.

In den vergangenen Jahren haben sich immer wieder bedeutende Redner bereitgefunden, für dieses Anliegen ihre Kraft einzusetzen.

So war dieser Tag auch in diesem Jahr wieder Anlaß, die Stunde zur Besinnung zu nutzen, aber auch konkrete Aussagen zur Arbeit für den Frieden zu finden.

Die Umräumung durch das Kammer-Orchester des Stabsmusikkorps der Bundeswehr unter Leitung von Ch. Lieder trug sowohl zur besinnungsvollen Einstimmung als auch zum auffordernden Ausklang bei.

Um dem Leser eine gute Übersicht zu vermitteln, sind die Reden im Wortlaut nachstehend abgedruckt.

Welfriedenstag 1986

Grüßwort Sprecher GKS Bonn:

Meine Damen, meine Herren, liebe Gäste!

Seit nunmehr einem Jahrzehnt begeht die Gemeinschaft Katholischer Soldaten in Bonn den päpstlichen Welttag des Friedens im Rahmen eines eigenen Festaktes. Dieser ist uns ein Anlaß, einer breiteren Öffentlichkeit zu zeigen, daß katholische Angehörige der Bundeswehr in Kirche und Militärseelsorge bereit sind, als Laien bewußt und von christlichem Geist getragene Verantwortung gegenüber dem Menschen in den Streitkräften zu übernehmen.

Es ist mir daher eine Freude und Ehre, Sie alle, meine Damen und Herren, die Sie so zahlreich zu dieser Veranstaltung gekommen sind, herzlich zu begrüßen, in der Hoffnung, daß Sie auch weiterhin die Arbeit der Gemeinschaft Katholischer Soldaten — ggf. kritisch — verfolgen und unterstützen.

Insbesondere begrüße ich den Hauptvortragenden des heutigen Abends, Herrn Dr. Manfred Wörner, unseren Verteidigungsminister. Herzlichen Dank, Herr Minister, daß Sie sich heute die Zeit für uns nehmen!

Ebenso möchte ich an dieser Stelle herzlich unseren Militärbischof, Herrn Erzbischof Dr. Elmar Maria Kredel, begrüßen.

Mit besonderer Freude begrüße ich auch aus dem Deutschen Bundestag die Abgeordneten

Frau Ursula Krone-Appuhn

Frau Katrin Fuchs

Herrn Udo Ehrbar
Herrn Paul Löher
Herrn Peter Milz
Herrn Dr.-Ing. Martin Oldenstädt
Herrn Werner Weiß
Herrn Willy Wimmer und
Herrn Dr. Fritz Wittmann

Aus dem Landtag von Nordrhein-Westfalen begrüße ich Herrn MdL van Schewick.

Für unsere Heimatstadt Bonn begrüße ich Herrn Ministerialdirigenten Riegel als Vorsitzenden der Bezirksvertretung Bonn.

Aus dem Bereich der Kirchen begrüße ich insbesondere

- Herrn Weihbischof Lawrence Kenney von der amerikanischen Militärseelsorge,
- Herrn Nuntiaturssekretär Dr. Panikulam in Vertretung des Apostolischen Nuntius,
- Herrn Stadtdechant Prälat W. Passavanti, Bonn,
- Herrn Generalvikar Dr. Straub aus Bamberg,
- Herrn Prälat Mappes von der Zentrale Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz,
- Herrn Generalvikar Dr. Niermann vom Katholischen Militärbischofsamt,
- Herrn Militärdekan Scheel vom Evangelischen Kirchenamt für die Bundeswehr,
- Herrn Superintendent Schießmann für den evangelischen Kirchenkreis Bonn.

Für den militärischen Bereich begrüße ich mit besonderer Freude und stellvertretend für die vielen militärischen Gäste

- Herrn Generaloberstabsarzt Dr. Linde, Inspekteur des Sanitäts- und Gesundheitswesens, für alle Gäste aus diesem Bereich,
- Herrn Generalleutnant Sommerhoff, den Amtschef des Luftwaffenamtes, für den Bereich der Luftwaffe,
- Herrn Flottillenadmiral Werner, in Vertretung des Inspektors der Marine, für den Bereich der Marine, und
- Herrn Brigadegeneral Zimmer, Stabsabteilungsleiter im Führungsstab des Heeres, für den Bereich des Heeres.

Für den zivilen Bereich der Bundeswehr begrüße ich stellvertretend die Herren

- Ministerialdirektor Schnell, Hauptabteilungsleiter Rüstung und
- Herrn Ministerialdirektor Dr. Schaefgen, Abteilungsleiter Unterbringung, Liegenschafts- und Bauwesen.

Aus dem Kreis der Verteidigungsattachés uns verbundener Länder begrüße ich Herrn Brigadegeneral Penacchioni aus Frankreich, Herrn Oberst i.G. Teixidó aus Spanien und Herrn Oberst i.G. Yoo aus Korea.

Für den deutschen Bundeswehrverband begrüße ich den neuen Vorsitzenden, Herrn

Oberstleutnant Wenzel, und für das Bundeswehrsozialwerk dessen Bundesgeschäftsführer, Herrn Müller. Schließlich möchte ich für die Gemeinschaft Katholischer Soldaten Herrn Oberot i.G. Heymen, unseren Bundesvorsitzenden, begrüßen.

Die Familienangehörigen schließe ich in diese Begrüßung ein.

Gestatten Sie mir, daß ich mich auch diesmal bei meinem Grußwort kurz fasse und Sie alle nochmals herzlich willkommen heiße, die Vertreter von Organisationen und Verbänden, die Vertreter der Presse, die ehemaligen Soldaten, unsere benachbarten GKS-Kreise und Militärgemeinden von Bad Neuenahr, Köln und Brunssum, die jungen Wehrpflichtigen und die Schüler und Schülerinnen, die unter uns weilen. Nur das Stabsmusikkorps der Bundeswehr mit seinem Kammerorchester unter Leitung von Hauptmann Lieder möchte ich noch gesondert begrüßen.

Erlauben Sie mir auch, daß ich dem Direktor des Collegium Josephinum, Herrn Pater Demuth, und den Angehörigen dieser Schule für die erneute Gastfreundschaft in diesen Räumen danke.

„Friede, Wert ohne Grenzen!“ So ist dieser Weltfriedenstag überschrieben. Sind wir uns — speziell wir Soldaten — dieser Grenzenlosigkeit des Friedensbegriffs immer voll bewußt?

Unsere eingangs erwähnte Verantwortung als Laien zwingt uns auch dazu, uns mit dieser Frage zu befassen. Vielleicht können wir nach den Vorträgen im Foyer im persönlichen und offenen Gespräch diesen Aspekt vertiefen.

Herr Minister, ich darf Sie bitten, nun zu uns zu sprechen!

Der Bundesminister der Verteidigung Dr. Manfred Wörner führte aus:

Exzellenzen, meine Damen und Herren Abgeordneten des Bundestages und des Landtages, meine Damen und Herren, Soldaten!

Ich bin dieser Einladung ausgesprochen gerne gefolgt, aus zwei Gründen. Einmal, weil ich deutlich machen wollte, daß ich zu Ihnen stehe und zu Ihrer Arbeit. Zum zweiten aus einem anderen Grund, den ich erwähnen möchte. Ich bin hier einmal als Festvortragender mit einer relativ kurzen Vorwarnzeit für meinen sehr verehrten Amtsvorgänger Georg Leber als damaliger Vorsitzender des Verteidigungsausschusses eingesprungen. Es war immer mein Traum, einmal der richtige Festvortragende zu sein — insofern geht ein alter Wunsch in Erfüllung.

Papst Johannes Paul II. hat zum diesjährigen Weltfriedenstag erklärt, daß der Friede ein Wort ohne Grenzen sei, einziger Friede, der für Ost und West, für Nord und Süd in gleicher Weise gelte. Und die Vereinten Nationen haben 1986 zum Internationalen Jahr des Friedens erklärt.

Macht man die Augen auf, schaut man sich in der Welt um, dann wird freilich sehr schnell deutlich: 1986 ist noch kein wirkliches Jahr des Friedens. Es wird Krieg geführt und gekämpft, in Afghanistan wie im Nahen Osten, in Afrika wie in Ostasien, und die Medien

zeigen uns jeden Tag schreckliche Bilder des Sterbens über die ganze Welt hinweg. Noch also ist der Friede begrenzt, noch ist er täglich und in allen Teilen unserer Welt gefährdet und bedroht; übrigens — und darüber wird noch zu reden sein — am wenigsten hier in Europa, und das nicht ohne Grund.

Was die Vereinten Nationen als Zielvorstellung für 1986 bezeichnen und was der Papst präzise und zugleich umfassend ausleuchtet, das ist ein neues Bewußtsein für die Dimensionen des Friedens und daraus folgend die Einsicht in eine neue gemeinsame Verantwortung für diesen Frieden. Das heißt nichts anderes, als daß, wenn heute auf der anderen Seite und in anderen Teilen unseres Erdballs Kriege geführt werden, dies uns und unseren Frieden hier in Europa ganz direkt berührt und auch bedroht. Wenn heute in einem anderen Kontinent Menschen unterdrückt und ihrer Freiheit beraubt werden, dann können und dürfen wir hier, gerade auch als Christen, die Augen davor nicht verschließen. Wer sich heute als einzelner, sei es als Soldat oder als ziviler Mitarbeiter der Bundeswehr, sei es als Politiker, für den Frieden engagiert, der darf die globale, die weltumspannende Dimension und Bedeutung und die globale Auswirkung seines Dienstes am Frieden nicht aus dem Auge lassen.

Das will dieser Begriff des Friedens als ein Wert ohne Grenzen uns in diesem Jahr ganz besonders vor Augen führen. Daß der Dienst des Soldaten in diese globale Verantwortung für den Frieden eingeordnet ist, hat das 2. Vatikanische Konzil vor 20 Jahren in einer Weise ausgedrückt, wie es auch heute nicht besser möglich wäre. Und ich wünschte mir, dies wäre in der katholischen und auch in der evangelischen Kirche überall noch so selbstverständlich und klar, wie es damals gesagt wurde — ich darf es hier zitieren:

„Wer als Soldat im Dienst des Vaterlandes steht, betrachte sich als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker. Indem er diese Aufgabe recht erfüllt, trägt er wahrhaft zur Festigung des Friedens bei.“

Das heißt, soldatischer Friedensdienst im Rahmen der Sicherheits- und Verteidigungspolitik unseres Landes ist in erster Linie Dienst für die Wertordnung, die das Leben unserer Bürger und auch unserer Verbündeten prägt und bestimmt. Freiheit und Menschenwürde bilden die Spitze der Wertskala, der unsere Politik verpflichtet ist und die der Soldat mit seinem Dienst schützt. Und deswegen sage ich — und ich sage es ausdrücklich hier, damit es nicht in Vergessenheit gerät — der Dienst unserer Soldaten, der Dienst unserer zivilen Mitarbeiter, unsere ganze Sicherheits- und Verteidigungspolitik dienen nicht in erster Linie den materiellen Werten, so wichtig diese sind — und wir sollten sie nicht verachten —, sondern sie dienen in erster Linie der Erhaltung der Freiheit und der Menschenwürde als Bedingung für die Weiterentwicklung des Menschen wie der Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland.

Und ein weiteres sei hier angesprochen: Frieden und Freiheit gehören untrennbar zusammen. Auch nach christlichem Verständnis, gerade aus christlichem Verständnis, ist die Friedensordnung, auch die vorläufige Friedensordnung dieser Welt, ihrem Wesen nach eine Ordnung der Freiheit. Ohne Freiheit der Bürger und ohne Freiheit der Völker ist auf

die Dauer Frieden unmöglich. Freiheitsmindernde und freiheitsunterdrückende totalitäre Ideologien, wie Kommunismus und Faschismus, sind daher ihrem Wesen nach friedensgefährdend. Das wird zwar heute nicht mehr so häufig ausgesprochen, bleibt aber gleichwohl wahr — und ich sage dies besonders in Anwesenheit so vieler junger Menschen. Wenn ich dies hier ausdrücklich betone, dann baue ich damit kein Feindbild auf, sondern ich berücksichtige nur historische Tatsachen und politische Fakten, die auch heute jedem, der die Augen offen hat, vor Augen stehen müssen und über die man nicht hinwegsehen darf. In seinem Wort zum Weltfriedenstag 86 betont Papst Johannes Paul II., daß alle, die Verantwortung tragen, zu einem einzigen gemeinsamen Frieden beitragen müssen, „auf der Grundlage sozialer Gerechtigkeit und der Würde und Rechte jeder menschlichen Person“. Und weiter sagt der Papst, es könne „keinen Frieden im vollen Sinne seines Wertes zusammen mit Ungerechtigkeit geben“. Weil das so ist, sind wir, die Politiker wie die Soldaten und die zivilen Mitarbeiter der Bundeswehr, nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, für die Menschenrechte und die Gerechtigkeit einzutreten — nicht nur bei uns, sondern in allen Ländern der Welt. Das hat nichts mit offensiver oder gar mit gewaltvoller Übertragung unserer Vorstellungen von Gesellschaft zu tun, sondern nur mit der selbstverständlichen Erkenntnis, daß die Chance des Friedens entscheidend davon abhängt, wie weit in einem Staat die Freiheit und die Menschenrechte verwirklicht werden. Und ich sage wieder etwas, was man dieser Tage leider nicht mehr so häufig hört: Die Tatsache, daß man im Osten nicht frei leben, nicht frei denken kann, seinen Glauben nicht frei bekennen kann, nicht ausreisen kann, wie man will, anderen Menschen oder jedenfalls vielen anderen Menschen nicht frei begegnen kann — das sind objektive Verletzungen objektiv feststellbarer Menschenrechte. Hier liegt der entscheidende Unterschied zwischen unserem demokratischen und dem totalitären System. Und dieser Unterschied darf weder verwischt, noch darf er unterschlagen werden — um des Friedens willen und um des Bewußtseins willen, das unser Volk beherrscht und prägt.

Etwas, was zunehmend vergessen wird, von manchen allerdings auch ganz bewußt unterschlagen wird, muß in diesem Kreis und überall immer wieder deutlich gesagt werden: Nicht Soldaten, nicht Waffen sind Ursache des Unfriedens, sondern Machtstreben und Unterdrückung, Unfreiheit und Unrecht. Und darum bedauere ich es so sehr, wenn in der Friedensdiskussion unserer Tage, leider auch da und dort in unseren christlichen Kirchen, die Friedensdiskussion verengt wird auf die Frage nach den Soldaten oder auf die Frage nach den Waffen und die entscheidenden Gefahren für den Frieden, nämlich Unrecht und Unfreiheit, dabei ausgeklammert werden. Es ist unsere Aufgabe, dies ohne Übertreibung, aber eben als eine Tatsache festzuhalten.

Ich persönlich weise immer wieder auf das Beispiel der deutsch-französischen Versöhnung als eines klassischen Stückes Friedenspolitik hin. Mir hatte man in der Schule noch beigebracht, die Franzosen seien unsere Erbfeinde. Wenn Sie das heute einem jungen Menschen erzählen, dann schüttelt er den Kopf und hält Sie für verrückt, mit Recht übrigens. Hier ist aus Feindschaft, behaupteter und wirklicher, nicht nur gute Nachbarschaft, sondern Freundschaft geworden, Warum? Weil es sich um demokratische Staaten handelte, die

ihre Menschen zueinander gelassen haben, die den Jungen und den Älteren die Chance gegeben haben zur freien Begegnung, zur freien Aussöhnung. Und darum muß, wer von Friedenspolitik redet, von einer Politik des Austausches, der Begegnung der Menschen reden, und er muß Mauern als das anprangern, was sie waren und was sie sind und was sie bleiben werden: friedenshindernde, die eigentlich friedensstörenden Faktoren.

Hier vor katholischen Soldaten darf ich auf einen Punkt eingehen, der mich immer wieder bedrückt — mich besonders als evangelischen Christen, weil in meiner Kirche diese Diskussion noch viel schärfer geführt wird —, nämlich die Behauptung, die da und dort anzutreffen ist, daß der Wehrdienstverweigerer der bessere Christ sei und der Soldat, wenn man ihm überhaupt eine Gewissensentscheidung zubilligt, ausgesprochen oder unausgesprochen der schlechtere. Dem halte ich entgegen, was zu meiner großen Freude — und ich denke nicht nur zu meiner — Bundespräsident von Weizsäcker in seiner Rede zum 30jährigen Bestehen der Bundeswehr am 12. November 1985 auf der Hardthöhe sehr deutlich gesagt hat. Ich wiederhole es hiermit: „Der einzelne kann den Dienst mit der Waffe verweigern, wenn sein Gewissen es ihm vorschreibt. Wer aber für das Gemeinwesen im Ganzen politisch verantwortlich ist, darf den Bürgern den Schutz nicht verweigern. Er darf den Frieden nicht um jeden Preis suchen, sonst verwandelt sich Frieden in Unterwerfung. Er muß sich die Fähigkeit zur Verteidigung erhalten.“ Ich stimme diesen Worten nicht nur zu, sondern ich sage Ihnen hier und allen Wehrpflichtigen, die sich zum Dienst in der Bundeswehr entschieden haben, bei dieser Gelegenheit: Sie haben eine gute, Sie haben eine richtige, Sie haben eine christlich und moralisch verantwortbare Entscheidung getroffen. Erstens nehmen Sie für sich das in Anspruch, was die Verweigerer für sich in Anspruch nehmen: Sie sind Ihrem Gewissen gefolgt und sind nicht etwa nur so dahergelaufen. Und zweitens: Niemand von uns, auch der Bundesminister der Verteidigung nicht, denkt daran, die Entscheidung, die Gewissensentscheidung, wenn es eine solche war, eines Verweigerers abzuwerten. Sie werden mich nie unter denen finden, die eine solche Entscheidung diffamieren. Nein — aber eines will ich Ihnen sagen, daß ohne Ihre Gewissensentscheidung, ohne Ihren Dienst in der Bundeswehr es gar nicht möglich wäre, das Grundrecht auf Wehrdienstverweigerung zu schützen.

Soldatischer Dienst, wie wir ihn verstehen, ist nicht dem Krieg zugeordnet, den er verhindern soll, sondern dem Frieden, den er erhalten soll. Meine Bitte ist: Lassen wir uns den Sinn für Realitäten, auch den christlichen Sinn für Realitäten, nicht von Träumern, Illusionisten und gelegentlich auch Idealisten, von Agitatoren und Demagogen vernebeln. Es gibt nichts Wirksameres und auch nichts Moralischeres als eine Friedenspolitik und einen soldatischen Dienst, die den Krieg verhindert haben und auch in Zukunft verhindern werden.

Noch eine Bitte in diesem Zusammenhang: Treten wir der Angst entgegen! Nicht mit einem rosaroten Optimismus; keiner von uns verkennet die Gefahr. Aber auch bei nüchterner Betrachtung der Weltlage und der Kräfteverhältnisse in Europa komme ich zu dem Urteil: Die Chance für den Frieden in Europa ist gut, ja sogar sehr gut. Kriegsgefahr sehe

ich nicht, gerade wegen der Abwehr- und Verteidigungsbereitschaft der Allianz und der Stärke der Bundeswehr. Dennoch tragen manche Christen heutzutage die Angst geradezu als eine Fahne vor sich her, mit der sie sich als Christ auszuweisen versuchen. Nun habe ich durch einen guten Freund von mir, einen katholischen Pfarrer, vor langer Zeit einmal ein Buch geschenkt bekommen. Es stammt von Josef Pieper und hat die vier Kardinaltugenden des Christen zum Gegenstand. Da habe ich vergeblich nach der Angst gesucht. Wohl aber habe ich Tapferkeit dort als eine Tugend des Christen gefunden, und so habe ich bis zum heutigen Tage auch das Christsein verstanden. Darum gestatten Sie mir den sicher etwas provozierenden Satz, daß tätige Zuversicht christlicher ist als ängstliche Resignation. Nicht Angst und nicht Wehrlosigkeit, sondern Mut zur Selbstbehauptung und glaubwürdige Verteidigungsfähigkeit sichern auch heute und morgen den Frieden.

Nun werden gelegentlich auch in kirchlichen Kreisen Zweifel gesät, ob man angesichts unserer Abschreckungsstrategie und angesichts der Nuklearwaffen als Christ noch Soldat sein kann. Auch dieser Frage möchte ich nicht ausweichen, sondern mich ihr stellen — und wir alle müssen uns dieser Frage stellen, besonders dann, wenn wir die Uniform des Soldaten tragen. Es wird Sie nicht wundern, wenn ich sage, daß man selbstverständlich und aus den Gründen, die ich jetzt darzulegen versuche, als Christ noch Soldat sein kann.

Ich will zunächst einmal mit dieser schlichten Tatsache anfangen, die leider zu selbstverständlich geworden ist und deswegen kaum mehr beim Namen genannt wird: Wenn in Europa nunmehr 40 Jahre kein Krieg stattgefunden hat, während weltweit bei über 150 Kriegen seit dem Zweiten Weltkrieg über 20 Millionen Tote zu beklagen waren, von der Unzahl der Flüchtlinge einmal abgesehen, dann ist das in erster Linie dem Dienst unserer Soldaten und neben den politischen Bemühungen auch dem Erfolg unserer Strategie der Friedenssicherung zu verdanken.

Der zweite Grund ist unsere Sicherheitspolitik. Die Sicherheitspolitik der Bundesrepublik Deutschland, die Sicherheitspolitik der Atlantischen Allianz insgesamt ruht auf zwei Säulen, der Verteidigungsbereitschaft auf der einen Seite, der Bereitschaft zum Dialog auf der anderen Seite. Diese Strategie hat Erfolg gehabt. Manchmal hat man den Eindruck, es wird den Leuten zu langweilig, gerade weil sie Erfolg gehabt hat, und das allein genügt schon, um sie in Frage zu stellen. Aber gerade mit Hilfe der Strategie der Abschreckung ist es uns bisher gelungen und wird es uns auch weiterhin gelingen, jedem möglichen Gegner die Unerreichbarkeit seiner Kriegsziele klarzumachen, ihm ein unkalkulierbares Risiko für sich selbst aufzuerlegen und ihn damit von einem Angriff abzuhalten. Zu dieser Strategie gibt es zur Zeit noch keine gleichwertige und gleichwirksame Alternative. Was Papst Johannes Paul II. 1982 bei der zweiten Sondergeneralversammlung der Vereinten Nationen für Abrüstung in New York gesagt hat, gilt auch noch heute: „Unter den gegenwärtigen Bedingungen kann eine auf dem Gleichgewicht beruhende Abschreckung“ — nun sagt er einschränkend, aber diese Einschränkung unterschreibe ich — „natürlich nicht als ein Ziel an sich, sondern als ein Abschnitt auf dem Weg einer fortschreitenden Abrüstung, noch für moralisch annehmbar gehalten werden.“

Abschreckung, die dem Ziel der Kriegsverhütung dient, haben die deutschen katholischen Bischöfe 1983 unter drei Kriterien gestellt.

Zum ersten dürfen bereits bestehende oder geplante militärische Mittel den Krieg weder führbarer noch wahrscheinlicher machen.

Zweitens dürfen nur solche und so viele militärische Mittel bereitgestellt werden, wie zum Zweck der an Kriegsverhütung orientierten Abschreckung gerade noch erforderlich sind.

Drittens müssen alle militärischen Mittel mit wirksamer beiderseitiger Rüstungsbegrenzung, Rüstungsminderung und Abrüstung vereinbar sein.

Diese Kriterien entsprechen unserer Verteidigungspolitik und unserer Strategie. Sie sind auf Kriegsverhinderung, nicht auf Kriegsführung ausgerichtet. Wir haben von Anfang an auf Angriffsoptionen verzichtet und tun das weiterhin. Wir haben nur so viele Streitkräfte und Waffen aufgestellt, als erforderlich sind, einem potentiellen Gegner die Kriegsführungsfähigkeit zu verweigern und ihm das unkalkulierbare Risiko eines Angriffes vor Augen zu führen. Wir haben keine Überlegenheit angestrebt und werden sie auch in Zukunft nicht anstreben. Wir haben dem Krieg als Mittel der Politik abgesagt, ein für allemal. Wir werden unsere Waffen niemals als erste erheben. Freilich sind wir auch nicht bereit, auf die Verteidigung unserer Freiheit, unserer Menschenrechte zu verzichten.

In unserer Strategie und auch in unserer Welt spielen Atomwaffen eine wesentliche Rolle. Darüber ist niemand glücklich, am allerwenigsten übrigens die Soldaten und auch sicher nicht der Bundesminister der Verteidigung. Mit der unvorstellbaren Zerstörungskraft dieser Waffen haben sich die Welt — das wissen wir alle — und die Strategie einschneidend und durchgreifend verändert. War früher die Strategie die Kunst der Kriegsführung, so ist heute Strategie die Kunst der Kriegsverhinderung. Darin wird allerdings auch deutlich — und auch das muß einmal ausgesprochen werden, nicht zur Glorifizierung der Atomwaffen, vielmehr eher als ein Zeichen für die Doppelgesichtigkeit nicht nur der Technik schlechthin, sondern fast hätte ich gesagt, allen menschlichen Fortschritts —, daß die Atomwaffen natürlich auch eine andere Wirkung haben. Eine Wirkung, die mein Amtsvorgänger Georg Leber, zusammen mit anderen wie Karl Kaiser, Franz-Joseph Schulze und Alois Mertes, in einem Artikel im Europa-Archiv Dezember 82 einmal wie folgt umschrieben hat: „Krieg hat bei Anwesenheit von Kernwaffen seine frühere Funktion als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln verloren. Mehr noch, die Zerstörungskraft dieser Waffen hat die politischen Führer gerade der Kernwaffenstaaten zu einer in der Geschichte bisher unbekannten Risikoabwägung gezwungen. Die längste Friedensperiode in der europäischen Geschichte ist ohne die kriegsverhindernde Wirkung der Kernwaffen nicht denkbar.“

Ich halte das für richtig und sage gleichwohl, daß wir uns mit der gegenwärtigen Strategie, mit dem gegenwärtigen Zustand der Welt auf die Dauer nicht zufriedengeben dürfen, weder als Soldaten noch als Politiker. Wir müssen versuchen, ihn zu überwinden. Da gibt es einen dreifachen Ansatz, den ich kurz beschreiben will.

Zum ersten müssen wir innerhalb unserer Strategie Chancen suchen, die Stabilität, das Gleichgewicht, das den Frieden verbürgt oder jedenfalls sicher macht, neu zu gründen, zu verbessern. Lassen Sie mich da einen ganz aktuellen Punkt ansprechen. Die viel diskutierte SDI-Initiative des amerikanischen Präsidenten folgt ja einem moralischen Impuls. Er versucht die Stabilität zu verbessern, indem er sie mehr auf Verteidigungswaffen als auf Angriffswaffen stützt. Ob das gelingt, kann heute niemand sagen. Nur, diesen Versuch moralisch oder gar unter christlichen Gesichtspunkten abzuwerten, ist falsch. Wenn diese Initiative Erfolg hat — und das muß sich erst herausstellen —, dann wird in der Tat die Sicherheit auf Waffen gegründet, die abwehren, und nicht auf solche, die angreifen.

Wir müssen zweitens versuchen, die gegenwärtige Lage zu überwinden durch Abrüstung. Auch hier ein Beispiel: Das westliche Bündnis hat im Herbst 83 in Montebello beschlossen, noch einmal einseitig 1 400 Nuklearwaffen abzuziehen. Insgesamt also 2 400 seit 1981. Das heißt, wir sind hier mit einer einseitigen Vorleistung vorangegangen. Ich hoffe sehr, daß die Abrüstungsgespräche, die ja jetzt wieder in ein entscheidendes Stadium treten, uns einen Schritt auf das Ziel der Verminderung von Waffen hin weiterbringen. Dabei möchte ich allerdings nicht versäumen zu sagen, daß zu diesen Verhandlungen gerade die Entschlossenheit des Bündnisses, etwa in der Verwirklichung des Doppelbeschlusses, beigetragen hat. Abrüstung bleibt das Ziel, eines der wesentlichen Ziele, zur Überwindung der auf wechselseitige Abschreckung gegründeten heutigen Lage.

Und ein Drittes. So wie die Spannungen dieser Welt ihre eigentliche Ursache im politischen Bereich haben, so wird die Lösung letztlich im politischen Bereich gesucht werden müssen, das heißt in der Auflösung und in der Überwindung politischer Konflikte, im Dialog, in der Zusammenarbeit, in der Aussöhnung in der Verwirklichung der Menschenrechte, in mehr Austausch und Begegnung. Das bleibt unsere feste Absicht, das bleibt das Ziel all unserer politischen Bemühungen. Und ich sage noch einmal: Dies ist der entscheidende Ansatz zu einer Verbesserung der Ordnung unserer Welt.

Nun ein allerletzter Gedanke. Frieden ist zu kostbar, um ihn weltfremden Träumern und Illusionisten zu überlassen. Ich sage das jetzt bewußt nicht mit einer politischen Begründung. Solange das Böse, die Sünde, solange Macht und Gewalt in dieser Welt noch vorkommen — und sie sind unübersehbar —, braucht es verantwortete Macht, um sie in Schranken zu halten. Dazu braucht es christlichen Realismus, dazu braucht es klare Perspektiven und politische Anstrengungen. Eine sehr wesentliche dieser Perspektiven ist uns für dieses Jahr vorgegeben — die gemeinsame Verantwortung für einen Frieden, der über die Grenzen hinausreicht. Vor allem aber braucht es Menschen, auch und gerade Soldaten, die aus dem christlichen Glauben und aus ihrem in Gott gebundenen Gewissen heraus bereit sind, Macht und Waffen zu verantworten — und das heißt auch zu begrenzen — und sie jenen Zielen zu unterwerfen, die uns gesetzt sind: Menschenrechte, Menschenwürde, Freiheit und Frieden. Daß Sie von der Gemeinschaft Katholischer Soldaten das zu tun bereit waren und das zu tun bereit sind, ist etwas, was ich dankbar begrüße und anerkenne. Und nicht nur ich.

Ich denke, wir alle schulden Ihnen, den Soldaten, die sich in dieser Weise zum Dienst an und mit der Waffe bereitfinden, Respekt. Und ich habe die Hoffnung — fast hätte ich gesagt, wenn es nicht vermessen wäre, die Gewißheit —, daß Ihr Dienst auch in Zukunft unserem Volk den Frieden sichert, der diesen Namen wirklich verdient. Ich danke Ihnen.

Wort des katholischen Standortpfarrers Bonn, Militärdekan Martin Patzek:

„Danke, sehr geehrter Herr Minister, lieber Herr Dr. Wörner, für Ihrem Worte zum Dienst des Soldaten für den Frieden. Christliche Soldaten in der Bundeswehr müßten Vorbilder bei der Überwindung der Gegensätze zwischen Nord und Süd, Ost und West sein —, so beschreibt es der Papst in seiner Botschaft. Dazu ein kurzes theologisches Wort!

Wenn wir als Christen vom Frieden sprechen, dann sprechen wir von mehr als nur von dem Frieden, der politisch oder militärisch erhalten, gesichert, gefährdet oder zerstört werden kann. Christen sprechen von jenem Frieden, der größer ist als alles, was wir denken, planen und erreichen können: der größere Friede.

Wir sprechen zugleich aber auch von etwas, das unserem eigenen Erfahren und Wirken viel näherliegt als der Friede, der eine unmittelbar politische Aufgabe ist, von jenem Frieden nämlich, der in unserem Herzen und zwischen uns im Alltag liegt, der nähere Friede.

Nirgendwo wird der größere und der nähere Friede Gottes so dicht und wirksam Gegenwart wie in der Feier des Gottesdienstes, in der Eucharistie. In ihr erbitten und empfangen wir den Frieden Christi, den Frieden, der Christus in unserer Mitte selber ist — in ihr wird der Friede Christi verkündet — in ihr werden wir zum Dienst am Frieden hinausgesandt.

Das sind die drei grundsätzlichen Lebensvollzüge der Kirche und eines jeden Christen:

- den von Gott geschenkten Frieden im Gottesdienst zu feiern, für ihn Gott zu danken und immer wieder um ihn zu bitten,
- die frohe Botschaft des Friedens zu verkünden, die Gewissen der Menschen nach der Friedensbotschaft zu bilden und vor der Welt diesen Frieden zu bezeugen, und endlich
- den Dienst am Frieden in der Kirche, in Gesellschaft und Staat zu leisten.

Feier des Friedens in der Eucharistie, die auch das christliche Leben im Alltag für den Frieden bereit macht: das ist nicht frommer Nachtrag, religiöse Überhöhung, sondern wirksamer Teil des Dienstes am Frieden; es ist im Grund der einzige Ansatz, um Angst, Mißtrauen und Feindseligkeit zu überwinden.

„Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!“ beten wir im Vaterunser. Auch der Gemeinderuf „Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit“ gehört zu den Worten und Gesten, in denen Christen um Frieden und Einheit der Kirche und der gesamten Menschheitsfamilie bitten: „Gib Frieden in unseren Tagen...“

Gemeint ist der Friede unter den Völkern, Sicherheit vor Verwirrung, Aufruhr und Revolution. Diese Bitte umfaßt die gerechte Lösung der Konflikte, die Ost und West, Nord und Süd, Farbige und Weiße, arme und reiche Völker voneinander trennen.

„Der Herr hat zu seinen Aposteln gesagt: Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch...“.

Vom inneren Kirchenfrieden zwischen Papst, Professoren und Bischöfen, zwischen Priestern und den verschiedensten Mitarbeitern in der christlichen Kirche wird übergeleitet zum eigentlichen Friedenswunsch für die ganze Gemeinde: „Der Friede des Herrn sei allezeit mit euch!“

Ein solcher Christusfriede fordert von uns — Kirche und Gemeinde immer mehr zur friedensfördernden Kraft zu machen. Ein solcher Christusfriede fordert von uns — für die Verwirklichung der Menschenrechte in der ganzen Welt einzutreten und den berechtigten Ansprüchen der Unterdrückten Geltung zu verschaffen. Ein solcher Christusfriede fordert von uns — praktische Solidarität mit allen Menschen, den Armen, Verachteten und Ausgestoßenen, aber auch mit den „anderen“, den Fremden, den Gegnern und Feinden.

Unser Wille zum Frieden wird danach trachten, die Waffen zu verringern, deren ungeheure Zahl den Herzen der Menschen Angst macht. Unser Wille zum Frieden wird darangehen, Brücken zu bauen — gegen Parolen, die trennen, und gegen Aktionen, die unnötigerweise Leidenschaften wecken. Unser Wille zum Frieden ist das Abenteuer, menschliches Leben zu gestalten, im persönlichen wie im gesellschaftlichen Bereich — und dabei die Berufung des einzelnen zu achten.

Bei Christus zählt nicht Ost noch West, bei ihm nicht Süd noch Nord. Doch bindet uns ein großer Freundschaftsbund auf der ganzen weiten Erde. In Christus treffen sich Ost und West, in ihm auch Süd und Nord. Die Christen all sind eins in ihm auf der ganzen weiten Erde.

Das Schlußwort sprach der Militärbischof Dr. Elmar Maria Kredel, Erzbischof von Bamberg:

Sehr geehrter Herr Minister, Exzellenz, lieber Herr Weihbischof, meine Damen, meine Herren!

Es ist eine gute Tradition, daß die Gemeinschaft Katholischer Soldaten schon seit Jahren hier in Bonn den Welttag des Friedens begeht. Dadurch wird die Solidarität der katholischen Soldaten in der Bundeswehr mit unserer universalen Kirche deutlich, die überall auf der Welt für Frieden, für Gerechtigkeit, Freiheit und die Würde der Menschen eintritt.

„Nord-Süd, Ost-West: Ein einziger Friede“. Der Grundsatz, daß Friede in Gerechtigkeit und Freiheit unteilbar ist, darf nicht in Vergessenheit geraten. Aggression, Gewalt, Unterdrückung, Verletzungen der Menschenwürde verletzen diesen einen Frieden, wo immer dies alles auch geschehen mag. Im Hirtenwort „Gerechtigkeit schafft Frieden“ haben wir deutschen Bischöfe die Verantwortung gerade der Christen für die weltweite Förderung

des Friedens hervorgehoben. Erst die Bereitschaft zu diesem umfassenden, solidarischen Einsatz für mehr Gerechtigkeit und Brüderlichkeit legitimiert die sicherheitspolitischen und militärischen Anstrengungen zur Sicherung des Friedens in Europa.

Ich möchte auf zwei Tatbestände hinweisen, die wir — besonders als Christen — nicht aus unserem Bewußtsein verdrängen dürfen. Kardinal Höffner hat in seinem Wort zu diesem Welttag des Friedens darauf hingewiesen:

1. Es gibt wirkliche Spannungen zwischen Ost und West, zwischen freiheitlicher Demokratie und dem marxistischen Totalitarismus, „durch die“ — wie es der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz ausdrückt — „den freien Völkern Europas erhebliche Verteidigungslasten aufgezwungen werden“. Ich füge hinzu: Die Verteidigung dieses hohen Gutes rechtfertigt das Tragen schwerer Lasten.
2. Eine freiheitliche Lebensordnung verteidigen heißt, ihre geistigen Werte verwirklichen und für andere fruchtbar machen. Verteidigung der Freiheit darf nicht mit materieller Besitzstandswahrung verwechselt werden. Gefordert ist — auch hier bei uns in der Bundesrepublik Deutschland — ein weltweiter, neuer Geist der Liebe. Die Einladung, in diesem Geist dem Frieden zu dienen, richtet sich auf alle Menschen guten Willens, in Uniform und in Zivil.

Ihnen, lieber Herr Oberstleutnant Thiele, als Sprecher des Kreises Bonn der Gemeinschaft Katholischer Soldaten, möchte ich herzlich für die Einladung zu dieser Feier des Weltfriedenstages danken. Zugleich möchte ich die Mitglieder und Gremien der GKS einladen, weiterhin in der kirchlichen und gesellschaftlichen Öffentlichkeit, wie von den Bischöfen gewünscht, an der politischen und ethischen Meinungs- und Urteilsbildung in Fragen des Friedens mitzuwirken. Ich würde es begrüßen, wenn Sie auch zur Klärung von strittigen Fragen, die nicht in die Zuständigkeit des kirchlichen Lehramtes fallen, Beiträge in die Diskussion einbrächten. Daß katholische Soldaten sich seit Bestehen der Bundeswehr um solche Beiträge bemüht haben, möchte ich an dieser Stelle ausdrücklich anerkennen.

Ihnen allen, meine Damen und Herren, die Sie sich heute abend hier versammelt haben, möchte ich danken für Ihr Interesse an der Friedensbotschaft der Kirche und der Arbeit der Gemeinschaft Katholischer Soldaten.

Die Arbeit der katholischen Soldaten zur Verteidigung und Förderung des Friedens hat Anerkennung gefunden. Es wird nunmehr an allen Teilnehmern aber auch an allen Lesern liegen, die hohen Forderungen auch in Zukunft zu erfüllen.

Gedanken und Eindrücke

Der Friede — ein Wert ohne Grenzen

Gedanken zur Feier des Weltfriedenstages

Karl-Wilhelm Becker

Mit einer Festveranstaltung beging die Gemeinschaft Katholischer Soldaten am 23. November 1986 den 19. Welttag des Friedens. Den Festvortrag hielt der Bundesminister der Verteidigung Dr. Manfred Wörner zum Thema „Der Dienst des Soldaten für den Frieden“. Die Schlußworte dieser eindrucksvollen Kundgebung sprach der Katholische Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr, Dr. Elmar Maria Kredel, Erzbischof von Bamberg.

Der Friede in unserer Welt ist das große Gesprächsthema unserer Tage. Alle reden vom Frieden, und jeder will ihn — ohne daß seit dem letzten Weltkrieg der Friede gesichert werden konnte. Überall auf unserer Erde wird Krieg geführt. Das Wort Friede wird heute von Mitgliedern unserer Friedensbewegung sogar als Kampfpapole gegen jene benutzt, die einen Frieden in Freiheit und Bewaffnung fordern. Das ist nicht die richtige Art und Weise, für den Frieden einzutreten und ihn möglich zu machen.

Es ist daher sehr begrüßenswert, wenn die Gemeinschaft Katholischer Soldaten den Weltfriedenstag in dieser feierlichen Form beging. Wenn Soldaten Frieden sagen, kann man mit einer großen Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit rechnen. Man muß es ihnen auch abnehmen, daß sie den Frieden wollen.

An dieser Stelle sollte man eine Definition des Wortes Friede vornehmen. Friede ist — darüber sollte sich jede Gemeinschaft verständigen können — der Zustand zwischen Menschen, in dem die Wirksamkeit der Rechtsordnung sowie die Geltung bestehender Verträge und damit der ungestörte Ablauf des öffentlichen Lebens gewährleistet wird. Zwischen Staaten ist es der Zustand, in dem sich diese keiner gewalttätigen Mittel bedienen, um ihre Interessen durchzusetzen. Nach den Erfahrungen der Naturvölker ist Friede niemals ein „natürliches“ Geschenk, sondern ein schwer errungener labiler Zustand, er muß jeweils „gestiftet werden“ — so Kant. Im Mittelalter hieß Friede der durch Verzicht auf Selbsthilfe gekennzeichnete Zustand innerhalb einer Gemeinschaft. Bestimmte Personen — z.B. Geistliche und Frauen —, ferner bestimmte Örtlichkeiten und Vorhaben genossen auch während der Fehden eine besondere Rechtssicherung, die durch verschärfte Strafen gegen den Friedensbrecher geschützt wurde. Hier ist der Marktfriede, der Dingfriede und Gerichtsfriede zu erwähnen. Im gleichen Sinne verkündete damals die Kirche für bestimmte Zeiten den Gottesfrieden und später die Könige und Kaiser den Land- und Reichsfrieden.

Aus heutiger Sicht ist der Friede nach bisheriger geschichtlicher Erfahrung kein Zustand, der auf Dauer zu sichern wäre. Auch bindende Verträge und eine bewußt auf den Frieden ausgerichtete Politik haben dies bisher nicht vermocht. Pläne, den Völkerfrieden dauernd zu sichern und den Krieg grundsätzlich auszuschalten, sind im modernen Völkerrecht, im

politischen Schrifttum und in der Philosophie mehrfach hervorgetreten. Einige vertraten hierbei den Gedanken des ewigen Friedens, so z. B. Saint-Pierre — *Projet de paix universelle* (1713) und Kant — *Zum ewigen Frieden* (1795). Ihre Grundlage ist die Überzeugung, daß die wesentlichen Zwecke der Menschheit nur im Frieden zu erreichen seien, ihr geschichtsphilosophischer Hintergrund der Glaube, daß der Krieg ein überholtes Mittel der Politik sei und daß sich eine Rechtsordnung auch zwischen den Staaten fortschreitend entwickle. Ihr praktischer Vorschlag ist meist ein europäischer Staatenbund. Auch die Vereinten Nationen — die UNO — stehen heute immer noch zwischen den Problemen Krieg oder Frieden.

Friede ist wahrscheinlich die bedeutendste und größte Forderung der Menschheit. Nur der Weg dorthin ist sehr umstritten, und hierum wird mehr kriegerisch als friedlich gestritten und gekämpft. Wenn wir jedoch nicht in der Lage sind, innerhalb einer Familie oder innerhalb eines Staates diesen Frieden zu bewahren, dann ist es für uns eine Unmöglichkeit, den Frieden zwischen den Staaten zu schaffen und zu bewahren. Dies sollten wir alle bedenken und auch in unseren Überlegungen berücksichtigen. Wir müssen uns immer die Möglichkeiten und Grenzen einer ernsthaften Friedenspolitik vor Augen halten. Nur so kann der Friede wirklich gesichert werden. Hierzu gehört aber auch die Verteidigungsmöglichkeit des Friedens durch Soldaten, wie sie in der Gemeinschaft Katholischer Soldaten zusammengefaßt sind.

Seit einer Reihe von Jahren haben wir das sogenannte Dilemma des Soldaten. Es besteht darin, so sagt man, daß er für etwas ausgebildet wird, was er verhüten soll. Auch unsere „Abschreckung“ will niemanden bedrohen. Was wir heute im militärischen Sinne Abschreckung nennen, soll zur Vernunft raten. Diese Abschreckung will die Politiker, die einen Krieg beginnen wollen — von ihrer Unvernunft abhalten. Sie will in einer kritischen politischen Lage alle Verantwortlichen — ob Politiker oder Militär — dazu zwingen, jeden Versuch eines Überfalls oder einer politischen Erpressung als völlig unvernünftig einzuschätzen. Vielfach wird heute die Frage gestellt, ob diese Art der Kriegsverhinderung nicht auch gefährlich sei. Hier muß man bekennen, daß es gefährlich sein könnte — wie alles in unserem Leben, nicht mehr und nicht weniger. Aber diese Gefahr kommt nicht von der Abschreckung; sie kommt hier von den Menschen, die einen Krieg wollen. Das zu wissen gehört zu unserer Realität. Weil wir von einem realistischen Menschenbild ausgehen müssen, gilt in der Welt von heute: Weil wir keinen Krieg wollen, müssen wir den Frieden so stark wie möglich und wie nötig machen. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch die Arbeit der Gemeinschaft Katholischer Soldaten zu sehen.

Vor einigen Jahren veröffentlichte diese Gemeinschaft ein zwar schmales, aber gewichtiges Buch mit dem Titel „Wenn Soldaten Frieden sagen“. Es ist deshalb so wichtig, weil es deutlich macht, wie neu es für die Soldaten war, von ihrem Dienst im Zusammenhang mit Frieden zu reden. Die Beiträge, die in den rund 200 Seiten dieses Bandes gesammelt sind, zeigen, daß geistige Anstrengung und geistige Redlichkeit notwendig sind, wenn Soldaten Frieden sagen und so den Versuch unternehmen, sich als Diener der Sicherheit und Frei-

heit der Völker zu verstehen und zu verhalten. Kaum etwas, was im 19. und 20. Jahrhundert vom Dienst des Soldaten gedacht und gesagt wurde, ist in dieser Veröffentlichung ausgelassen worden. Die Lehre vom gerechten Krieg ist bedacht — sowohl die der abendländischen Tradition wie die des Marxismus-Leninismus — und die Strategie der Gewaltlosigkeit. Sowohl Zusammenhänge wie die von „Frieden und Sicherheit“ sind aufgegriffen wie auch die von „Frieden und Recht“. Dieses schmale Buch ist heute deshalb so wichtig, weil es erkennen läßt und davon Zeugnis gibt, daß Soldaten in unserem Lande durchaus die besondere Verantwortung kennen, vor die sie als Waffenträger gestellt sind. In diesem Zusammenhang muß man auch den Zusammenschluß befreundeter Gruppen katholischer Soldaten — das Apostolat Militaire International (A.M.I.) sehen. Anlässlich der Internationalen Soldatenwallfahrt nach Rom im Heiligen Jahr 1975 regte die Gemeinschaft Katholischer Soldaten an, auch und gerade Soldaten sollten den jährlichen Weltfriedenstag mittragen, zu dem seit 1968 jährlich der Papst zu Beginn des Jahres „alle Menschen guten Willens“ einlädt. In der Bundesrepublik Deutschland sind erstmals 1977 Soldaten an die örtlichen Bischöfe herangetreten und haben sie gebeten, im ersten Monat des Jahres die in ihrem Territorium stationierten Soldaten verbündeter Streitkräfte mit den Soldaten unserer Bundeswehr aus Anlaß des Weltfriedenstag zu einem gemeinsamen Gottesdienst einzuladen. So konnte Kardinal Höffner in diesem Jahr zum 10. Mal diesen Gottesdienst mit den verbündeten Soldaten in Köln begehen.

Schließlich ist noch erwähnenswert, daß die Gemeinschaft Katholischer Soldaten sich nicht allein mit der militärischen Friedenssicherung begnügt, die den Soldaten in unserem Lande aufgetragen ist. Vielmehr ist in den letzten Jahren von Soldaten in Sonderaktionen bewußt für bestimmte Projekte der kirchlichen Entwicklungsarbeit gesammelt und gespendet worden. Der Sinn solcher Aktionen besteht darin, daß unsere Soldaten bewußt auch auf diesem Wege zur Friedensförderung beitragen wollen. Sie haben begriffen, daß die Verhinderung des Krieges nur die eine Seite des Weltfriedens ist. Sie wissen, daß die andere Seite des Friedens in der Welt von heute ist, die Ursachen der Zwietracht zu beseitigen, die zu Kriegen führen können — und dies besonders auch in der dritten Welt. Sie glauben, daß die einzelnen Dienste für den Frieden sowohl die weltweite Sicherung wie die weltweite Förderung des Friedens anstreben müssen. Die einzelnen Dienste für den Frieden bedingen und ergänzen sich gegenseitig.

Soldaten — vielleicht sogar gerade Soldaten — haben in der Bundesrepublik Deutschland die Verantwortung für den Zusammenhang von „Soldat und Frieden“ übernommen. Dies ist ein guter Weg, um den Frieden zu sichern und zu erhalten.

Man darf in diesem Zusammenhang die Tatsache nie vergessen, daß militärische Macht als Instrument der Friedenssicherung politische Bemühungen um den Frieden fördert, die zwischen gleichberechtigten Staaten mit dem Ziel geführt werden, den Frieden politisch zu organisieren. Wir müssen immer daran denken, daß es keine Freiheit und keinen Frieden ohne Sicherheit in unserer Welt geben kann. Hier sollten wir uns nicht von falschen Propheten in unserem Lande in die Irre führen lassen. Einseitige Abrüstung ist kein Weg,

um den Frieden zu erhalten. Sie würde uns nur tiefer in die machtpolitischen Auseinandersetzungen unserer Tage verstricken und unseren derzeitigen Friedenszustand — der ja heute schon mehr als vierzig Jahre in Europa anhält — unsicherer machen. Ein militärisches Ungleichgewicht in Europa würde aber in jedem Falle Krieg bedeuten.

Zur Feier des Welfriedenstages am 1. Januar 1986 hat Papst Johannes Paul II. eine Botschaft an die Welt gerichtet. Zu diesem 19. Welfriedenstag im Internationalen Jahr des Friedens betont der Papst in dieser Botschaft, daß Friede ein Wert ohne Grenzen ist. Er ist ein Wert, der Antwort gibt auf die Hoffnungen und Sehnsüchte aller Menschen und Nationen, von jung und alt, von allen Männern und Frauen guten Willens. Die Frage des Friedens als eines universalen Wertes — so der Papst — muß mit äußerster intellektueller Redlichkeit, mit ehrlichem Herzen und wachem Verantwortungsbewußtsein für sich selbst und für die Völker der Erde angegangen werden. Er bat die Verantwortlichen für politische Entscheidungen, welche die Beziehungen zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West betreffen, darum, sich davon zu überzeugen, daß es nur einen Frieden geben kann. Alle, die über die Zukunft dieser Welt entscheiden, ungeachtet ihrer politischen Einstellung, ihres ökonomischen Systems oder ihres religiösen Bekenntnisses, werden aufgefordert, zur Errichtung eines einzigen gemeinsamen Friedens beizutragen auf der Grundlage sozialer Gerechtigkeit und der Würde und Rechte jeder menschlichen Person. Diese Aufgabe erfordert eine tiefe Offenheit für die ganze Menschheit und die Überzeugung, daß alle Nationen der Welt aufeinander bezogen sind. Diese gegenseitige Beziehung drückt sich in einer Abhängigkeit aus, die sich als höchst vorteilhaft oder auch als tief zerstörend erweisen kann. Darum sollten weltweite Solidarität und Zusammenarbeit ethische Forderungen sein, die sich an das Gewissen der einzelnen wie auch an die Verantwortung aller Nationen richten. Nur so kann der universale Wert des Friedens erreicht werden, für den auch die Soldaten der Gemeinschaft Katholischer Soldaten ihre Pflicht erfüllen.

Tradition

Elke A. Fettweis

In gewohnter Tradition beging die Gemeinschaft Katholischer Soldaten (GKS) auch in diesem Jahr anläßlich des Welttages des Friedens eine Festveranstaltung, zu der sie Mitglieder, Soldaten aller Dienstgrade, Familienangehörige, Vertreter der Presse und prominente Gäste aus dem kirchlichen und politischen Leben eingeladen hatte.

Dieser 19. vom Papst Johannes Paul II. verkündete Welfriedenstag stand unter dem Wort: „Der Friede — Wert ohne Grenzen. Nord—Süd, Ost—West: ein einziger Friede“. Nach einer knappen Begrüßung durch den Sprecher der GKS Bonn, Oberstleutnant i. G. Franz Thiele, hielt der Bundesminister der Verteidigung Dr. Manfred Wörner den Festvortrag. Wörner, der nach eigenen Angaben die Arbeit der GKS sehr hoch schätzt, betonte, daß 1986 noch kein Jahr des wirklichen Friedens sei. Da der Friede noch begrenzt und bedroht sei, dürften gerade „wir Christen“ die Augen nicht verschließen vor dem Krieg

auf anderen Kontinenten. Daraus resultiere die Verpflichtung, für die Menschenrechte und die Freiheit in allen Ländern der Welt einzutreten, denn — und hier berief er sich auf Papst Johannes Paul II. — Friede könne es nicht zusammen mit Ungerechtigkeit geben. Die objektiv feststellbaren Verletzungen der Menschenrechte, wozu u.a. auch die Religionsfreiheit zähle, seien die Gründe, warum man die Unterschiede zwischen Ost und West in Bezug auf den Frieden nicht vergessen dürfe. Nicht Soldaten und Waffen — so machte Wörner deutlich — seien die Ursachen für Unfrieden, sondern Machtstreben und Unfreiheit.

Von Wehrdienstverweigerern als den besseren Christen dürfe man nicht sprechen, denn auch dem Entschluß zum Wehrdienst sei eine Gewissensentscheidung vorausgegangen. Abschließend wandte sich Wörner noch einmal speziell an die Mitglieder der GKS: „Ich habe Gewißheit, daß Ihr Dienst auch in Zukunft unserem Volk den Frieden garantiert, der diesen Namen verdient.“

Einen weitgehend religiös orientierten Ansatz zum Thema der Festveranstaltung brachte das Wort von Militärdekan Martin Patzek, dem katholischen Standortpfarrer Bonn. Im Schlußwort des Militärbischofs Dr. Elmar Maria Kredel stimmte dieser den ethischen Aussagen Wörners zu. Kredel dankte der GKS für ihre bisherige Arbeit und forderte sie auf, weiter an politischer und ethischer Meinungsbildung in Fragen des Friedens zu arbeiten. Soldaten müßten immer um den Frieden bemüht sein.

Die musikalische Gestaltung des Festakts hatte das Kammerorchester des Stabsmusikkorps der Bundeswehr unter Leitung von Hauptmann Christoph Lieder übernommen.

Beim anschließenden Gespräch zeigten sich bemerkenswert viele junge Leute, Soldaten und Zivilisten, beeindruckt von dieser Veranstaltung. Besonders lobten sie den musikalischen Rahmen und die prägnanten, aussagestarken Reden.

Carl von Clausewitz und die Philosophie des Krieges

Gedanken über den anerkannten Schöpfer der modernen Kriegstheorie

Karl-Wilhelm Becker

Generalmajor Carl von Clausewitz — 1780 bis 1831 —, der wohl bedeutendste Philosoph und militärische Denker der Neuzeit, ist heute aktueller als je zuvor. Die in der ganzen Welt zunehmende Beschäftigung mit seinen Erkenntnissen und seinen Denk- und Arbeitsmethoden belegt eindrucksvoll die Entwicklung. Er gehört heute unbestreitbar zu den großen Denkern der Menschheit.

Machiavelli, Marx und Clausewitz dachten über bestimmte Probleme nach, sie versuchten auf bestimmte Fragen zu antworten, die ihnen die Zeitgenossen und die Gesellschaft, der sie angehörten, stellten. Sie gaben ihren Worten einen Sinn, den der Historiker entdeckt, wenn er sowohl ihre Schriften als auch die ihrer Gegner und Anhänger untersucht. Diese eigentlich historische Interpretation schöpft den Inhalt keines großen Werkes ganz aus, sie beugt aber nichtsdestoweniger dem vor, was weithin verbreitet ein Irrtum des Intellekts und auch ein moralischer Fehler ist, und zwar die Überführung des Denkens eines Autors in eine Sprache oder ein Begriffssystem, das ihm entweder fremd war oder in seiner Zeit einen anderen Klang oder Sinn hatte als in unseren Tagen. Nur so können Irrtümer und Fehlinterpretationen vermieden werden. Dies gilt ganz besonders für die Gedanken des Generals von Clausewitz, deren Fehlinterpretationen mit zum Zusammenbruch des Deutschen Reiches im Jahre 1945 führten.

Schon der ältere Moltke — Generalfeldmarschall Helmuth Graf von Moltke, 1800 bis 1891 — strebte nach 1870/71 nicht mehr den Blitzsieg oder totalen Sieg an — ganz im Sinne von Clausewitz. In seiner letzten Rede im Deutschen Reichstag im Mai 1890 drückte er seine Zweifel über die Aussichten der totalen Vernichtung eines der Lager aus, falls sich die europäischen Großmächte mit ihren Menschenreserven und Waffen dem Kampf anschließen. Graf Moltke vertrat die Auffassung, daß ein kommender Krieg 4 oder 30 Jahre andauern werde. Diese Voraussage bestätigte sich. Feldmarschall Moltke behielt trotz seiner schnellen Erfolge über die Armeen Napoleons III. die zweite Phase dieses Krieges in Erinnerung, ebenso wie die Gefahren, welche eine allgemeine Ausdehnung des Volkskrieges in Frankreich geschaffen hätte. Deutschland darf — so Moltke in seiner letzten Reichstagsrede — nicht hoffen, durch eine rasche und glückliche Offensive nach Westen sich in kurzer Zeit von einem Gegner zu befreien, um sich dann gegen einen anderen zu wenden. Er sah damit die Gefahr eines Zweifrontenkrieges voraus.

Als sich die Diskussion militärischer Fragen nach 1871 allgemein belebte, verstärkte sich auch die Beschäftigung mit Clausewitz und seinem Werk „Vom Kriege“. Durchaus richtig wurde die Zeitlosigkeit des theoretischen Ansatzes Clausewitz' gewürdigt, wenn etwa von seinem Werk gesagt wurde, es sei „eine unerschöpfliche Fundgrube für kriegsgerisches Wissen, in wahrhaft bewundernswerter Weise denkt er auch, oft in geradezu prophetischen Ansprüchen, weit über seine Zeit hinaus“. Besonders seine Berücksichtigung der „bisher

ihrer Unwägbarkeit wegen außer Rechnung gelassenen psychologischen Momente“ wurde als notwendige Voraussetzung zur Schaffung einer wirklichkeitsnahen Theorie des Krieges erkannt, da es nur so gelingen könne, die ganze Lehre vom Kriege im Zusammenhang darzustellen.

Ehe die Theorie jedoch zur Entwicklung ihrer Ansichten schreiten könne, müsse man sich — so wurde in Anlehnung an Clausewitz gefordert — über „Name und Begriffe“ verständigen. Nur wenn hier Klarheit geschaffen würde, könne eine fruchtbare Erörterung eingeleitet werden. Dies führte jedoch im militärischen und politischen Bereich des Deutschen Reiches zu einer erheblichen Verengung dieses Theoriebegriffes. Man forderte, die Theorie „zu einer wirklichen Lehre vom Kriege“ auszugestalten. Man wollte aus der theoretischen Betrachtung eine Lehre für das praktische militärische Handeln entwickeln, gewissermaßen ein Gesetz des Sieges für die Zukunft finden. Dieser unverkennbare Drang nach konkreten und damit direkt in die Praxis übertragbaren Ergebnissen bedeutet eine deutliche Verengung der Betrachtung gegenüber der ursprünglichen Weite des Clausewitzschen Ansatzes seiner Überlegungen über den Krieg. Dies war der Beginn eines eindeutigen Rückschrittes im militärischem Denken, der noch sehr fatale Folgen für die politische und militärische Führung des Deutschen Reiches im 20. Jahrhundert haben sollte.

Eine solche allgemeine Verengung des Theoriebegriffes war auch verantwortlich für die wiederholt geäußerten Vorbehalte gegen „die philosophischen Neigungen“ Clausewitz', die „das Studium des Werkes vom Kriege an einzelnen Stellen eher erschwerten als erleichterten“. Einige Beurteiler gingen noch weiter und sahen in der philosophischen Anlage des Werkes Clausewitz' den Beweis dafür, daß ihm die „Kraft der Konzentrierung des Geistes“ gefehlt habe, „die erforderlich ist, um das Ganze zu einem einheitlichen wissenschaftlichen System zusammenzufassen“. Diese Haltung gibt ziemlich genau wieder, wie sehr sich die Auffassungen über Wesen und Aufgaben der Theorie seit Clausewitz gewandelt hatten. Was für ihn unerlässlich notwendig war, um zu tragfähigen Strukturkenntnissen zu gelangen, war den Späterlebenden oft störendes Beiwerk, das den Weg zu handfesten Resultaten unnötig verlängerte oder diese gar unmöglich machte. An die Stelle der Clausewitzschen Gesamtschau der Elemente des Krieges trat nunmehr eine verkürzende, von dem jeweiligen praktischen Zweck diktierte Untersuchung der drängendsten Zeitprobleme. Das Verlangen nach „greifbaren Resultaten“ führte fast zwangsläufig zu einer ressortmäßigen Spezialisierung des militärischen Denkens. Der „homo faber“ verdrängte den „homo sapiens“ — der Handwerker den Geist. Es galt nunmehr als ausgemacht, daß die „Tat im soldatischen Leben stets höher zu stehen hat als der Gedanke“. So galten nur die an den unmittelbaren Bedürfnissen der militärischen Praxis ausgerichteten Fragestellungen als nützlich, alles andere wurde meistens als unfruchtbare „Gedankengymnastik“ abqualifiziert. Die Ergebnisse einer solchen Entwicklung können wir heute — als Überlebende des zweiten Weltkrieges — sehr eingehend analysieren.

Für Clausewitz gehört das Verhältnis von Politik und Krieg zu den zentralen Punkten seiner Überlegungen. Im Sinne eines Schlagwortes ist insbesondere der Satz vom Krieg als

der „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ bekanntgeworden. Da der Stellenwert des Krieges für Clausewitz ganz von der Politik bestimmt wird, kommt es ihm darauf an, daß sie vom Krieg einen vernünftigen Gebrauch macht. Politik und Krieg sind zweckvoll aufeinander abzustimmen, daß heißt, daß sie dieses Instrument, den Krieg, realistisch einschätzen muß und sich keine falschen Vorstellungen von seinen Möglichkeiten macht. Clausewitz unterscheidet auch sehr klar zwischen der reinen, philosophisch-logischen Betrachtung des Krieges und dem wirklichen Krieg. Wenn er vom „absoluten“ unbegrenzten Kriege im Gefolge einer wechselseitigen Steigerung bis zum Äußersten spricht, so ist das in philosophisch-dialektischem Sinne gemeint. Er betont nachdrücklich, daß sich in der Wirklichkeit alles anders gestaltet. Die „Modifikation der Wirklichkeit“, die „Wahrscheinlichkeit des wirklichen Lebens“ treten an die Stelle des „Äußersten und absoluten“. Der politische Zweck wird hierbei als ursprüngliches Motiv zu einer bestimmenden Größe. Die Politik ist für Clausewitz die Führung des Krieges selbst. Ein Krieg muß vor allen Dingen nach der Wahrscheinlichkeit seines Charakters und seiner Hauptumrisse aufgefaßt werden, die „sich aus den politischen Größen und Verhältnissen“ ergeben. Die Politik ist die entscheidende Instanz, die den Krieg lenkt. Immer wieder betont Clausewitz den Primat der Politik und die von ihr beherrschten Wirklichkeit — auch im Kriege. Er plädiert in seinen Schriften auch nicht — wie oft in Deutschland behauptet wurde — für den absoluten, den totalen Krieg. Er hält nicht den *bellum internecium* — den zerstörenden, vernichtenden Krieg — für den Normaltyp des Krieges, ihm schwebt ein solcher vor, der die Herstellung des Friedens zum Zweck hat. Der zu schließende Friede — auf den Clausewitz in seinem Werk „Vom Kriege“ immer wieder zurückkommt — wirkt in seinen Augen immer wieder mäßigend auf jede Kriegführung ein. Wenn man diesen Gedanken Beachtung schenkt, dann kommt man zu dem einzig möglichen Schluß, daß die Führung des Deutschen Reiches sich niemals an die Ausführungen ihres bedeutendsten Militärtheoretikers auch nur im geringsten gehalten hat, wie die beiden Weltkriege — 1914 bis 1918 und 1939 bis 1945 — beweisen.

Wenn man jedoch die Auswirkungen des Friedensvertrages von Versailles — Versailler Vertrag vom 28. Juni 1919 — und der Kapitulation des Deutschen Reiches — am 8. Mai 1945 — eingehend analysiert, dann muß man — nach Auffassung des Verfassers — zu der Überzeugung kommen, daß auch die Alliierten beider Weltkriege Clausewitz mißachtet haben und dadurch in beiden Fällen zwar jeweils den Krieg gewonnen, aber in beiden Fällen — und dies heute mehr denn je — den Frieden verloren haben.

Clausewitz setzt voraus, daß die Politik alle Interessen der inneren Verwaltung, auch die Menschlichkeit, und was sonst philosophischer Verstand zur Sprache bringen könne, in sich vereinige und ausgleiche, um dann festzustellen, daß die Politik ja nichts an sich, sondern ein bloßer Sachwalter aller dieser Interessen sei. Hierbei kommt er wieder auf seine Haupttheorie zurück, daß es in keinem Fall die Kriegskunst sei, welche als ihr Präzeptor — Lehrer oder Erzieher — betrachtet werden könne. Er versteht unter Politik — ganz in der Tradition des deutschen Idealismus stehend — nicht die Politik einzelner Interessengruppen, sondern die „Staatspolitik“, die Politik, die das gesamte Gemeinwesen — den

Staat umfaßt. Wenn man sich die heutige Politik einmal etwas genauer ansieht, dann könnte man manchem heutigen Politiker nur empfehlen, auch Clausewitz gründlich zu studieren, wenn man seine Thesen ernst nehmen soll.

Verfolgt man diesen Gedankengang, wird sehr schnell deutlich, daß es ihm um ein sinnvolles Verhältnis und eine zweckvolle Zuordnung der politischen Leitung und der militärischen Führung geht. Wesentlich ist für ihn, daß Frieden und Krieg nicht absolute Gegensätze sind, als die sie zumeist verstanden werden, sondern daß beide Erscheinungen unter dem Oberbegriff Politik nur verschiedene Erscheinungsformen des politischen Verkehrs zwischen den Staaten sein sollen. Clausewitz lehrt uns, daß die Politik immer die oberste Instanz zu sein habe, doch sieht er auch, daß sie die Besonderheiten des militärischen Instruments angemessen berücksichtigen müsse. Für ihn war der politische Zweck kein despotischer Gesetzgeber. Er müsse sich vielmehr der Natur des Mittels fügen, aber er sei immer das, was zuerst in Erwägung gezogen werden müsse. Die Politik werde den ganzen kriegesischen Akt durchziehen und einen fortwährenden Einfluß auf ihn ausüben. Die Aufgabe und das Recht der Kriegskunst der Politik gegenüber besteht für ihn darin, hauptsächlich zu verhüten, daß die Politik Dinge fordere, die gegen die Natur des Krieges seien, daß sie aus Unkenntnis über die Wirkungen des Instruments Fehler begehe bei seinem Gebrauch. Im Sinne dieses von ihm geforderten Primates der Politik hielt er es für unzulässig und sogar für schädlich, einen Kriegsplan oder Krieg nur militärisch zu beurteilen. Es sei „ein widersinniges Verfahren, bei Kriegsentwürfen Militärs zu Rate zu ziehen, damit sie rein militärisch darüber urteilen sollen, was die Kabinette wohl tun“.

Er hielt es aber für „noch widersinniger, daß die vorhandenen Kriegsmittel dem Feldherrn überwiesen werden sollen, um danach einen rein militärischen Entwurf zum Kriege oder Feldzug zu machen“. Er sah die Lösung pragmatisch darin, „den obersten Feldherrn zum Mitglied des Kabinetts zu machen, damit dasselbe teil an den Hauptmomenten seines Handelns nehme“. Bei der Forderung des Primats der politischen Leitung vor der militärischen Führung geht es Clausewitz also nicht um ein Ausschalten des militärischen Bereiches zugunsten einer zivilen Vorherrschaft. Vielmehr geht es ihm darum, daß in der obersten Führung eines kriegführenden Staates nicht das vom militärischen Instrument her bestimmte militärische Denken des Soldaten den bestimmenden Einfluß ausübt, sondern das übergreifende, gesamtstrategische Denken des Staatsmannes und Politikers. Aber gerade diese Forderung ist — bis heute — von den nachfolgenden Generationen sehr oft nicht akzeptiert und begriffen worden. So konnte es geschehen, daß die Lehren Clausewitz' vom rechten Verhältnis von Krieg und Politik in sehr bedeutenden und wichtigen Perioden der deutschen Geschichte — seit 1870 — entweder nicht beachtet, übersehen, mißverstanden und — last not least — auch wiederholt pervertiert wurden; nicht zuletzt durch den „größten deutschen Führer aller Zeiten“ in den Jahren von 1939 bis 1945.

Die politische Führung der Bundesrepublik Deutschland hat bis heute, trotz des 30-jährigen Bestehens der Bundeswehr im vergangenen Jahr — nach Meinung des Autors — diese grundsätzliche Aussage von General von Clausewitz zum Primat der Politik auch nicht

erkannt. Bereits im Februar 1979 schrieb der Verfasser in seinem Artikel „Die Problematik der Gerechtigkeit“ in dieser Zeitschrift folgende Sätze: „Allein die Stellung des höchsten Soldaten der Bundeswehr, des Generalinspektors, macht klar, daß hierbei nicht immer von Gerechtigkeit gesprochen werden kann. Die Bundeswehr ist nach meiner Auffassung noch ein Instrument des bürokratisch verfälschten politischen Primats. Bereits im Jahre 1966 forderte der Verteidigungsausschuß eine neue Spitzengliederung der Bundeswehr. Hierbei sollte die dem politischen Primat unmittelbar unterstehende militärische Spitze des Verteidigungsministeriums mit einem durchgehenden Befehlsstrang nach unten ausgestattet werden. In einem revidierten Organisationsgesetz — Entwurf des Verteidigungsministeriums vom September 1966 — sollte der Generalinspektor volle truppendienstliche Befugnisse erhalten. Hiermit sollte der vielfach erörterte durchgehende Strang von der militärischen Spitze über die Inspektoren und Kommandierenden Generale bis hin zu den Truppeneinheiten nun endlich geschaffen werden. Daß wir heute noch über diese Probleme sprechen müssen, zeigt, daß hier die Politiker einfach versagt haben und in den letzten 12 Jahren die Stellung des Generalinspektors genau so unbefriedigend geblieben ist wie vorher. Die letzte Erklärung der Bundesregierung, er sei der oberste Berater der Bundesregierung, ist mehr als unbefriedigend. Einen Charaktermajor als Galionsfigur an der Spitze der Bundeswehr brauchen wir in diesem Staate nicht. Und jeder Ministerialdirektor würde sehr schnell zum Kadi laufen, wenn man seine Funktionen derartig lähmen würde. Die Gerechtigkeit verlangt ganz eindeutig, daß hier die Probleme sachlich und nicht polemisch angefaßt werden. Hier geht es wirklich um den Staatsbürger in Uniform, mit dem man endlich — auch an der Spitze — ernst machen sollte. Für eine Betrachtung — auch in militärischen Fragen — sollte sich die Bundesregierung eine Beratungsgesellschaft aussuchen. Die Bundeswehr jedoch muß — gerade im Interesse der Sicherheit unseres Volkes und unseres demokratischen Rechtsstaates — richtig geführt werden. Hierzu gehört aber auch, daß der oberste Soldat der Bundesrepublik Deutschland innerhalb dieser Führung seinen angestammten Platz hat. Hierbei darf jedoch nicht in Frage gestellt werden, daß auch der Generalinspektor nur im Auftrage des Ministers als Inhaber der unteilbaren Befehls- und Kommandogewalt handeln kann.“

An diesem hier geschilderten Zustand hat sich im Jahre 1986 — 20 Jahre nach dem Entwurf des Verteidigungsministeriums — nichts geändert. Ebenso am Primat der Bürokratie. Die Befehlsübernahme durch den Bundeskanzler im Verteidigungsfalle kompliziert die Sache eher, als daß sie eine einheitliche Führung sichert. Das erschwert aber — hier kommen noch andere Probleme hinzu — auch die Auftragstaktik, die im deutschen Heer seit mindestens 200 Jahren mit zu den Grundsätzen der militärischen Führung gehört. Truppenführer aus dem letzten Weltkrieg sehen durch diese Entwicklung erhebliche Schwierigkeiten in einem Ernstfall auf die Bundeswehr zukommen. Nur ein volles Eingehen auf die Forderungen Clausewitz' könnte hier eine grundlegende Besserung im Interesse der Bundesrepublik und ihrer Bürger — die in Recht und Freiheit in einem demokratischen Staat leben wollen — bringen. Auch in unserer Zeit sollte man nicht soviel von und über Clausewitz reden, sondern in seinem Sinne tatkräftig handeln.

Schon im Jahre 1978 hatte in der Bundeswehr das Gefühl überhand genommen, daß etwas mit der Führung nicht stimme. Man klagte über zuviel Bürokratie, vor allem im Heer. Hier war damals die Zeit des GAP — des Gesamt-Ausbildungsplans — eines bis ins einzelne geradezu federfuchserisch ausgetüftelten Ausbildungsplanes, der dem Kompaniechef sagte, was er in welcher Ausbildungsstunde wie zu behandeln habe. Er konnte jeden Kompaniechef zur Verzweiflung bringen. Justitiabilität aller möglichen Entscheidungen bis hin zu Prüfungen trieb ihre Blüten. Der damalige Bundesminister der Verteidigung, Dr. Hans Apel, ließ sich davon überzeugen, diese Entwicklung durch eine unabhängige Kommission untersuchen zu lassen. Sie erhielt den Auftrag, bürokratische Fehlentwicklungen in der Bundeswehr aufzuzeigen, um die Führungsfähigkeit und Entscheidungsverantwortung auf allen Ebenen stärken zu können.

Die Kommission — unter dem Vorsitz von General a.D. Ulrich de Maizière — gab nach ihrer Untersuchung 127 Empfehlungen ab. Sie reichten von der Feststellung des Mißverhältnisses zwischen Auftrag und Mitteln in der Truppe bis zu der Forderung, bei Auswahl und Förderung von Kommandeuren mehr Wert auf Befähigung zur Menschenführung zu legen. Die Kommission kritisierte eine zu weitgehende Trennung von Verantwortung und Befugnisse von Vorgesetzten. Sie nannte das Übel übermäßiger Reglementierungen. Sie tadelte die Praxis übertriebener Justitiabilität von Entscheidungen — das ist die Überprüfbarkeit durch die Gerichte. Sie warnte vor einer Versachlichung der militärischen Führung, die von kreativem Handeln wegführe, und vor der Vernachlässigung der militärischen Gemeinschaft sowie dem Abbau der Auftragsaktik. Die Bundeswehr bemühte sich redlich und mit Überzeugung, die zahlreichen Anregungen des Berichts zu verarbeiten und ihnen nachzukommen. Sie kam aber sehr schnell an die Grenze ihrer Handlungsmöglichkeiten. Hier werden weitreichende Entscheidungen benötigt, für die die Truppe jedoch keine Zuständigkeit besitzt. Man war sich in der Kommission bewußt, daß ihr Bericht letztlich nur eine Auflistung von Mängeln sein würde. Besonderer Bedeutung kommt daher ihrer Feststellung zu, daß Einzelmaßnahmen nicht ausreichen, um den aufgezeigten Fehlentwicklungen wirksam zu begegnen. Erforderlich seien hier konzeptionelle Entscheidungen.

Im Verteidigungsministerium wurden diese Empfehlungen jedoch nur einzeln bearbeitet. Man kam ihnen nach, soweit es eine Möglichkeit gab. Dies geschah nach der Methode des Abhakens, so daß nur einzelne Entscheidungen von konzeptionellem Ausmaß gefällt wurden. Im September 1981 gab das Ministerium einen Bericht zum Bearbeitungsstand der Kommissionsempfehlungen heraus, der als Zwischenbericht verstanden werden soll. Bis heute hat man nichts mehr davon gehört.

Das Ethos des Soldatenberufes wurde in der Bundesrepublik in der Diskussion um die Innere Führung auf eine recht verschämte und stiefmütterliche Art behandelt. Das war zunächst verständlich, weil man sich von dem Pathos der Vergangenheit absetzen wollte. Später aber fand sich kein Raum mehr für die Frage nach dem Ethos, weil die an sich richtige Maxime vom Staatsbürger in Uniform in völlig falscher Interpretation zu der genera-

lisierenden Vorstellung vom „Beruf“ wie jeder andere degenerierte. Hierzu gehört auch die verharmlosende Vorstellung von der Bundeswehr als einem Betrieb, der Sicherheit produziert. In einem Beruf, der in der heutigen Zeit weitgehend als notwendiges Übel verstanden wird, ist es schwer, den täglichen Dienst in steter Beziehung zu seinen ethischen Werten zu sehen. Er wird — wie so oft in der Vergangenheit — zum Handwerk degradiert. So konnte mit der weitgehenden Negierung des militärischen Berufsethos die Truppenführung zwangsläufig auch bürokratisiert werden. Auf diesem Wege drang das administrative Denken in die Führungslehre ein. Folgerichtig war, Befehlsgebung auf dem Gefechtsfeld oft mehr als Gefechtsverwaltung denn als Führung zu lehren und zu praktizieren. Folgerichtig war aber auch eine Ausbildung zum Offizier einzuführen, die zunächst kaum deutlich machte, daß der Offiziersberuf ein Führungsberuf ist, der mehr als alle anderen Berufe durch die Praxis erlernt wird.

Erheblich negativ für die Truppenführung in der Bundeswehr ist die Tatsache, daß in den dreißig Jahren Bundeswehr das Verhältnis zwischen Verwaltung und Militär niemals eindeutig und erschöpfend geklärt worden ist. Verwaltung und Kommandogewalt werden vom Grundgesetz unterschieden. Wo liegen hier die Unterschiede? Sie liegen zunächst in der Aufgabe, sie liegen in den Führungs- und Organisationsgrundsätzen, in der Ausgestaltung der Befugnisse, im Statusrecht und im Bereich der Pflichten und Rechte. Eine Reihe von Gesetzen wie das Soldatengesetz deckt große Teile dieser Bereiche ab. Unklar ist jedoch die Abgrenzung im Bereich Führung und Organisation, was zu folgenschweren Mißverständnissen führen kann.

Zwei Beispiele an denen sich diese These verdeutlichen läßt, sind die Unteilbarkeit der militärischen Führung und die Auftragstaktik. die Unteilbarkeit der militärischen Führung ist trotz Vielfalt und Unterschiedlichkeit aller ihrer Aufgaben oberstes Gesetz. Dieser Grundsatz wird von allen Militärmächten beachtet. Dies trifft auch für unsere Partner im Mittelabschnitt der NATO in Europa zu. Die „Unity of Command“ — Einheit der Befehlsführung — gehört zu den fundamentalen Grundsätzen militärischer Führung. Bei den deutschen Truppen erfährt diese Unteilbarkeit Einbrüche, die sich erheblich auf die Effektivität der Streitkräfte auswirken. Da ist die Einschränkung des Zugriffs des Kommandeurs auf seine Beamten. Er kann keine Befehle geben und keine anderen Aufgaben übertragen, als es ihre Arbeitsplatzbeschreibung zuläßt. Da ist die zunehmende Abspaltung der Fürsorge von der Verantwortung des Führers — eigentlich einer der Schwerpunkte verantwortlicher militärischer Führung. Durch die Personalverwaltung mittels einer gesonderten Personalabteilung des Ministeriums wird den Inspektoren der Teilstreitkräfte ein wesentliches Mittel der Menschenführung streitig gemacht. Der Grundsatz der Unteilbarkeit der militärischen Führung stößt sich auch an den Vorstellungen von Organisationsgewalt, wie sie die Verwaltungslehre kennt. Immer wieder wird den militärischen Führungen entgegengehalten, daß die Organisationsgewalt beim Minister liege und Organisationsänderungen im Bereich der Stellen- und Ausrüstungsnachweise, also der organisatorischen Grundlagendokumente der Einheiten und Dienststellen, nur mit Genehmigung des Ministers durchgeführt werden dürfen. Wenn zum Beispiel ein Brigadekommandeur

während eines Manövers vor dem Angriff seine Bataillone aus Zweckmäßigkeitsgründen mischen will, kann er kaum — aus der Lage heraus — beim Ministerium in Bonn um Genehmigung nachkommen. Genauso hat er im Frieden die Befugnis, die ihm an Hand gegebenen Mittel so umzuorganisieren, daß er seinen Auftrag richtig erfüllen kann, wenn die vorgeschriebene Organisation das nicht zuläßt. Unsere amerikanischen Verbündeten handeln aber auf diesem Gebiet erheblich erfolgreicher und beweglicher.

In diesem Zusammenhang muß aber auch die vorstehend schon genannte Auftragstaktik erwähnt und beschrieben werden. Was ist sie eigentlich? Sie ist nichts anderes als das, was man im zivilen Bereich unter „Delegation von Verantwortung“ versteht. Weil die Führung weitgehend unteilbar ist, sollte man die Verantwortung möglichst weitgehend delegieren. Dies sollte der Grundsatz jeder Armee sein, die im Ernstfall erfolgreich bestehen und ihre Aufgaben mit Erfolg lösen möchte. Dies ist aber nur bei voller Beachtung der Clausewitzschen Grundsätze möglich, die auch bei der Bundeswehr — ebenso wie im alten kaiserlichen Heer, bei der Reichswehr und der Wehrmacht — erheblich vernachlässigt werden. Fast eine Art negativer Tradition.

In diesem Zusammenhang muß aber auch die sich immer mehr auswirkende „Versachlichung“ der militärischen Führung gesehen werden. Die militärische Führung ist in den letzten Jahren immer mehr versachlicht worden. Das wird am Wandel des Begriffes Führung in den Vorschriften deutlich. Die nicht mehr gültige Heeresdienstvorschrift HDv 100/1 — Truppenführung — hatte an bewährte Tradition angeknüpft, wenn es in Nr. 64 hieß: „Truppenführung ist eine Kunst, eine auf Charakter, Können und geistiger Kraft beruhende freie schöpferische Tätigkeit.“ In den neuen Vorschriften ist Führung überwiegend ein Vorgang, ein System geregelter Abläufe und ein Verfahren geworden. In der neuen Führungsvorschrift des Heeres, der HDv 100/100 — Führung im Gefecht — findet sich in Nr. 105 die Aussage: „Der erhaltene Auftrag wird im Führungsvorgang unter Berücksichtigung aller Faktoren, die auf die Lage im eigenen Befehlsbereich Einfluß haben, in die Tat umgesetzt“. Die HDv 100/900 definiert Führung als „richtungweisendes, regelndes, dynamisches Einwirken auf das Verhalten anderer Menschen, um eine Zielvorstellung zu verwirklichen“. Wo bleibt bei einer derartigen Definition das von Clausewitz geforderte „creative Handeln“ des Truppenführers?

Auch vor 1914 konnte sich eine solche rein militärfachliche Ausbildungsvorstellung in den Streitkräften durchsetzen. Soziale Gründe trugen mit dazu bei, in der damaligen deutschen Gesellschaft eine Überbetonung und Überbewertung des Militärisch-Soldatischen hervorzurufen. Mit dem fast gleichzeitig sich entwickelnden Spezialistentum — nicht nur im militärischen Bereich — ging der Blick für die Grundsätze militärischen Führung, wie sie Clausewitz postuliert hat, immer mehr verloren. Das Verständnis für das Führungsdenken in verschiedenen militärischen Führungsebenen verschwand, bis man glaubte, daß die Erfahrung alles sei und man durch gute taktisch-operative Führungskunst alle Probleme bewältigen könne. So entwickelte sich das militärische Führungsdenken immer weiter von den Ideen Clausewitz' weg, bis sich die militärische Führung emanzipierte und eine

gesondere Stellung neben der politischen Leitung einnahm. Diese Entwicklung wurde freilich dadurch begünstigt, daß die Nachfolger von Reichskanzler Fürst Bismarck auf den von ihm durchgesetzten und von Clausewitz geforderten Primat der Politik ohne Grund verzichteten.

Eine Verselbständigung des militärischen Führungsdenkens erkennt man ganz besonders bei Generalfeldmarschall Graf von Schlieffen — 1833 bis 1913 — und von 1891 bis 1906 Chef des deutschen Generalstabes — sehr deutlich. Grundsätzliche Gedanken zum Verhältnis von Krieg und Politik hat er nicht hinterlassen. Von ihm stammen aber zahlreiche Denkschriften über einen Feldzug gegen Frankreich, die den Gedanken einer Neutralitätsverletzung Belgiens, Luxemburgs und der Niederlande enthalten. Aus ihnen geht seine Einstellung zur Problematik Krieg und Politik sehr eindeutig hervor. So meinte er bereits in einer Denkschrift vom April 1891, daß für das vereinigte deutsche und österreichische Heer „die französischen Befestigungen, da sie ja dann durch Belgien umgangen werden könnten, keine jede Offensive ausschließendes Hindernis bilden“. In seiner Denkschrift vom August 1897 fordert er: „Eine Offensive, welche um Verdun herumschwenken will, darf sich nicht scheuen, nicht nur die Neutralität Luxemburgs, sondern auch diejenige Belgiens zu verletzen“. Nach der Generalstabsreise West im Sommer 1905 formulierte er seine große Denkschrift „Krieg gegen Frankreich“ vom 31. Dezember 1905, die als Schlieffen-Plan in die Geschichte einging. Er forderte folgende Operationen: Aufmarsch des deutschen Heeres an der Westgrenze mit starkem rechten Flügel im Verhältnis 7 zu 1 zum linken Flügel; binden von Feindkräften mit dem schwachen linken Flügel des Heeres und den Angriff gegen den Feind, rechtsumfassend ab Drehpunkt Diedenhofen-Metz, mit dem starken rechten Flügel.

Hier muß sich jeder Betrachter dieser Entwicklung die grundsätzliche Frage stellen, wer solche Ideen aussprach und solche Forderungen stellte. Es war nicht der deutsche Kaiser als verfassungsmäßige oberste Instanz der Führung und Koordinierung von Krieg und Politik und auch nicht der Reichskanzler, der für die gesamte auswärtige Politik verantwortlich zeichnete. Es war ein Mann der militärischen Exekutive, der Chef des Generalstabes der Armee, der diese verhängnisvollen Worte in den Mund nahm. Hierbei vermißt der aufmerksame Beobachter auch das generalstabsmäßige Anbieten mehrerer militärischer Möglichkeiten, um der obersten politischen Führung des Deutschen Reiches eine Auswahl militärischen Vorgehens anzubieten, wie man es von einem Chef des Generalstabes verlangen kann. In Umkehrung des Leitgedankens Clausewitz' wurde hier der Primat des Militärischen gefordert. Daß dieser Standpunkt formuliert und durchgesetzt werden konnte, geht auf das Konto der führenden Soldaten. Die Tatsache aber, daß sie in diesem Bestreben nicht wirksam gehindert wurden — wie es Bismarck tat —, war ein Versäumnis der politischen Führung, die aus Desinteresse, Schwäche oder auch aus übergroßem Respekt vor dem immer weiterschreitenden Spezialistentum innerhalb der Militärs den Einbrüchen in ihren Entscheidungsraum nicht wirkungsvoll entgegentrat oder auch einfach resignierte. Das bedeutete jedoch, daß die politische Intelligenz auf ihren Führungsanspruch verzichtete oder sich der Verpflichtung zur Führung entzog, so daß der Arm

schließlich den Kopf — die Militärs die Politik — regierten. Schuld an dieser Entwicklung tragen nach dem Ausscheiden Bismarcks alle Kanzler des Deutschen Reiches — von Graf Leo von Caprivi — 1890 bis 1894 — über Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst — 1894 bis 1900 — und Bernhard Fürst zu Bülow — 1900 bis 1909 — bis hin zu Theobald von Bethmann Hollweg — 1909 bis 1917. Reichskanzler Fürst zu Bülow ist in hohem Maße für die außenpolitische Entwicklung verantwortlich — durch seine Duldung des militärischen Primats —, die geradewegs in den 1. Weltkrieg hineinführte. Bethmann Hollweg bemühte sich intensiv um eine deutsch-englische Aussöhnung, unterlag aber auf tragische Weise seinen Widersachern in der damaligen Heeresleitung. Hier zeigt sich sehr deutlich, was die Aufkündigung des Primats der Politik durch die Militärführung für die Entwicklung des Deutschen Reiches wirklich bedeutete. Sie führte direkt in den Zusammenbruch von 1918.

Aber nicht nur die Kanzler — die alle diesen Weltkrieg nicht wollten —, sondern auch das Staatsoberhaupt, Kaiser Wilhelm II., ist an dieser Entwicklung nicht unschuldig. Er ist ganz besonders für die Militarisierung der Gesellschaft verantwortlich zu machen. Bei ihm mußte — aus welchen Gründen auch immer — alles militarisiert werden, sogar seine Minister. Bei einem Diner zum Beispiel — Anfang 1889 — teilte der Kaiser in vorgerückter Stimmung militärische Beförderungen aus, sagte dem Kultusminister Gossler, er sei nunmehr Major, dem Finanzminister von Scholz, er sei Leutnant geworden. Dieser hält es für einen Scherz, liest aber drei Tage später in der Zeitung die Ernennung des Feldwebels von Scholz gedruckt. Damals ironisierte schon die „Germania“: „Es ist hart! Der Chef der preußischen Finanzverwaltung ist 55 Jahre alt und hat sich bisher mit der bescheidenen Würde eines Vizefeldwebels begnügen müssen. Jetzt hat er den Rang eines Sekondeleutnants erklommen.“ Schwerwiegender waren jedoch seine Einmischungen in die Außenpolitik des Reiches. Die Generalstabsoffiziere, die sich als Militärattachés im Bezirk der Diplomaten tummelten, mußten auf Befehl — unter Umgehung der Politiker und Diplomaten — ihre Briefe und Berichte direkt an den Kaiser richten, der jede ihrer Aussagen als bare Münze nahm. Ihre Berichte schätzte er unbedingt höher ein als jede Meldung seiner Botschafter und Gesandten. Kaiser Wilhelm war nach allem, was man weiß, für seine Aufgabe als Staatsoberhaupt — der ja auf höchster Ebene nach der damaligen Verfassung alle erforderlichen Leitungs- und Koordinierungsaufgaben ergreifen mußte — nicht der richtige Mann. Von ihm stammt auch das Wort, daß Politik im Kriege den Mund zu halten habe. So hat sich der von Clausewitz geforderte Primat der Politik zunächst immer mehr zu einer Parität beider Führungsbereiche entwickelt, bis er in der Folgezeit — im Kriege 1914 bis 1918 — den Gegenpol erreichte: den Primat der militärischen Führung vor der politischen Leitung. Es war daher fast selbstverständlich und folgerichtig, daß bei Ausbruch des 1. Weltkrieges im Jahre 1914 der militärische Apparat und der Mechanismus der Militärbündnisse verhängnisvolle Auswirkungen zeigten. Der deutsche Generalstabschef — Generaloberst Helmut von Moltke, 1848–1916, von 1906–1914 Chef des deutschen Generalstabes — hatte am 30. Juli 1914 eigenmächtig — ohne die Politiker zu fragen — seinen österreichischen Kollegen — den späteren K.u.K. Feldmarschall Franz Graf

Conrad von Hötzendorf — wegen des nicht mehr von ihm als vermeidbar gehaltenen Zweifrontenkrieges telegraphisch aufgefordert, die Gesamtmobilmachung der österreich-ungarischen Wehrmacht durchzusetzen und umgehend anzuordnen. Auch dieser Vorgang weist auf die eigentümlichen deutschen Verhältnisse der fehlenden Unterordnung der militärischen unter die politische Führung hin. Damit war jedoch der Beginn dieses Weltkriegs vorprogrammiert. Der jüngere Moltke — er war ein Neffe des Generalfeldmarschalls Graf Moltke — hatte als Strategie nicht die logische Schärfe und Wendigkeit seines Onkels und hielt sich auch nicht an dessen Warnung, keinen Zweifrontenkrieg zu führen. Auch dies war eine völlige Mißachtung Clausewitzscher Maximen.

Eine völlige Perversion der Gedanken und Überlegungen Clausewitz' trat ein, als die 3. Oberste Heeresleitung (OHL) — Hindenburg und Ludendorff — am 29. August 1916 eingesetzt wurde. Generalfeldmarschall von Hindenburg wurde zum Chef des Generalstabes des Feldheeres und der damalige Generalleutnant Ludendorff zum ersten Generalquartiermeister ernannt. Die Unterordnung aller politischen Erwägungen unter ein starr festgehaltenes militärisches Ziel wurde von nun an zur Regel. Ohne klare Vorstellungen über die politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Konsequenzen, ohne detaillierte Pläne und Untersuchungen über die Möglichkeiten der Verwirklichung entschied sich diese OHL für die Durchsetzung des Hindenburgprogramms und des Hilfsdienstgesetzes. Die totale Mobilmachung sollte in den totalen Krieg führen.

Vor diesem Kriege konzentrierte sich die gesamte Ausbildung im Generalstab seit Jahrzehnten auf die Schulung zur Befähigung in der „Beurteilung der Lage“ und dem aus der Beurteilung jeweils logisch erwachsenden Entschluß zum Handeln. Nach der sorgfältig gepflegten und gehüteten Tradition mußte sich die Beurteilung allein aus den sachlichen Umständen ergeben. „Der Feldherr“ — so heißt es in Blumes „Strategie“ vom Jahre 1911 ganz im Sinne von Clausewitz — „muß sowohl die Kräfte, über die er selbst verfügt, als auch die seines Gegners ihrem Wert und ihrer Leistungsfähigkeit nach kennen. Diese Kenntnis bildet eine der wichtigsten Grundlagen für den Entschluß zum Kriege wie für den allgemeinen Kriegsplan. Sie ist nicht minder notwendig für dessen Durchführung im einzelnen, denn sie allein setzt den Feldherrn instand, mit einiger Sicherheit seinen Mittel entsprechende Ziele zu wählen.“ Die eigene militärische Zielsetzung muß folgerichtig aus kühlem Abwägen aller Gegebenheiten hervorgehen. Ohne daß man sich in geistige Abhängigkeit vom Gegner begeben durfte, wurde jedoch stets eine volle Bewertung des Feindes verlangt, so daß sich „jeder Führer, bevor er eine Schlacht unternimmt“, die Frage „vorlegen muß: Was wird der Gegner unternehmen?“ Nach Blumes Worten sollten „Zweck und Mittel“ dabei als ein Grundgesetz der Kriegskunst in Einklang gehalten werden. „Unternehmungen, für die die Mittel nicht ausreichen, tragen den Keim des Mißlingens in sich. Die Unterschätzung des Gegners oder die Überschätzung der eigenen Kräfte hat schon häufig ernste Katastrophen im Gefolge gehabt.“ Wunschenken durfte keinen Platz in der militärischen Beurteilung haben, die bei allem eigenen Führungsstil doch in der Sicht objektiv und ein berechnendes Verfahren sein mußte.

An dieser Stelle drängt sich förmlich die Frage nach dem militärischen Kalkül des 1. Generalquartiermeisters der 3. Heeresleitung, des Generalleutnants Ludendorff, auf. Als ihm nach dem Kriege die Frage gestellt wurde, warum er im März 1918 „nicht durch Heranführung von Verstärkung von anderen Fronten den beinahe greifbaren Durchbruch bei Amiens erzwungen habe“, erwiderte dieser: „Im Kriege kann man nichts erzwingen, man hat es im Gefühl, wie weit man gehen kann, und hat es auch im Gefühl, wenn es nicht weitergeht“. Auf eine Anfrage der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern vor dem Georgette-Angriff und in Zusammenhang mit dem Unternehmen Michael im Jahre 1918 nach dem „operativen Ziel“ verbat sich General Ludendorff am Fernsprecher „das Wort Operation“. Seine Antwort war: „Wir hauen ein Loch hinein. Das Weitere findet sich. So haben wir es in Rußland gemacht!“ Diese Antwort entsprach grundsätzlich der militärischen Führungsweise bei den letzten Offensiven des Jahres 1918. Kronprinz Rupprecht vermerkte unter dem 5. April 1918 in seinem Tagebuch: „Es fällt auf, daß in sämtlichen Weisungen der OHL eine eigentliche Absicht nie zu erkennen ist, sondern immer nur von zu erreichenden Geländeabschnitten die Rede ist, und es macht mir den Eindruck, wie wenn die OHL sozusagen von der Hand in den Mund lebt, ohne sich zu bestimmten operativen Absichten zu bekennen.“ So konnte nur ein Vertreter der Schlieffen-Schule denken, der die grundlegenden Lehren Clausewitz' über das Verhältnis von Krieg und Politik und alle Schlußfolgerungen, die dieser daraus gezogen hatte, einfach nicht mehr verstand oder sie rundweg ablehnte. Hindenburg selbst glaubte, Clausewitz habe vor Übergriffen der Politik auf die Führung des Krieges gewarnt, und verabsolutierte dadurch den Satz Clausewitz', die Politik dürfe nicht Dinge fordern, die gegen die Natur des Krieges seien, zur Ausschaltung der politischen Führung bei der Planung und Führung dieses Krieges. Ludendorff vertrat ganz eindeutig die Auffassung, daß die militärische Führung den Primat vor der politischen Führung haben müsse.

In diesem Zusammenhang sollten aber auch die Angriffsoperationen des deutschen Westheeres im Jahre 1918 gesehen werden. Nach Clausewitz ist „die verteidigende Form der Kriegführung an sich stärker als die angreifende“. Clausewitz sieht als Zweck der Verteidigung das „Erhalten“ an. „Erhalten ist leichter als gewinnen, schon daraus folgt, daß die Verteidigung bei vorausgesetzten gleichen Mitteln leichter sei als der Angriff.“ Clausewitz wendet auf den Verteidiger das Sprichwort *beati sunt possidentes* — glücklich sind die Besitzenden — an. Durch den Verlauf des ersten Weltkrieges wurde diese Ansicht von Clausewitz in besonderer Weise bestätigt. Zu der damaligen psychologischen Situation im deutschen Heer nach dem März- und Aprilangriff im Jahre 1918 mag hier eine Bemerkung angefügt werden, die Clausewitz seiner Feststellung, „daß die Verteidigung eine stärkere Kriegsform sei als der Angriff“, einem Bedenken gegenüber anfügte: „Es ist der Mut, das Gefühl der Überlegenheit im Heere, welches aus dem Bewußtsein entspringt, zum Angreifenden zu gehören. Die Sache ist an sich wahr, nur geht das Gefühl sehr bald in dem allgemeineren und stärkeren unter, welches einem Heer durch seine Siege oder Niederlagen, durch das Talent oder die Unfähigkeit seines Führers gegeben wird.“ Clausewitz hebt in seinen Ausführungen allerdings stets hervor, daß die Verteidigung zwar als stärkere

Form des Kriegführens einen „negativen Zweck“ hat und daß derjenige, welcher „stark genug zu sein glaubt, sich der schwächeren Form zu bedienen“, den größten Zweck wollen darf. Er sieht die größere Stärke der „verteidigenden Form aber keineswegs etwa in der passiven Abwehr“. Er sieht vielmehr im „Übergang zum Rückstoß eine Tendenz der Verteidigung, also ein wesentlicher Bestandteil derselben“. Ein schneller, kräftiger Übergang zum Gegenangriff ist — so Clausewitz — der glänzendste Punkt der Verteidigung. Wer ihn nicht in seine Überlegungen aufnimmt, wird niemals die Überlegenheit der Verteidigung verstehen. An dieser Stelle sei an eine Bemerkung des späteren Generalfeldmarschalls und damaligen Generals der Artillerie Ritter von Leeb erinnert, die er in der Militärwissenschaftlichen Rundschau, 2. Jahrgang 1937, veröffentlichte. Er schrieb damals über die Verteidigung: „Es hat sich in den einleitenden Kämpfen des Weltkrieges gezeigt, daß der Angriff, die an sich ‚schwächere Form‘, verlustreicher geworden ist und die Abwehr, die ‚stärkere Form‘, noch weiter an Stärke gewonnen hat. Die Steigerung der Waffenwirkung und mit ihr die Steigerung der Stärke der Abwehr waren nicht in vollem Umfang erkannt worden. Mit der Steigerung der taktischen Stärke der Abwehr verknüpfte sich die Steigerung der operativen Stärke der Abwehr. Der Krieg hat gezeigt, daß eine einseitige und grundsätzliche Bevorzugung des taktischen Angriffs zu frühzeitigem und unnötigem Verbrauch der seelischen und materiellen Angriffskraft führen kann in Lagen, die mit gleichem oder vielleicht sogar sicherem Erfolg durch Abwehr gelöst werden können.“ Diese ganz im Sinne Clausewitz’ gemachten Ausführungen eines unserer besten Strategen sind leider im 2. Weltkrieg — 1939 bis 1945 — fast niemals beachtet worden.

Eine solche Möglichkeit der Verteidigung war tatsächlich nach dem Mißlingen des Michael- und Georgette-Angriffs bei einer sachlichen Beurteilung der Lage an der Westfront gegeben. Im Hinblick auf die Entwicklung der Panzerwaffe bei den Alliierten galt Clausewitz’ Satz: „Sollte der Angreifer irgendein neues größeres Hilfsmittel erfinden, so wird die Verteidigung auch ihr Verfahren ändern müssen.“ So lag im Frühsommer 1918 im Übergang zur operativ beweglich geführten strategischen Defensive die Chance des deutschen Westheeres. Die Einstellung der eigenen Vorstöße hätte den Vorteil mit sich gebracht, daß dem Heere eine Atempause ermöglicht worden wäre und der stark abgesunkene Ausbildungsstand gehoben werden konnte. Dabei konnte auch ein der neuen Lage entsprechendes Verteidigungsverfahren entwickelt und auch die hochwertigen, gewaltigen Verluste vermieden werden, die gerade der Angreifer in den Materialschlachten des 1. Weltkrieges zu tragen hatte. Überließ man damals den Alliierten den großen Angriff, so nötigte man ihnen die schwere Aufgabe des Durchbruches durch die deutsche Front auf, die ihnen noch nie gelingen war. Beim Ausweichen zog man den Feind in zerstörte Gebiete und ging selbst auf die besseren Verbindungen zurück, von denen aus der Gegenangriff mit den dann möglichen starken Reserven um so wirksamer zu führen war. Ein solcher Gegenschlag, der die ersten Erfolge des Feindes in eine Niederlage verwandelt, mußte erfahrungsgemäß besonders deprimierend auf den Gegner wirken. Bei dieser Kampfführung hätten auch die frisch eingesetzten amerikanischen Verbände einen sehr schweren Stand gehabt. Leider übersah man in der damaligen OHL die realen Möglichkeiten der Verteidi-

gung im Sinne von Clausewitz und betonte immer wieder die Nachteile der Verteidigung und suchte — wider alle Regeln der Kriegskunst — die offensive Kampfführung.

Nach dem Krieg war es der Generaloberst Hans von Seeckt, Chef der Heeresleitung von 1920 bis 1926, der die Gedanken Clausewitz' über das Verhältnis von Krieg und Politik wieder aufgriff und sich weitgehend zu ihnen bekannte. Seeckt unterstellte sich — auf eigenen Wunsch — der politischen Führung und hielt daran fest, sich auf die rein militärischen Aufgaben zu beschränken. Er trennte auch die Heeresverwaltung von seinem Amt ab. Der Chef der Heeresleitung war dem Reichswehrminister unterstellt und sein verantwortlicher militärischer Ratgeber. Er vertrat ihn aber auch in der Ausübung der Kommandogewalt. Diesem Zustand lagen aber — wie nachdrücklich betont werden muß — rein militärische und truppendienstliche Motive zugrunde. Generaloberst von Seeckt stand der jungen Republik von Weimar mit sehr viel mehr Verständnis gegenüber, als man dies später wahrhaben wollte. Er trat immer für den Primat der Politik ein.

Auch die Generalobersten Beck und Halder, Chiefs des Truppenamtes bzw. des Generalstabes des Heeres von 1933 bis 1942, kehrten zu dem Krieg-Politik-Verständnis von Clausewitz zurück, was jedoch durch die Diktatur Hitlers zu tragischen Verstrickungen führte. So versuchte Beck Hitler vor außenpolitischen Gewaltmaßnahmen in mehreren Denkschriften zu warnen, indem er die begrenzten militärischen Möglichkeiten des Heeres ungeschminkt darstellte. Dabei handelte er durchaus im Sinne Clausewitz', der der Auffassung war, daß der politische Zweck kein despotischer Gesetzgeber sei und sich der Natur des Mittels fügen müsse, und der — wie vorstehend schon erwähnt — die Meinung vertrat, es sei die Aufgabe und das Recht der militärischen Führung gegenüber der politischen Leitung, „zu verhüten, daß die Politik Dinge fordere, die gegen die Natur des Krieges sind, daß sie aus Unkenntnis über die Wirkungen des Instruments Fehler begeht in dem Gebrauch desselben.“ Für Hitler waren diese Denkschriften freilich nur Zeichen für den fehlenden Wagemut und die „Feigheit der Generale“, wie er wiederholt sagte. Generaloberst Beck trat auch nach seiner Entlassung als Chef des Generalstabes für das Krieg-Politik-Verständnis Clausewitz' ein, so etwa in seiner Studie „Deutschland in einem kommenden Krieg“ vom November 1938 oder in seinem berühmt gewordenen Vortrag „Die Lehre vom totalen Krieg“, den er im Juni 1942 vor der Berliner Mittwochsgesellschaft hielt. Durch sein Wissen und Problembewußtsein in diesen politik- und militärstrategischen Bereichen und weil er einen starken Charakter hatte, geriet er auf diesem Wege in zunehmendem Maß in Opposition zur politischen Leitung des Deutschen Reiches, zu Hitler. Beck hat seine Aufforderung an die Generalität des Heeres im Sommer 1938 aus Protest gegen Hitlers Kriegspolitik kollektiv zurückzutreten, mit dem Hinweis gerechtfertigt, daß „außergewöhnliche Zeiten“ außergewöhnliche Handlungen verlangten und der militärische Gehorsam dort eine Grenze habe, wenn letzte Entscheidungen über das Leben der Nation auf dem Spiele stünden. Er hat die Auflehnung des Militärs gegen die politische Führung nur als Ausnahmefall in der Extremlage angesichts einer verbrecherischen politischen Staatsführung gefordert, eine Auflehnung, die ja gerade als Ausnahmefall die

prinzipielle Anerkennung des Normal-Normativen, nämlich des „Primates der Politik“ voraussetzt.

Der Nachfolger Becks Generaloberst Halder, knüpfte ebenfalls an Clausewitz an. Er vertrat die Auffassung, daß der Soldat sich der politischen Führung unterordnen müsse, wenn er es nicht vorziehe, aus dem Amt zu scheiden. Er meinte zur Funktion des politischen Führers, daß seine Wirksamkeit gebunden wäre an das Mitspracherecht, das durch die fachliche Position des hohen militärischen Führers gegeben sei.

Hitler hat Clausewitz nur im Munde geführt und sich auf ihn nur als glühenden Patrioten berufen. Das kriegstheoretische Werk des Generals „Vom Kriege“ spielte für ihn nie eine Rolle. Daher ist es für den aufmerksamen Betrachter kein Wunder, daß er andauernd in der politischen Leitung des Deutschen Reiches und in der militärischen Führung der Wehrmacht bereits im Grundsätzlichen gegen das Krieg-Politik-Verständnis von Clausewitz verstieß. Als ideologisch besessener Militarist ideologisierte und militarisierte er die Politik und machte sie so zur Gewaltpolitik. Trotz seines Strebens nach dem Krieg gab es bei ihm keinen Kriegsplan. Auf seine Weisungen mußten die Pläne für die Feldzüge und Operationen des Zweiten Weltkrieges von den zu seinen Befehlsempfängern degradierten militärischen Stellen oft kurzfristig von Fall zu Fall angefertigt werden, wobei die befohlenen Ziele die vorhandenen Kräfte und Mittel oft weit überschritten. Das wiederum führte zu einer Überforderung der Wehrmacht, zu einem „Mißbrauch des Instruments“ im Sinne Clausewitz'. Politische und militärische Strategie schrumpfte zur bloßen Taktik auf dem Schlachtfeld. So führten im Zweiten Weltkrieg das grundlegende Mißverstehen von Krieg und Politik im Sinne von Clausewitz, die Maßlosigkeit der politischen und militärischen Ziele im Verhältnis zu Kräften, Zeit und Raum sowie die Pervertierung der Politik durch eine verbrecherische Ideologie in den Abgrund der totalen Niederlage und des totalen Zusammenbruchs des Deutschen Reiches.

In der Nachkriegszeit gehörte das Werk des Generals von Clausewitz zu denjenigen Schöpfungen der Weltliteratur aus dem 19. Jahrhundert, deren Bedeutung — wie zu Beginn dieser Arbeit schon gesagt — nicht nur gleichbleibend, sondern darüber hinaus eher im Zunehmen begriffen ist und das mit seinen wichtigsten Fragestellungen, insbesondere der methodischen Behandlung des Stoffes, ganz in unserer Zeit steht. In dem 1968 erschienen Buch „Bücher, die die Welt verändern“ von Carter und Muir wird Clausewitz' Buch „Vom Kriege“ auch aufgeführt und betont, dieses Werk nehme „unter den militärischen Schriften aller Zeiten und Völker einen einzigartigen Platz ein“. Es sei „eine umfassende Untersuchung über die Grundprinzipien des Krieges“ und habe Anerkennung gefunden „als eine der tiefsten Ausführungen über die Philosophie des Krieges“. Der Verlauf des Ersten und Zweiten Weltkrieges, der Korea-Krieg, der Vietnam-Krieg oder das Geschehen des israelisch-arabischen Konflikts und auch der „Kalte Krieg“ zwischen Ost und West bestätigen in unseren Tagen die Gültigkeit der Grundthesen der Aussagen von Clausewitz. Politikstrategische und militärstrategische Denker aus aller Welt beziehen sich immer wieder auf die Arbeiten Clausewitz'. Hierzu gehören u.a. der spätere US-Außenminister Henry A. Kissinger in seiner Arbeit über „Kernwaffen und auswärtige Politik“; der fran-

zösischer General André Beaufré in seiner Studie „Totale Kriegskunst im Frieden“; der Marschall der Sowjetunion, Wassili Sokolowski, in dem von ihm herausgegebenen Band „Militärstrategie“; Bundeskanzler a.D. Helmut Schmidt in seinem Buch „Strategie des Gleichgewichts“ und auch der frühere Inspekteur der Bundesmarine, Vizeadmiral a.D. Professor Friedrich Ruge, in seiner Arbeit „Politik und Strategie“. Auch führende Theoretiker des Marxismus sowie des revolutionären Krieges und des verdeckten Kampfes — von Marx, Engels und Lenin bis hin zu Mao Tse-tung und Che Guevara — haben die Gedanken Clausewitz’ aufgegriffen und sie für ihre Zwecke nutzbar machen können. Wenn man die Auseinandersetzungen Lenins mit Clausewitz würdigt, so ist festzuhalten, „daß Lenin die Gedanken des Werkes ‚Vom Kriege‘ richtig begriff, dessen philosophisch-politischen Kerngehalt von vornherein richtig auffaßte und damit seiner Zeit um Jahrzehnte in der Clausewitz-Interpretation voraus war, ja überhaupt als erster die so bedeutsame politische Seite in dem Gedankengebäude dieses Kriegsphilosophen herausarbeitete“. Auch der letzte Weltkrieg zeigte deutlich, wie gut Streitkräfte der UdSSR die Clausewitzschen Theorien in die Praxis umsetzen konnten.

Nicht ganz einig geht der Verfasser dieser Arbeit mit der im Westen oft verbreiteten Auffassung, daß in der heutigen Zeit der Krieg nicht mehr die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln sein könnte. Mit dieser Negation entfällt — nach Meinung des Autors — der Primat der Politik gegenüber der militärischen Führung, da sie ja — in letzter Konsequenz der vorstehend genannten These — nicht mehr als Fortsetzung der Politik benötigt wird. Krieg ist aber auch heute — wenn wir uns in dieser Welt umsehen — immer noch die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. In der UdSSR heißt es hierzu in einem Artikel von Oberstleutnant Bondarenko in der Zeitschrift „Der Kommunist in den bewaffneten Kräften“: Eine neuere offiziöse Formulierung stellt den begrenzten Krieg — ohne ihn allerdings so zu nennen — sogar als Folge, nicht als Rückschritt in der militärischen Revolution dar. Es besteht die „Möglichkeit, daß heute Bedingungen zustande kommen können, unter denen in einzelnen Fällen Kämpfe mit konventionellen Waffen ausgetragen werden. Unter diesen Voraussetzungen gewinnen die herkömmlichen Kampfmittel und die traditionellen Teilstreitkräfte erheblich an Bedeutung. Es entsteht die Notwendigkeit, die Truppen auf verschiedene Arten des bewaffneten Kampfes vorzubereiten. Aus diesem Umstand wird manchmal gefolgert, daß es die militärische Revolution der Gegenwart nicht mehr gebe, daß sie abgeschlossen sei. Einer solchen Auffassung kann ich nicht zustimmen. Sind doch die neuen Möglichkeiten der Kampfführung nicht trotz, sondern dank der Raketenwaffen entstanden.“ Diese Aussage sollten alle verantwortlichen Politiker des Westens ganz genau beachten. In diesem Zusammenhang sollten wir alle uns immer das nachstehende Clausewitz-Zitat in Erinnerung rufen: „Ich sage mich los von der leichtsinnigen Hoffnung einer Errettung durch die Hand des Zufalls, von der kindischen Hoffnung, den Zorn eines Tyrannen durch freiwillige Entwaffnung zu beschwören oder durch niedrige Untertänigkeit und Schmeichelei sein Vertrauen zu gewinnen. Ich glaube und bekenne, daß ein Volk nichts höher zu achten hat als die Würde und Freiheit seines Daseins und daß es dieses mit dem letzten Blutstropfen verteidigen soll.“

Zu diesem Thema fand im Rahmen einer Tagungsreihe für Mitarbeiter aus der katholischen Jugendarbeit und Erwachsenenbildung eine Wochenendtagung vom 4. bis 6. Oktober 1985 in Aachen statt. Sie wurde von der Landesstelle für katholische Jugendarbeit in Bayern in Pilotfunktion für den BDKJ auf Bundesebene ausgerichtet. So standen dieser Tagung als Tagungsleiter Dr. Ignaz Fischer-Kerli¹⁾ und Josef König²⁾ vor. Teilnehmer waren Delegierte und Interessenten vornehmlich aus den Jugendverbänden des BDKJ. Einige von ihnen waren Wehrdienstleistende, andere bekannten sich zum Recht auf Kriegsdienstverweigerung. Von der Gemeinschaft Katholischer Soldaten nahmen drei Vertreter als Gesprächspartner teil.

Der Tagung lag die Frage zugrunde, ob die „drei Kriterien“ des Wortes der Deutschen Bischofskonferenz zum Frieden vom 18. April 1983 in die Richtung von sicherheitspolitischen Alternativen weisen und ob die Rüstungs- und Strategieentwicklung der beiden letzten Jahre den von den Bischöfen aufgestellten Kriterien entspricht.

Diese Kriterien lauten: 1. Bereits bestehende oder geplante militärische Mittel dürfen Krieg weder führbarer noch wahrscheinlicher machen. 2. Nur solche und so viele militärische Mittel dürfen bereitgestellt werden, wie zu der an Kriegsverhütung orientierten Abschreckung gerade noch erforderlich sind. 3. Alle militärischen Mittel müssen mit wirksamer beiderseitiger Rüstungsbegrenzung, Rüstungsminderung und Abrüstung vereinbar sein.³⁾

Zur Vorbereitung und Einstimmung auf die Tagung wurden den Tagungsteilnehmern schriftliche Unterlagen zugeschickt. Darunter befand sich ein von der Tagesleitung verfaßtes Papier, in dem u. a. zu lesen war: „Unserer Wochenendtagung liegt die wissenschaftstheoretische Grundthese zugrunde, daß die ‚drei Kriterien‘ *Leerformeln* sind, deren Konkretisierung (Operationalisierung) von der jeweiligen *Bedrohungsanalyse* abhängt. Anders ausgedrückt: Wer die Bedrohungsanalyse z.B. des Bundesverteidigungsministeriums teilt, kommt unter Berücksichtigung der ‚drei Kriterien‘ zu völlig anderen Bewertungen der gegenwärtigen Rüstungs- und Strategieentwicklung als jemand, der z.B. die Bedrohungsanalyse von Andreas von Bülow teilt.

Wie hilfreich sind die ‚drei Kriterien‘ für die Bewertung der gegenwärtigen Rüstungs- und Strategieentwicklung?“

Die „drei Kriterien“, im Arbeitspapier als „Leerformeln“ bezeichnet, sollte man nicht wörtlich nehmen. Vielmehr habe man mit dieser Formulierung einen gewissen Anreiz zur Teilnahme an der Tagung erreichen wollen. So jedenfalls bestätigte es einer der Tagungsleiter auf Anfrage. Um so mehr fiel während des ganzen Tagungsverlaufs in geradezu eklatanter Weise die wiederholt von mehreren Seiten vorgebrachten kritischen Äußerungen eines mangelnden Vertrautseins der Bischöfe in militärischen Dingen auf.

Daraus ergeben sich Fragen: Wieso erwartet man von den Bischöfen ein dezidiertes Wissen in militärischen Dingen, wenn man selbst über solches nur in einem geringen Umfang verfügt, obwohl in erster Linie dem Laien die Verantwortung für den Weltdienst obliegt? Und wie will man bei geringer Kenntnis sicherheitspolitischer und militärstrategischer Entscheidungen dieselben einer moralischen Bewertung am Maßstab der von den Bischöfen erstellten „drei Kriterien“ unterziehen? So taten sich im Verlauf der Tagung viele Lücken auf, die den Grund für ein mageres Ergebnis in der Sache erbrachten.

Nach einer Einführung der Tagungsleitung in die Tagungsthemaik, eröffnete Harald Oberhem⁴⁾ die Vortragsreihe. Er stellte sich dem Plenum vor u.a. als Referent für Friedensfragen im KMBA mit der Aufgabe der Einbringung entsprechender Fragen in die innerkirchliche Diskussion. Danach referierte Oberhem über Genese, Stellenwert und Anwendungschancen der „drei Kriterien“ im Wort der Deutschen Bischofskonferenz zum Frieden. Leider kam Oberhem über die Behandlung des Werdegangs und Stellenwertes des Bischofswortes nicht hinaus. Die aus dem Plenum zeitlich über Gebühr gestellten Verständigungsfragen nach einer theologisch akzeptablen Definition der Begriffe „Prinzipien“ und „Kriterien“ im Hinblick auf die ethisch noch annehmbare Abschreckung hinderten Oberhem an einer vollen Entwicklung seines Vortrages. So blieb es bei einigen für die Sachdiskussion jedoch klärenden Darlegungen. Oberhem stellte u.a. wörtlich fest: Wenn der Inhalt der moralischen Forderungen klar ist, haben die katholischen Laien, Verbände und Institutionen heute schon die hinreichende Möglichkeit, selbst zu entscheiden, was zu tun ist. — Kriterium heißt, daß die Beurteilung sicherheitspolitischer Sachverhalte, Lagen, Strategien, Zielsetzungen durch einen möglichst zwangsfreien kommunikativen Prozeß — der sich der Verunsicherung aussetzt — geprüft werden muß, bevor man ethische Forderungen aufstellt. Das heißt: Eine sicherheitspolitische auch für bestimmte konkrete Sachlagen ethisch qualifizierte Forderung aufzustellen, setzt voraus, daß man eine hinreichende, kritisch gesicherte kommunikative Gewißheit von Tatbeständen hat. — Das allgemeine Prinzip der Ethik heißt: Tue das Gute und meide das Böse. — Gesichtspunkt im Text des Bischofswortes ist eine sittlich wertende Lageanalyse. Kriterien in diesem Sinne sind Maßstäbe, mit deren Hilfen konkrete Handlungslagen, konkrete Situationen, im Hinblick auf sittlich Gewolltes bemessen werden sollen.

In der Diskussion kam die wiederholte Mahnung Kardinal Höffners von der uns noch verbleibenden „Galgensfrist“ zur Sprache, die er auf die nukleare Abschreckung als ein auf die Dauer nicht verlässliches Instrument der Kriegsverhütung bezogen wissen will. Oberhem bezeichnete diese Formulierung für nicht gerade hilfreich; sie sei mißverständlich. Unabhängig davon: Die im Bischofswort gebrauchte Formulierung von der *noch* für moralisch annehmbar gehaltenen Abschreckungsstrategie sei nicht als eine begrenzbare Zeitspanne zu verstehen (heute erlaubt, morgen nicht erlaubt). Vielmehr werde mit dem *noch* der Hinweis auf die gegenwärtigen Bedingungen einer *noch* sicherheitspolitisch in der Sache als für notwendig erachteten Handlungsmaxime zum Ausdruck gebracht. (Siehe auch GsF, Seite 52.)⁵⁾ Ethische Erlaubnis hängt immer von der jeweiligen Situation ab und nicht von einer Zeitangabe. Dazu ergänzte ein Vertreter der GKS: Solange die zweite

Funktion des Atlantischen Bündnisses in Form einer Erkundung nach dauerhaften Beziehungen mit dem Osten ohne Ergebnis bleibt, muß es *noch* beim Gleichgewicht der militärischen Handlungs- und Reaktionsmöglichkeit bleiben.

„Die Bedrohungsanalyse aus der Sicht des Bundesministeriums der Verteidigung“ als zweites Vortragsthema erbrachte nur zu einem geringen Teil die erhoffte Lagebeurteilung und militärische Einschätzung des bedrohenden Charakters der Strategie sowjetischer Streitkräfte und ihrer verbündeten Potentiale aus den übrigen Staaten des Warschauer Paktes. Vielmehr legte Oberst i. G. Farwick vom BMVg-PlStab in einem beachtenswerten Vortrag Wert auf die Darlegung der Kriterien, die zur Erstellung und Bewertung einer Bedrohungsanalyse herangezogen werden müssen. Für die zivilen Teilnehmer des Seminars war dies sicher eine lehrreiche Information. Auf seine generelle Aussage, daß das Militär mit den bischöflichen Kriterien „gut leben“ könne, da sie sich auf grundsätzliche Gesichtspunkte in bezug auf Chancen und Risiken der Abschreckungsstrategie beschränkten, gab es Unmut. Man wollte Genaueres erfahren. Farwick ging darauf ein und schaffte mit der nachstehenden Erklärung Klarheit.

Das im Bischofswort aufgestellte Kriterium: „Bereits bestehende oder geplante militärische Mittel dürfen Krieg weder führbarer noch wahrscheinlicher machen“, wertete Farwick im Hinblick auf den Ausdruck „führbarer“ als eine irreführende Aussage. „Führbar“ bedeutet nach seiner Auffassung „gewinnen“. Wörtlich fuhr er fort: „Wenn aber ‚führbar‘ heißt, sich verteidigen zu können, die Verteidigung führen zu können, ohne das zu zerstören, was ich verteidigen will, dann bin ich natürlich schon für ‚führbarer‘ und fühle mich da bestärkt auch durch Professor Becker, der zu dieser Problematik in seinem Buch⁶⁾ ausführt: Um der Glaubwürdigkeit der Abschreckung willen müssen die Großmächte und ihre Verbündeten die Bereitschaft bekunden, im Falle der kriegesischen Vergeltung den Fortbestand ihrer Völker aufs Spiel zu setzen. Es ist dies eine Vorstellung, die an Schrecklichkeit schwer zu übertreffen ist. Doch sie ist der Preis für die hohe Sicherheitsgarantie, die die nukleare Abschreckung heute bietet.“

D.h., wir können unsere Abschreckung nicht aufbauen auf ein System der Abschreckung, wo jeder kritische Beobachter, Freund und Feind erkennt, daß es ja gar nicht anwendbar ist, daß man mit diesen Mitteln keine erfolgversprechende Verteidigung anfangen kann. Wenn wir diese Fähigkeiten nicht zeigen können, arbeiten wir mit einem großen Bluff, der nur mit einer großen Katastrophe enden kann. Denn der politische Gegner, dem wir ja nicht Torheiten unterstellen, würde natürlich dieses Spiel mit Potemkinschen Dörfern erkennen, und es wäre keine Abschreckung. Die Leute, die Abschreckungsfähigkeit von Verteidigungsfähigkeit trennen wollen, erkennen diesen inneren Zusammenhang nicht. Ich kann keine Einbrecher abschrecken mit dem Schild: Vorsicht! Bissiger Hund!, wenn dieser weiß, daß ich keinen bissigen Hund habe. Ich muß die Fähigkeit haben, das, was ich zur Abschreckung androhe, auch durchzuführen; sonst verliere ich die Glaubwürdigkeit meiner Abschreckung.“

Zum zweiten Kriterium, wie viele militärische Mittel zum Zweck der Kriegsverhütung gerade noch erforderlich sind, konstatierte Oberst i.G. Farwick, daß darin die schwerste Frage begründet sei. Sie könne keiner beantworten, da im Fall einer Verschätzung und der damit verbundenen zu geringen Anforderung notwendig militärischer Mittel dies den Angriff des Aggressors wahrscheinlicher mache, weil er glaubt, den Angriff siegreich beenden zu können. Es sei sehr schwer festzustellen, wie hoch genau die Schwelle der als notwendig bereizustellenden militärischen Mittel liege. Deshalb sei dies keine mathematische Formel, die helfen könnte. Es sei dies ein Ergebnis einer Beurteilung. „In diese Beurteilung fließen nicht quantifizierbare Faktoren ein.“ Von daher sei eine gewisse Sicherheitsmarge notwendig, damit der Gegner nicht zu einer Fehleinschätzung verleitet wird. Keiner kann eine Zahl an militärischen Mitteln nennen, um damit zu beweisen, daß und wie die militärischen Möglichkeiten, über die der Warschauer Pakt verfügt, neutralisiert werden können.

Dem dritten Kriterium — alle militärischen Mittel müssen mit wirksamer beiderseitiger Rüstungsbegrenzung, Rüstungsminderung und Abrüstung vereinbar sein — stimmte Farwick zu. Jedoch verwies er darauf, daß nicht die militärischen Mittel Ausgangspunkt von politischen Spannungen sind, sondern deren Ergebnis. Man kann nicht mit Abrüstung beginnen, wenn nicht zuvor durch vertrauensbildende Maßnahmen mit dem Ziel, politische Konflikte zu beherrschen, Einfluß auf politische Verhältnisse genommen wird. Warum ist die Sowjetunion nicht bereit, zu ihren Manövern wie bei uns eine effektive Beobachtung zuzulassen, wie das die KSZE und KVAE empfehlen? Es ist leicht, global über Gewaltverzicht zu reden. Dies nützt aber nichts, wenn hierzu die Schritte zum Vertrauen verweigert werden.

Franz H. U. Borkenhagen, Referent für Fragen der Bundeswehr beim Parteivorstand der SPD, Bonn, zeigte im wesentlichen Übereinstimmung mit seinem Vorredner. Zu den von den Bischöfen erklärten Prinzipien vertrat er die Auffassung, daß die Politik sich nach diesen nicht richtet. Er selbst habe seine persönlichen Schwierigkeiten damit.

Dr. Hans-Jürgen Möller⁷⁾ zählt sich nach eigenen Angaben zum eher konservativen Flügel des von Pax Christi vertretenen Politspektrums. Das vom SPD-Sicherheitsexperten Andreas von Bülow zur künftigen Verteidigungskonzeption der Bundesrepublik Deutschland ausgearbeitete Papier hält er deshalb für gefährlich, weil ihm die Offenheit für unorthodox-originelle oder gar extremen Auffassungen in der Sicherheitspolitik fehlten. In der Sicherheitspolitik gäbe es ein ethisches Legitimationsdefizit. Jedoch benötigten wir bei der Bewältigung dieser Frage die Bischöfe nicht, wenngleich ihr Wort zum Frieden allein durch seine relativ große Verbreitung zur Belebung der Friedensdiskussion positiv beigetragen habe. Es habe aber nicht eine fortschreitende Rüstung infolge einer fortschreitenden Technologisierung verhindern können. Gegenüber der Strategic Defense Initiative (SDI) fällte er ein vernichtendes Urteil, (obwohl für die Bewertung des US-Programms noch wesentliche politische und militärstrategische Orientierungen fehlen und somit eine Festlegung auf eine Beteiligung am Weltraumwaffenprogramm vorerst nicht zur Debatte

steht [der Verfasser]). Nachdem Dr. Möller jedoch von sich aus SDI ins Gespräch brachte, wäre es für die Zuhörer der Tagung aus der Sicht ethischer Kriterien und moralischer Rechtfertigung schon von Interesse gewesen zu erfahren, was er als Forscher „Alternative Sicherheitspolitik“ weniger pauschal von SDI als von einem u. U. möglichen System der Kriegsverhinderung halten würde; angenommen, es würde in der Tat dadurch eine Strategie entwickelt, die durch eine rein defensive strategische Fähigkeit auf die Androhung der Vernichtung von Leib und Gut verzichten könnte? Statt dessen trat er (wenn auch mit vorgehaltener Hand) für das Postulat der in den 60er Jahren gültigen Militärdoktrin der „massiven Vergeltung“ ein. Die heute vorhandenen Waffensysteme und die damit geschaffenen militärischen Möglichkeiten ermöglichten wieder Kriege. Allerdings will Möller die Wiedereinführung der „klassischen Abschreckung“ (so bezeichnete er das Konzept der „massiven Vergeltung“) auf eine Zeitdauer von fünf Jahren beschränken. In dieser Zeit sollte es quasi unter der Drohung eines Damoklesschwertes gelingen, eine neue, wirksamere kriegsverhütende Strategie zu finden.

Fragen sind erlaubt? Ist es Dr. Möller als einem prominenten Vertreter von Pax Christi entgangen, daß seit Einführung des Konzepts der Flexiblen Reaktion (1968) ebenso sicher ein Krieg verhütet wurde wie mit der vorgültigen „massiven Vergeltung“? Ist es Dr. Möller entgangen, daß mit der derzeit gültigen Strategie der Flexiblen Reaktion die gleiche Wirkung der Kriegsverhütung erreicht wird, und dies zudem bei Verzicht auf eine unterschiedslose Vernichtung durch eine Verteidigung auf einer möglichst niedrigen Ebene der Gewaltanwendung? Welche zeitliche Priorität gibt Dr. Möller der Aufforderung: „Deshalb haben alle Verantwortlichen in Staat und Gesellschaft die dringende Pflicht, mit aller Anstrengung nach Alternativen zur Androhung von Massenvernichtung zu suchen.“⁸⁾ Die Wiedereinführung der Strategie der „massiven Vergeltung“ würde eine unmoralische Entscheidung höchsten Ausmaßes bedeuten. Sie würde gegen die Bestimmungen des II. Vatikanischen Konzils (Gaudium et Spes, 80 Der totale Krieg) verstoßen. Katholische Soldaten würden sich gegen solch eine Strategie wegen ihrer ethischen Verwerflichkeit auflehnen müssen!

Dagegen wohlthuend und geradezu bestechend positiv waren die Überlegungen Dr. Möllers zu alternativen Verteidigungsstrategien im Zusammenhang mit der Befriedung der Dritten Welt. Diese Ausführungen sind es wert, weiter diskutiert zu werden. Gewiß sind diese Gedanken in hohen Militärstäben der NATO weder fremd noch tabu; im Gegenteil! Sie sollten jedoch in der Öffentlichkeit auf breiterer Basis diskutiert und mit weiteren Vorschlägen angereichert werden. Dazu gehört auch die gesellschaftspolitische Einschätzung der Sowjetunion, die im Ergebnis nach Dr. Möller eine völlig andere Bedrohungsanalyse als die der Militärs erfordert. Von daher sei seitens der NATO ohne die Erhöhung des eigenen Sicherheitsrisikos ein neuer Beitrag möglich, der den Stachel der Bedrohung gegenüber der Sowjetunion vermeiden könnte.

Zu den „drei Kriterien“ der Bischöfe machte Dr. Möller keine Aussagen. Er begnügte sich mit süffisant vorgetragenen Seitenhieben auf Politiker wie Bischöfe. Im übrigen wären die

Bischöfe nette Leute. Aber die friedenspolitische Diskussion ging auch ohne sie. Er empfahl, das Bischofspapier politisch und nicht mehr kirchenintern-taktisch zu benutzen. Die Bischofskonferenz beschäftige sich mit sich selbst. Deshalb könnten wir nicht auf sie warten. Die Politik sei nun einmal durch die gegenwärtige Lage mit mehr Problemen als Lösungsmöglichkeiten gekennzeichnet. Daraus ergebe sich eine ungeheure Herausforderung. Dazu bedürfe es nicht „expressis verbis“: eines Wortes der Bischöfe. Wir müßten selbst unsere Verantwortung für den Frieden erkennen und durch eigene politische Horizonte-erweiterung den Blick für das Notwendige schärfen. Dabei sei das Ziel, die Politik der Abschreckung zurückzudämmen auf eine Politik der Friedensgestaltung und Friedensförderung. „Entwicklung und Frieden!“, dies besage alles.

Kriegsverhütung ja! Verteidigung nein! Dieses war die eine Seite der Aachener Gesprächsrunde. Unter dem Eindruck vielfältiger und abwegiger Kriegsszenarios meist Unberufener übersieht man die eindringliche Mahnung Papst Johannes Pauls II. in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag vom 1. Januar 1982: „Aus diesem Grund zögert der Christ nicht, während er sich voller Eifer darum bemüht, alle Formen kriegserischer Auseinandersetzungen zu bekämpfen und ihnen zuvorzukommen, gleichzeitig im Namen einer elementaren Forderung der Gerechtigkeit daran zu erinnern, daß die Völker das Recht und sogar die Pflicht haben, durch angemessene Mittel ihre Existenz und ihre Freiheit gegen einen ungerechten Angreifer zu *verteidigen*.“ — „... kann man, wenn alle Möglichkeiten einer friedlichen Regelung erschöpft sind, einer Regierung das Recht auf *sittlich erlaubte Verteidigung* nicht absprechen.“ (II. Vat. Konzil, Gaudium et Spes, 79) Wenn es daher aber Stimmen gibt — sei es bewußt oder leichtfertig —, welche die *Führung eines Verteidigungskrieges* als ein Verbrechen bezeichnen, muß gefragt werden, woher sich dann die Legitimation zu solch einer Behauptung herleiten läßt. Erfolgen sie möglicherweise aus den Reihen unserer Kirche, muß man wissen, daß damit der katholische Soldat in seinem Gewissen möglicherweise verunsichert wird. Welchen Wert besitzt für ihn dann noch der Satz: „Wenn und solange die Sicherheitspolitik ethisch zulässig, ja verpflichtende Ziele — *Verhinderung des Krieges, Verteidigung* (kursiv durch Autor) der sittlich-politischen Wertordnung gegen totalitäre Bedrohung, Ermöglichung von Abrüstung — verfolgt und sich dabei ethisch annehmbarer Methoden und Mittel bedient, ist der Dienst des Soldaten unverzichtbar und ethisch gerechtfertigt.“⁹⁾

Dennoch glauben wir — und dies war die andere Seite der Gesprächsrunde — eine Lockerung in den Ressentiments gegenüber uns Soldaten erreicht zu haben. Bis auf die Frage des Verteidigungsfalles gab es eine Reihe von Übereinstimmungen und Gemeinsamkeiten. Deshalb ist es geboten, diese Gespräche mit kompetenten Vertretern des BDKJ fortzusetzen. Dazu sollte die GKS in absehbarer Zeit einladen und sich nicht nachsagen lassen, sie verschanze sich in ein selbstgewähltes Getto.

Anmerkungen

- 1) Referent für politische Bildung, Landesstelle für katholische Jugendarbeit, München.
- 2) Dipl.-päd., Referent für Soldatenfragen beim Bundesvorstand BDKJ, Düsseldorf, Geschäftsführer der „aktion kaserne“, Arbeitsgemeinschaft für Wehrpflichtige.

- 3) Gerechtigkeit schafft Frieden, Seite 53/54.
- 4) Dipl. theol., MA, Bornheim.
- 5) Gerechtigkeit schafft Frieden, Seite 52.
- 6) Professor Werner Becker, Der Streit um den Frieden — Gegnerschaft oder Feindschaft, die politische Schicksalsfrage, Pieper Band 354.
- 7) Dr. phil., Politologe, Forschungsgruppenleiter „Alternative Sicherheitspolitik“ an der Universität Bonn, Mitglied der Pax-Christi-Kommission „Abrüstung und Sicherheit“.
- 8) Gerechtigkeit schafft Frieden, Seite 54.
- 9) ebd., Seite 69.

Staat und Gesellschaft

Ein schwieriges — trauriges — Erbe

Hypothek für die Zukunft?

Martin Heger

Gegebenheiten

Bildungsenthusiasten aller Schattierungen glaubten, unser Volk beglücken zu können, wenn man allen jungen Menschen in unserem Staat die „großartigste“ Schulausbildung vermitteln würde. Faszinierender Endpunkt einer solchen Ausbildung sollte das Abitur sein.

Nun hat man aber erkannt, daß es doch nicht so einfach ist, jedem Kind in gleicher „Dosisierung“ alte, neue Sprachen, Mathematik, Erdkunde, Geschichte, Deutsch usw. „einzutrichern“.

Man machte eines Teils etwas sehr Richtiges, man bemühte sich, Nachteile des Elternhauses auszugleichen. Durch Förderung versuchte man z.B., den Sprachschatz eines Kindes aus einem mehr praktisch orientierten Elternhaus gegenüber dem aus einem Professorenhaus zu heben.

Doch schon hier begann durch ideologische Vorgaben ein Teufelswerk. Man senkte zugleich auch die Anforderungen. Dafür „reicherte“ man den Unterricht durch praktische Teile an. Ein an sich richtiger Vorgang. Die oftmals zu „graue Theorie“ der früheren Ausbildung zum Abitur versuchte man, wirklichkeitsnäher zu gestalten. Aber im Zusammenhang mit dem Leistungsabbau auf anderen Gebieten erhielt das Abitur eine neue Gewichtung, und so ist es heute vielfach nicht mehr die Voraussetzung zum Studium. Durch die große Verschiedenheit in den Zielsetzungen der schulischen Ausbildung in den Ländern ist es leider auch nicht mehr ohne weiteres die Fahrkarte für eine gehobene Position.

Folgen

Schlimmer als diese Niveau-Senkung in der Ausbildung für eine breite Schicht junger Menschen sind zwei andere Probleme. In unserer Jugend sind Hoffnungen geweckt worden, die einfach nicht zu erfüllen sind. Denn kein Volk kann nur von der Arbeit von Professoren, Bankdirektoren oder Generälen leben. Ein Mittelbau und auch ein Unterbau sind lebensnotwendig. Die zweite Folge ist, daß nunmehr viele junge Menschen keinen Arbeits- oder Ausbildungsplatz bekommen, weil sich verschiedene Ausbildungsstufen um die Plätze bemühen. Da sind einmal die starken Jahrgänge. Zum anderen erkennen viele, daß ein Studium doch nicht das Rechte ist. So rangeln also zuweilen gute Hauptschüler mit mäßigen Abiturienten und „abgebrochenen Studenten“ um die gleichen Plätze im „Mittelfeld“.

Volkswirtschaftlich ist das ein Raubbau, der ungeheuerlich ist. Denn ein Hauptschüler, der seinen Beruf erlernt, seinen Wehr- oder Zivildienst abgeleistet hat, beginnt seine produktive Arbeit mit etwa 19 oder 20 Jahren. Er produziert damit Werte und für sich Anteile an der Rente.

Der Abiturient in gleicher Situation ist aber bereits 22 oder 23 Jahre alt, bevor er Leistung erbringt. Und der abgebrochene Student wird volkswirtschaftlich erst produktiv mit 26 oder 28 Jahren. Das ganze Volk hat in dieser Zeit bezahlt für eine Ausbildung, die nicht nötig war. Nun kann man aber sagen: Bildung schadet einem Volk nie. Doch bei allem Bildungsenthusiasmus, er muß bezahlbar sein. Und wir können einfach nicht alles haben: soziale Netze, Bildungshöchststand, Frührente, 35 Stundenwoche, großen Verdienst und was der erstrebenswerten Güter noch mehr sein könnten.

Aussichten

Man muß die Misere wieder in Ordnung bringen. Der junge Mensch muß neben einer Palette guter Grundkenntnisse — auch in Deutsch und Geschichte — Fachkenntnisse erwerben, die ihn alsbald in den Beruf einrücken lassen.

Die jungen Menschen müssen wissen, daß sie in ihrem Leben 2—3 Berufe ausüben werden, daß sie flexibel und lernbereit bleiben müssen.

Das ist ein längerer Weg, der einmal ein Konzept verlangt, das durch Überzeugen mehrheitsfähig wird. Zum anderen muß Erziehungsarbeit geleistet werden, damit Werte erkannt, Tugenden gepflegt werden und Menschlichkeit wieder einen Rang bekommt. Es wird auch vom Dienen aus Einsicht die Rede sein und von jenen unaufhebbaren Werten, die das Christentum lehrt. Eine schwierige Arbeit, die aber geleistet werden muß, wenn nicht eine unabzählbare Hypothek die Zukunft belasten soll.

Ein kluges Volk

Hansjosef Theyßen

Unter Mao gab es ein Schlagwort vom „Eisernen Reisnapf des Sozialismus“. Er versprach jedem Staatsbürger genügend Nahrung. Der Topf war angeblich unerschöpflich. In ideologischer Gleichmacherei erhielt der Faule genausoviel wie der Fleißige und der Intelligente nicht mehr als der Dumme. So wurde langsam der Fleißige faul, der Intelligente stellte sich dumm, und der Reisnapf wurde immer leerer. Zwar waren jetzt alle gleich, aber es war eine Gleichheit der Armut. Dank dieser maoistischen Politik kam das uralte Kulturvolk der Chinesen nicht über das Stadium eines Entwicklungslandes hinaus. Es hinkte abgeschlagen hinter benachbarten aufstrebenden Industrieländern wie Hongkong, Singapur und Taiwan her. Auch dort leben Chinesen. Aber weil ihnen kein Ideologe einen automatisch sich füllenden Reisnapf versprach, verdienten sie sich ihren Lebensunterhalt durch harte Arbeit und wache Intelligenz. Viele brachten es zu Wohlstand, von dem

man im Mutterland nur träumen konnte. Erst Maos Tod brachte für China die Wende. Mit Deng Xiao Ping kam kein ideologischer Träumer, sondern ein pragmatischer Denker an die Macht. Unter ihm schaffte das Reich der Mitte jenen „Sprung nach vorne“, den Mao vergebens propagiert hatte. Bei Deng Xiao Ping wird nämlich wieder Leistung belohnt und Faulheit bestraft, Staatsbürokratie abgebaut und Privatinitiative gefördert. Ideologen murren, das Volk ist begeistert. Zuerst profitieren die Bauern von der neuen Politik. Die unproduktiven Volkskommunen wurden abgeschafft und durch das „Verantwortungssystem“ ersetzt. Jetzt konnte der Bauer wieder seine private Parzelle bestellen und die darauf erwirtschafteten Produkte auf freien Märkten verkaufen. Dank dieser Leistungsanreize stieg allein von 1983 auf 1984 die landwirtschaftliche Produktion um 14,5%, das Pro-Kopf-Einkommen der Bauern wuchs schneller. Immer mehr können sich eigene Häuser leisten. Schon mancher hat das traditionelle Fahrrad mit einem privaten Wagen vertauscht.

Heute schauen die Städter mit Neid auf den wachsenden Wohlstand der Bauern. Sie drängen die Regierung, ihnen gleiche Chancen zu gewähren. China erlebt eine Wende ohne gleichen. Überall wird der rasche Fortschritt sichtbar.

Das maoistische China hat begriffen, daß der angeblich stets volle Napf des Sozialismus rasch leer wird, wenn Leistung bestraft und Freiheit belohnt, wenn Privatinitiative verteuert und Vergesellschaftung verherrlicht werden. Die Chinesen sind eben ein kluges Volk.

P.S. Es soll auch bei uns Leute geben, die die Staatsbürokratie stärken und den Leistungswillen bestrafen wollen.

Neue Armut?

Elke A. Fettweis

8. Konrad-Adenauer-Haus-Gespräch

Zum 8. Konrad-Adenauer-Haus-Gespräch unter dem Motto „Stellt sich die Neue Soziale Frage neu?“ — „Neue Armut“ — „Organisierte Interessen, neue Arbeit“ hatte der Generalsekretär der CDU, Dr. Heiner Geißler, interessierte Bürger und Journalisten eingeladen.

In ihren Einleitungsreferaten legten Geißler und Gerd Muhr, stellv. Vorsitzender des DGB, ihre jeweiligen — bereits bekannten — Positionen dar. Lebhafter wurde die Diskussion bei diesem 8. Gespräch, als sich die Expertenrunde zur Plenardiskussion „öffnete“. Ein Student wandte sich mit der Frage an Muhr, warum in den gewerkschaftseigenen Supermärkten die Milch um mindestens 10 Pfennige teurer sei als in anderen Ladenketten und warum man bei Coop die 35-Stunden-Woche noch immer nicht eingeführt habe.

Peter Gillies, Chefredakteur der Zeitung Die Welt, mußte als Gesprächsleiter sein Versprechen, Überflüssiges abzuschaffen, um ein flüssiges Gespräch zu garantieren, manch-

mal in die Tat umsetzen. Wie Geißler war Wolfgang Zapf, Professor für Soziologie in Mannheim, der Ansicht, daß man die Bevölkerung zum Teilen mit den sogenannten Armen sensibilisieren und vorhandene Systeme an die neuen Gegebenheiten und neuen Interessen der Menschen anpassen müsse (Teilzeitarbeit, befristete Arbeitsverträge etc.). Dr. Renate Merklein, Kolumnistin beim „Spiegel“, argumentierte wie Geißler, daß die Arbeitskraft des Arbeitnehmers nicht teurer sein dürfe als Maschinen, da sonst die Gefahr, den Menschen zu „ersetzen“, bestehe. Einigkeit bestand bei allen Experten darüber, daß es in Deutschland Einzelfälle gebe, die unverhältnismäßig hart betroffen seien. Grundaussage aber war auch, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer — damit auch der DGB — auf den Strukturwandel in der Wirtschaft — von der fließbandgerechten Hand- zur persönlichen Spezialarbeit — mit neuen Ideen und neuen Anstrengungen aufwarten müssen, wenn es gelingen soll, die Arbeitslosigkeit entscheidend zu mindern.

Das Mahnmal der Vertriebenen

Hans Bahrs

Wir fanden uns im Schloß Burg oberhalb der Wupper zusammen, Männer und Frauen aus allen Gauen, die einstmals zum „Großdeutschen Reich“ gehörten, das nur so kurzen Bestand haben und in Blut und Tränen versinken sollte.

Nach einem festlichen Konzert im großen Saal des Schlosses, das mit dem Kaiserquartett endete, versammelten wir uns im Batterieturm zum Gedenken an unsere Landsleute, die aus den alten deutschen Ostprovinzen, aus dem Sudetenland, aus Böhmen, Mähren, der Slowakei und als deutsche Volksgruppen aus ihren jahrhundertealten Siedlungsgebieten in Ost- und Südosteuropa vertrieben worden waren.

Einer, der um die Geschichte des Schlosses Burg und seiner Menschen wußte, erzählte davon, aber er wies uns auch, die wir dicht gedrängt unten im Turmraum, auf den Treppenstufen und auf der Empore standen, darauf hin, daß dieser alte Batterieturm die getretenen Glocken von Königsberg und Breslau berge und er daher ein Mahnmal für alle Vertriebenen sei und Zeugnis für sie ablege, für die noch Lebenden, aber auch für die Geschundenen, Ermordeten, auf der Flucht Erschlagenen. Wir sahen die Skulptur der Gesichtlosen, die die Namenlosigkeit der Opfer symbolisieren sollte, und lauschten dem Klang der Glocken, die seltsam unwirklich, aus dem deutschen Osten kommend, nun hier im Westen ihre klaren Stimmen ertönen ließen.

Einer stimmte das Lied an, das einst der deutsche Arbeiterdichter Karl Bröger gedichtet hat:

„Nichts kann uns rauben
Liebe und Glauben
zu unserm Land.

Es zu erhalten
und zu gestalten,
sind wir gesandt.“

Die letzte Zeile des zweiten Verses klang wie ein feierliches Gelöbnis:

„Deutschland stirbt nicht!“

Jeder der Männer und Frauen sang dieses Lied mit und wußte, es war gerade im Batterieturm, den der damalige Bundespräsident Theodor Heuss als Mahnmal der Vertriebenen eingeweiht hatte, ein Bekenntnis zu Heimat, Volk und Vaterland. Der Glockenspruch von Agnes Miegel aber, den sie aus diesem Anlaß geschrieben hat, wird seine Bedeutung über die Gegenwart hinaus behalten:

„Du hast in Krieg und Schrecken
mich wunderbar bewahrt,
gabst Kraft den müden Herzen
auf später Wanderfahrt.

Gabst Zuflucht im vertrauten,
im herben Wind vom Meer,
führtest zu deutschem Lande
mich gnädig wieder her.

Gabst Dach und Brot, gabst Treue,
die niemals mich verlassen,
lehrtest mich täglich neue,
nichts als den Haß zu hassen.“

Eine politische Stiftung stellt sich vor

Konrad-Adenauer-Stiftung

Einen Einblick in die Arbeit und Aufgaben politischer Stiftungen wollte die Konrad-Adenauer-Stiftung (KAS) den eingeladenen Journalisten vermitteln. Sie sieht ihre Aufgabe in der Förderung der Demokratie im nationalen und internationalen Bereich; wobei sie eine Art Mittlerposition zwischen Politik und Gesellschaft einnimmt. Explizite bedeutet das die praktische Arbeit in vier größeren Bereichen: 1. Politische Bildung (12,3% des Budgets), 2. wissenschaftliche Forschung und Archiv (8,4%), 3. Begabtenförderung (12,6%) und 4. internationale Förderung (60%). Der verbleibende Rest von 6,7% ist notwendig für die anfallenden Verwaltungskosten.

Das Verhältnis zur CDU sei ein ambivalentes, so der Hauptgeschäftsführer Dr. Lothar Kraft, es beruhe auf Nähe und Distanz. Zu betonen sei hierbei, daß die Aufgaben- und Tätigkeitsfelder von Partei und Stiftung keineswegs identisch seien und daß es keine Vermischung zwischen Partei- und Stiftungsfinanzierung gebe und geben dürfe. Da die KAS nun die Aufgabe habe, die christlich-demokratische Politik zu fördern, fühle man sich als Partner der CDU.

Von besonderem Interesse ist der von der Stiftung jährlich ausgesetzte Lokaljournalistenpreis. Er ist der einzige seiner Art und wird unabhängig von der politischen Couleur der

Journalisten vergeben. Überhaupt sind alle im Rahmen der KAS durchgeführten Förderungsprogramme nicht an eine Parteizugehörigkeit gebunden. Wohl aber wird gesellschaftspolitisches Engagement im christlich-demokratischen Sinne erwartet.

Die Arbeit des Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts wurde von dessen Leiter Dr. Hans Joachim Veen vorgestellt. Er hob hervor, daß die KAS, der im übrigen ein dezentrales Organisationsprinzip zugrunde liegt, Meinungsumfragen immer durch parteiungebundene Institute und bei einer Mindestzahl von 3 000 Befragten durchführen lasse, um repräsentative und objektive Ergebnisse zu erhalten.

Reges Interesse erhofft man sich bei der KAS für deren Stand in Halle 15 auf der Hannover-Messe CeBIT '86 (10.—19. März 1986). Beim Fachkongreß „Neue Informations- und Kommunikations-Technologien in der Anwendung“ im Rahmen dieser Messe lautet das Motto in den drei Beratungszentren der KAS: „Anwender beraten Anwender“.

Die sachliche Information auch über die beiden bedeutenden politischen Stiftungen, die anderen Parteien nahestehen — Friedrich-Ebert-Stiftung, Karl Naumann-Stiftung — rundete zusammen mit dem Blick auf die Hans-Seidel-Stiftung, München und die Hermann-Ehlers-Stiftung, Kiel, das Gesamtbild über die besonderen Einrichtungen in einer Demokratie ab.

Alle diese Stiftungen erfüllen eine wesentliche Aufgabe in Gesellschaft und Staat. Man sollte sich ihrer Angebote bedienen.

E.A.F.

Presse — Medien

36. Jahresversammlung der Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse e. V.

Wilhelm Lehmkämpfer

Ablauf:

Die 36. Jahresversammlung vom 22. 10. — 24. 10. 1985 in der Paderhalle in Paderborn verlief programmgemäß. Weihbischof Dr. Paul Nordhues vertrat am Vormittag des 23. 10. die Kurie Paderborn und bekundete das große Interesse der Bischofsbehörde an der Veranstaltung.

Grußworte entboten:

- Dr. Peter Düsterfeld, Zentralstelle Medien;
- Dr. Bruno Holz, UCIP, Fribourg;
- Dr. Laszlo Lucács, Vigilia, Budapest.

Im Vorsitz der AKP fand ein Wechsel statt.

Rund 170—175 Teilnehmer (Verleger und Journalisten) gestalteten — zuweilen mehr als lebhaft — den Ablauf des Geschehens mit und hörten aufmerksam auf das, was Josef Pieper, Hans Heigert sowie der Herr Erzbischof in seiner Predigtansprache ihnen zu sagen hatten.

Die Führung durch das ehemalige Kloster Corvey erwies sich als ein Sonder-Privatissimum des Bruders Adalhard aus der Abtei Marienmünster. Bruder A. ist seit Jahren bemüht, die baulichen Geheimnisse, vornehmlich die der Abteikirche, aufzuspüren und der Welt zu übermitteln. Seine bisher gewonnenen Erkenntnisse hat er mit Erfolg zu Buche gebracht.

Ergebnisse:

a) Jahresbericht 1984/85

Da der bisherige Vorsitzende der AKP, Heiko Klinge, bereits vor Wochen erklärt hatte, daß er nach sechsjähriger Amtszeit für den Vorsitz nicht mehr kandidieren werde, wurde der Jahresbericht 1984/85 mit großer Spannung erwartet. Dieser Bericht erwies sich daher im wesentlichen auch als eine Bilanz seiner Amtszeit. Zwei Gravamina standen im Mittelpunkt dieser Bilanz:

- Erfolge auf der Haben-Seite,
- Mißerfolge auf der Soll-Seite.

Was wurde erreicht? — Erfolge —

„Unsere Zeitschriften — und da schließe ich alle Pressegruppen ein — haben sich in dieser Zeit positiv weiterentwickelt, nach Inhalt und Aufmachung, als moderne Vermittler von Informationen und Meinungen, von Glaubens- und Lebenshilfen, von Unterhaltung.“

Den Verlegern ist es gelungen, trotz sinkender Auflagen und steigender Kosten ihre Unternehmen lebensfähig zu erhalten. Daran haben die AKP und die Zusammenarbeit mit der Medien-Dienstleistungsgesellschaft (MDG) hohen Anteil.

„Der von ihr jährlich erstellte Betriebsvergleich ermöglicht unseren Verlagen, die eigene wirtschaftliche Position besser zu erkennen und notwendigenfalls zu korrigieren.“

„Große Fortschritte konnten wir auf dem Gebiet der Aus- und Fortbildung verzeichnen. Das 1978 angelaufene Projekt Volontärbildung erwies sich sehr erfolgreich. 1983 lief als Pendant zur Volontärbildung das Trainee-Programm für Verlagsführungs-Nachwuchskräfte an. Im ersten Trainee wurden vier Hoch- bzw. Fachhochschulabsolventen in sieben Verlagen ausgebildet; 1986 soll ein neuer zweijähriger Ausbildungsgang erfolgen. Erstaunlich nach Umfang und Angebot ist für einen Verband unserer Größe das Angebot an Fortbildungsseminaren. Ich muß an erster Stelle das AKP/MDG-Seminarprogramm nennen, das Ende 1979 gestartet wurde und sich an Verleger, Redakteure und Bereichsleiter wendet. Sehr bewährt hat sich die 1981 aufgenommene Durchführung gemeinsamer Seminare für Chefredakteure und Verleger, denn sie trugen zum gegenseitigen Verständnis bei oft unterschiedlichen oder scheinbar gegensätzlichen Positionen bei. Ich verweise auch auf die in Zusammenarbeit mit dem Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses (IFPN) veranstalteten Seminare für Redakteure und auf die Fachtagungen für Vertriebs- und Werbeleiter der katholischen und evangelischen Presse.“

Die Gemeinschaftswerbung der AKP hat Ansehen und Bekanntheitsgrad der katholischen Presse gesteigert.

Die Zusammenarbeit mit der evangelischen Presse ist vertieft worden. Sie gipfelte in der ersten gemeinsamen Jahrestagung 1984 in Stuttgart. Gemeinsame Jahrestagungen werden in Zukunft alle drei Jahre stattfinden.

Die AKP ist inzwischen durch Dr. Günther Mees in der Führungsspitze (Schatzmeister) der katholischen Weltunion der Presse (UCIP) vertreten. 1986 werden die UCIP-Informationen in einem Unternehmen, das der AKP angehört, gedruckt.

Das AKP-Zeitschriftenarchiv ist 1981 auf der Basis eines Schenkungsvertrages der kath. Universität Eichstätt (3500 Bände) übereignet worden. Seither liefern die Verlage die weiteren Jahressbände kostenlos der Bibliothek der Universität zu.

Was wurde nicht oder nur mangelhaft erreicht? — Mißerfolge —

„Als gravierendsten Passivposten möchte ich den Auflagenverlust unserer Presse an erster Stelle nennen. Ganz wenige unserer Presseorgane konnten in den letzten Jahren die Auflage steigern; wenige konnten sie halten; die überwiegende Mehrheit mußte, zum Teil sehr herbe, Auflagenverluste hinnehmen. Die Bistumszeitungen verloren in den letzten sechs Jahren rund ein Fünftel ihrer verkauften Auflage. Wenn wir die Gründe für diese negative Entwicklung suchen, müssen wir zunächst einmal an uns selbst sehr ernsthaft die Frage

richten: Haben wir wirklich alles getan, was in unseren Kräften stand, um diesen Verlust zu vermeiden?“

Daß der Auflagenverlust jedoch nicht allein auf eingestandene eigene Fehler zurückgeht, sondern dafür auch andere Gründe mitverantwortlich sind, umriß Heiko Klinge wie folgt:

Wir „dürfen uns eingestehen, daß maßgebliche Gründe für die negative Auflagenentwicklung sich unserer unmittelbaren Beeinflußbarkeit entziehen. Ich denke hier vor allem an den anhaltenden Bindungsverlust der Katholiken, wie er sich in den Ergebnissen von Umfragen über das, was Katholiken wirklich noch glauben, erschreckend offenbart oder aber in den Statistiken über die Teilnahme am aktiven kirchlichen Leben. Ich denke an die fortschreitende Profanisierung unserer Gesellschaft, an Medien, deren Sendungen — von eingekästelten Ghettoaussendungen abgesehen — von religiösen Glaubensinhalten und christlichen Wertvorstellungen fast chemisch rein sind. Wenn aber das Interesse an Kirche und Glauben so sinkt, sinkt parallel damit auch das Interesse an Kirchenzeitungen und religiöser Presse. Hier haben wir die Zeitströmung gegen uns.“

„Ein zweiter Posten der Passivseite, der auch auf die Auflagen nicht ohne Wirkung ist: Von Bischöfen, im Klerus, bei im kirchlichen Dienst stehenden Laien, in Pfarrgemeinderäten und anderen Gremien wurde und wird der Stellenwert unserer Presse noch immer nicht richtig erkannt. Viele Kleriker, kirchliche Funktionsträger und sogenannte Kirchentreue zählen nicht einmal zu unseren Lesern.

Als zweites möchte ich anfügen: Millionen und Millionen hat man sich Kirchliche Akademien und andere Bildungseinrichtungen kosten lassen — gewiß eine gute und wichtige Sache. Aber der Kreis derer, die man über diese Einrichtungen erreicht, beträgt ein Bruchteil unserer Leserschaft! Und man kann noch andere Vergleiche ziehen.

Auch wir haben manche Hilfen erhalten und erkennen das dankbar an. Aber wären Investitionen in die katholische Presse nicht effektiver, effektiver im pastoralen Sinne, gewesen als manche andere? Man sollte sich auch daran erinnern, daß in der Zeit des religiösen Aufbruchs nach dem Kriege bis in die Konzilsjahre hinein, als die Bistumsblätter hohe Gewinne abwarfen, viele Diözesen einen Großteil dieser Gewinne abgeschöpft und für pressefremde Zwecke verwendet haben, statt diese Mittel in die Presseunternehmen zu investieren.“

„Der nächste Punkt im Soll leitet sich zum Teil aus dem Zuvorgesagten ab: Um den Wert der Kirchenpresse richtig zu positionieren, ist in der kirchlichen Hierarchie und im Kirchenvolk ein Bewußtseinswandel noch immer erforderlich. Ein zweiter Bewußtseinswandel ist nicht weniger notwendig: Die Erwartungen an unsere Presse müssen mit den Forderungen der Konzilsdokumente „*Inter mirifica*“ und „*Communio et progressio*“ in Übereinstimmung gebracht werden. Unsere Presse muß diesen Forderungen nach die Wirklichkeit spiegeln und nicht Wunschbilder. Sie muß ungelöste Probleme, die die Menschen bedrücken, aufzeigen und nicht verschweigen. Sie darf Auseinandersetzungen und

Kontroversen in der Kirche nicht mit einem Mäntelchen falscher Barmherzigkeit zudecken und muß offen sein für alle Meinungen. Sie muß voll und ganz Presse sein und damit in der Kirche und für die Kirche alle Aufgaben erfüllen, die Presse sonst in einem freien Staat und einer freien Gesellschaft erfüllt.

Nicht immer hat dieses gewandelte Selbstverständnis unserer Presse bei den Herausgebern und ihren Ämtern Verständnis gefunden. Nicht immer werden Richtlinienkompetenz und Verantwortung des Chefredakteurs für die Blattgestaltung richtig unterschieden.“

„Eine letzte Anmerkung auf der Sollseite. Mit der Neustrukturierung der Kommission der Deutschen Bischofskonferenz 1983 hat die Publizistische Kommission die Zahl ihrer Laienkonsultoren eingeschränkt. Dabei fand auch der Status des AKP-Vorsitzenden und des Sprechers unserer Redakteure als ständige Gäste in diesem Gremium ein Ende. Zwar ist die AKP dann in der Arbeitskonferenz Medien, die der Bischofskommission zuarbeitet, ordentliches Mitglied geworden; und die Publizistische Kommission hat bei konkreten unsere Presse betreffenden Beratungen einen Vertreter der AKP hinzugezogen. Dennoch: Die Tatsache, daß der unverminderten Zahl der Laienkonsultoren der Publizistischen Kommission unserer Bischöfe kein Repräsentant der katholischen Presse mehr angehört, des einzigen wirklichen Mediums der Kirche, erhält schlaglichtartig das, was ich über die Verkennung des Stellenwertes unserer Presse und über einen notwendigen Bewußtseinswandel gesagt habe.“

Dem Thema „Neue Medien“ widmete Heiko Klinge eine — sicherlich berechtigt und auch wohl geboten — besonders kritische Betrachtung. Seine Ausführungen zur Medienpolitik der katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland wiegen schwer, sie lauteten (ungekürzt):

„Vor einem Monat hat die Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz die Beendigung der Versuchsbeteiligung am Ludwigshafener Kabelpilotprojekt beschlossen. Auch wenn es im offiziellen Pressebericht vorsichtiger heißt, ‚eine Beendigung lege sich nahe‘, und beschwichtigend angefügt wird, daß ‚die gemachten Erfahrungen sowohl einer weiteren Nutzung des Ludwigshafener Studios als auch der kirchlichen Medienarbeit insgesamt zugute kommen‘ würden, so bedeutet das dennoch das Begräbnis dieses 1981 von den Bischöfen beschlossenen und zum Jahresbeginn 1984 angelaufenen Experimentes.

Etwas differenzierter fiel die gleichzeitige Entscheidung der Bischöfe zum kirchlichen Bildschirmtext-Engagement aus. Die Empfehlung an die Diözesen, nach der Experimentierphase ‚ihr jeweiliges Btx-Angebot den Versuchsergebnissen und den örtlichen Gegebenheiten entsprechend zu gestalten‘ (so der Pressebericht), legt lediglich nahe, Sauerstoffzufuhr und Tropf für den Patienten nicht sofort abzuschalten; ob Exitus oder nicht, ist noch offen.

Nach diesen Beschlüssen, bleibt von einem Blüentraum nur welkes Laub und kaum die Hoffnung, daß die gepflanzten Bäumchen jemals grünen werden.

Kann man den Medienverantwortlichen der Kirche zum Vorwurf machen, daß sie — in offensichtlicher Überbewertung der neuen Medien — sich engagiert haben? Bestimmt nicht. Wenn alle relevanten Gruppen unserer Gesellschaft hier aktiv wurden, wenn die Kirche die Chance sah zu neuen Wegen der Verkündigung, durfte sie nicht zurückstehen. Nicht daß sie sich engagierte, sondern wie, mit welchen Kräften oder auch unter Ausschaltung welcher Kräfte, sollte Gegenstand kritischer Retrospektive und Kalkül für weitere Planungen sein.

In unserer Verbandsarbeit spielten die neuen Medien eine wichtige Rolle. Nach den Wahlen 1979 hatte der neue Vorstand der AKP ‚neue Medien‘ zum Schwerpunktthema der Verbandsarbeit erklärt; und er hat dies nach seiner Wiederwahl 1982 nochmals bekräftigt. 1980 wurde unsere ‚Arbeitsgruppe neue Medien‘ gegründet, die sich sehr intensiv mit diesem Sachgebiet befaßte und zahlreiche Gespräche mit entsprechenden Institutionen führte. 1983 startete unsere Geschäftsstelle einen eigenen Dienst ‚Informationen Neue Medien‘. Die neuen Medien waren Hauptthema auf unseren Jahresversammlungen 1980 und 1983 sowie auf den Verlegerkonferenzen 1980, 1982 und 1983, und auf allen Tagungen sonst wurde das Thema irgendwie behandelt.

Schon auf ihrer ersten Sitzung 1980 richtete die ‚Arbeitsgruppe neue Medien‘ an den AKP-Vorstand den Vorschlag, eine Gesellschaft katholischer Presseverlage zur Wahrnehmung ihrer Interessen im Bereich neue Medien zu gründen. Seine Weiterverfolgung mit den evangelischen Kollegen in der Fachgruppe des VDZ führte dann zur Gründung der ‚Mediengesellschaft Konfessioneller Zeitschriften‘, die im Dezember 1983 von 31 Verlagen vollzogen wurde.

Der AKP-Vorstand führte im Juni 1980 mit dem Vorsitzenden der Publizistischen Kommission der Bischofskonferenz, Bischof Moser, ein Gespräch über die Aktivitäten der Kirche im Bereich neue Medien. Ein weiteres Gespräch mit Bischof Moser zum gleichen Thema folgte im April 1981, und an ihm nahm auch Prälat Schätzler als damaliger Leiter der Zentralstelle Medien und Pater Weich als damaliger Verantwortlicher für das kirchliche Experiment Ludwigshafen teil. Die vielen weiteren Gespräche, die der Vorstand noch führte — u. a. mit dem neuen Zentralstellenleiter Dr. Düsterfeld — kann ich nicht alle hier aufzählen.

Bei all diesen Gesprächen haben wir immer wieder gefordert, sich bei den Planungen und Experimenten oder Pilotprojekten der katholischen Kirche im Bereich neue Medien doch des journalistischen Sachverstands und Könnens unserer Redakteure sowie des publizistischen Gespürs und Wissens unserer Verleger zu bedienen. Im Juli 1982 leiteten wir allen Bischöfen, Generalvikaren und mit Medienfragen befaßten kirchlichen Stellen und Personen ein Arbeitspapier zu, das Grundsätze und Vorschläge für die Zusammenarbeit zwischen Kirchenpresse und kirchlichen Arbeitsstellen im Bereich neue Medien enthielt. Nach dem Beschluß der Bischofskonferenz für ein bundesweites kirchliches Bildschirm-Engagement hat der AKP-Vorstand an die Verantwortlichen appelliert, die Bistumszeitungen dabei einzuschalten. Diesem Appell folgte die Übersendung eines Arbeitspapiers

an den vorgenannten Empfängerkreis, in dem das Modell der Diözesen Hildesheim und Osnabrück, wo die Kirchenzeitungen damit betraut worden waren, als Entscheidungshilfe für die Einrichtung regionaler Btx-Redaktionen vorgestellt wurde.

Sehen wir von den beiden vorgenannten Diözesen ab, so müssen wir feststellen, daß alle unsere Forderungen nach Mitarbeit und Angebote zur Mitarbeit in den neuen kirchlichen Medienprojekten vergebens waren. So wurden Chancen verpaßt, weil vorhandenes Fachwissen nicht genutzt wurde; wurde dilettantisch gearbeitet, statt professionell.

Hier setzt, ich glaube mit Recht, unsere Kritik an der Medienpolitik unserer Kirche in den vergangenen Jahren an. Und wenn dieser Vorwurf für die Btx-Zentrale und auch für die eine oder andere Btx-Regionalstelle weniger gilt und beim Btx die Gründe für den Mißerfolg vor allem in der Zahl der Teilnehmer liegen, die knapp 30000 statt der von der Bundespost prognostizierten 400000 erreicht, es war dennoch ein Fehler, die kirchliche Btx-Arbeit im luftleeren Raum anzusiedeln, statt sie bestehenden Einrichtungen anzugliedern.

So wird von den vielen Hoffnungen sich letztlich eine nur bald konkretisieren: wenn in den beiden niedersächsischen Diözesen auf der Basis der Mediengesetzgebung dieses Landes die Verlage der Bistumszeitungen demnächst in den privaten Hörfunk einsteigen können. Die personellen und technischen Vorbereitungen sind bereits getroffen. Aber auch für die Diözesen Bamberg und Trier bahnen sich ähnliche Lösungen vernünftiger Zusammenarbeit an.

Bei einer Begegnung Anfang dieses Monats war ich mit dem Leiter der Zentralstelle Medien, Dr. Düsterfeld, darin einig, daß ein bundesweiter Rundfunksender unserer Kirche, von dem in letzter Zeit soviel die Rede ist, aus technischen, medienrechtlichen und finanziellen Gründen derzeit nicht zu verwirklichen ist. Was bleibt also? Welche Konsequenzen müssen gezogen werden?

Sicher nicht die, daß die Kirche in puncto neue Medien einen Schlußstrich ziehen sollte für immer. Das kann sie nicht als wichtiger Faktor unserer Gesellschaft und ebensowenig als Träger ihres Verkündigungsauftrags, bei dessen Erfüllung sie sich auch modernster Übermittlungstechniken bedienen muß. Aber wir erwarten von den Medienverantwortlichen in unserer Kirche klare Konzeptionen für den publizistischen Bereich und einen offenen Dialog mit allen, denen an einer effektiven kirchlichen Medienarbeit gelegen ist; nicht zuletzt also mit uns. Und wir erwarten, daß nach den erfrorbenen Blüenträumen von Ludwigshafen und beim Bildschirmtext die kirchliche Presse mit Priorität in das Blickfeld kirchlicher Medienpolitik gestellt wird. Denn diese Presse ist immer noch das einzige handfeste Medium, das die Kirche hat.“

b) Referate

Professor Josef Pieper äußerte Grundlegendes zum „Berufsethos des christlichen Publizisten“. „Zwei Dinge: den Mißbrauch der Sprache und den Mißbrauch der Macht“, stellte er in einen Zusammenhang. „Platons Kampf mit den Sophisten in der Antike“ wertete P. als „Modellfall für unsere Situation heute“.

Oberste Sorge des Journalisten sei es, sich der Wahrheit verpflichtet zu wissen und das Wort an der Sache zu orientieren. „Sobald die Ausrichtung des Wortes nicht mehr an der Sache orientiert ist, hört die Wahrheit auf. Wer sie in einer Debatte nicht erkennt, schmeichelt nur“. Schmeichelei definierte Professor Pieper als Gerede um des eigenen Vorteils willen. „Es besagt nichts, es bezweckt nur.“ Als beispielhaft dafür qualifizierte er die „Werbetexte der Wirtschaftskonzerne“, die „den einzelnen mit Hilfe tiefenpsychologischer Forschung in Dienst“ nähmen: „simpler, hochkalkulierter und hochfinanzierter Nonsens“.

Hans Heigert beschäftigte sich in seinem Referat mit der Interessenkonkurrenz zwischen der Informationspflicht des Journalisten und dem Schutzbedürfnis des Individuums. Er konzentrierte sich dabei weitgehend auf die Frage, „ob das juristische Arsenal ausreiche, vor den ‚eitlen Gesellen, windigen Burschen, selbstgerechten Paschas‘ der Sensationspostillen zu schützen“.

H. schlug vor, die Richtlinien des Presserates zu verschärfen und sich dann auch daran zu halten.

c) Wahlen

- Neuer Vorsitzender der AKP:
Dr. Günther Mees, Münster, Bistumspresse,
(Chefredakteur „Kirche und Leben“)
- Stellv. Vorsitzender:
Heiko Klinge, Hildesheim, Bistumspresse,
(Leiter des Birnward-Verlages, zgl. Sprecher der Verleger).

Abschließend bleibt festzuhalten:

- Paderborn war der 36. Jahresversammlung der Arbeitsgemeinschaft Katholische Presse e. V. ein großzügiger Gastgeber.
- Die Exkursion in den Nethegau und zur ehem. Reichsabtei Corvey haben das Wissen um diese Region und die großartigen kulturellen und ökonomischen Leistungen der Söhne Benedikts aus Frankreich und dem Sachsenland bereichert und vertieft.

Jahrestagung der Gesellschaft Katholischer Publizisten

Die Jahrestagung der GKP fand in diesem Jahr (7.—9. 11. '85) in Freiburg statt. Thematik: „Braucht die Kirche einen eigenen Rundfunk?“

Die Gespräche im Herder-Verlag und die Vorträge der verschiedenen Programm-Direktoren — ARD München; Radio-Télé-Luxembourg — zeigten eindeutig: Die neuen Medien kommen. Zugleich aber wurden die unterschiedlichen Standpunkte klar; während die Vertreter der derzeitig öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten darauf hinwiesen, daß

den Kirchen hier gute Sendebedingungen gegeben würden, räumten die Vertreter privater Rundfunkanstalten den Kirchen aber nur gewisse Möglichkeiten ein, ihre Botschaft zu senden.

In der abschließenden Podiumsdiskussion wurde noch einmal der unterschiedliche Standpunkt deutlich.

Vertreter freier journalistischer Arbeit (z. B. Dr. H. Boverter) hatten eine andere Auffassung als diejenigen, die in einer öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalt tätig sind. So kam auch am Schluß der Mitgliederversammlung keinerlei einheitliche Meinungsbildung für oder gegen die Beteiligung der Kirche am privaten Funk und Fernsehen zustande.

Generell wurde jedoch sichtbar, daß eine Beteiligung am privaten Hörfunk durchaus im Bereich der Möglichkeit ist.

H.F.

Pressekonferenz der ZdK

Am 22. November 1985 hatte das Zentralkomitee der deutschen Katholiken zu einer Pressekonferenz geladen. Auf dieser Konferenz lagen die Schwerpunkte bei

- dem Bericht zur Lage;
- den Initiativen zum Schutz des ungeborenen Kindes;
- der Vorlage der Kommission 8 „Jugend — Hoffnung der Kirche“;
- dem Bericht über „neues Kirchenrecht“;
- der Diskussion über die Lineamenta der Bischofssynode 87 und
- dem Bericht über den Katholikentag '86, Aachen.

Präsident Professor Dr. Hans Maier würdigte in seinem Lagebericht besonders das Treffen zwischen US-Präsident Reagan und dem sowjetischen Parteichef Gorbatschow.

Er knüpfte daran die Erwartung — aller Menschen —, daß die Politik der Kriegsverhütung Konturen gewinnen möge, die über das labile Gleichgewicht der Abschreckung hinausführen könnte.

Bei dem Auftrag für den Schutz des ungeborenen Kindes sind folgende Punkte besonders interessant:

- Schwangerschaft geht nicht nur die Frau, sondern auch den Mann an. Seine Mitverantwortung ist stärker betont und wird eingefordert.
- Dem Mißbrauch des § 218 muß ein Riegel vorgeschoben werden.
- Die Finanzierung von nicht medizinisch indizierten Schwangerschaftsabbrüchen durch die Krankenkassen muß beendet werden.

- Neben einer Reihe von Verbesserungen der gesetzlichen Vorschriften soll die Beratung zur Überwindung der menschlichen Konfliktsituation verbessert werden.

Die anderen Beratungspunkte werden noch ausführlich behandelt.

Auf die Ergebnisse wird von Fall zu Fall zurückzukommen sein.

H.F.

Seminar der AKP für Verleger und Chefredakteure

Unter dem Thema: „Das Wort in der katholischen Publizistik“ fand vom 26. bis 28. November 1985 in München ein Seminar für Verleger und Chefredakteure katholischer Zeitschriften und Zeitungen statt.

Dieses Seminar wurde in Verbindung mit der Medien-Dienstleistungs GmbH (München) durchgeführt. Es wurde versucht, den Vertretern von katholischen Zeitschriften und Zeitungen die Möglichkeit zu geben, sich über die Sprache und ihre Bedeutung für die Medien zu informieren. Renommiertere Professoren und Redakteure weltlicher Medien standen zu Vorträgen, aber auch zu Diskussionen bereit.

Wertvolle Anregung für die Gestaltung sowohl der gedruckten als auch der neuen Medien wurden gegeben. Es wurde nicht bestritten, daß das schriftliche Wort weiterhin von Bedeutung sein wird.

Aber die neuen Medien wurden von vielen Vertretern der Schrift als eine Informationsform der Zukunft angesehen. So wird sich nicht umgehen lassen, daß den neuen Medien von seiten der Kirche viel Aufmerksamkeit geschenkt werden muß.

München als Standort bot dann natürlich auch die Möglichkeit, sich intensiv über neue Techniken zu informieren. Vom computer gesteuerten Satz bis zu ebenso betriebenen Umbrucharanlagen konnte man die Vielfalt neuer Möglichkeiten in Augenschein nehmen.

Insgesamt eine Tagung, die durch ihre intensive Auslastung anstrengend, aber auch fördernd war.

H.F.

Diabolos am Werk?

Oder kirchliche Medienpolitik auf dem Weg ins Abseits?

Walter Karsch

Situation

Die kirchliche Medienpolitik ist schwer zu durchschauen. Zuweilen hat man sogar den Eindruck, als betreibe man eine Art Verwirrspiel. Des öfteren aber sieht es auch nach Ratlosigkeit aus.

Der Verfasser erinnert sich noch gut an eine Veranstaltung, auf der ein hoher geistlicher Würdenträger emphatisch nach einer Video-Kamera für jede Pfarrei rief, damit die „strahlenden Ereignisse“ des Gemeindelebens — von Goldhochzeit bis zur Kindtaufe — eingefangen, am nächsten Wochentag den staunenden Gläubigen vorgeführt werden könnten. Dann wieder betonte man die guten Dienste der öffentlich-rechtlichen Funk- und Fernseh-Häuser. Zu gleicher Zeit setzte man mit relativ hohem Aufwand die „Laienspielschar“ von Ludwigshafen „in den Sand“. Und nun mußte man den untauglichen Versuch — Fachleute hatten schon vorher abgeraten — abbrechen.

Hört man die Vertreter der etablierten Medien, dann ist die Kirche mit festen Sendezeiten immer dabei. Ein 100%iger Service. Aber man verschweigt — oder will nicht sehen —, daß vor und nach den kirchlichen Sendungen eine Auswahl von Darstellungen abläuft, die dem Christentum Hohn spricht.

Man schlägt sich auf die Schultern — die öffentlich-rechtlichen — und preist die großartige Leistung beim Papstbesuch. Man verschweigt aber, daß es eine Menge Sendungen gibt, die die Kirche und den Glauben ganz schön in Mißkredit bringen. Dabei liegt die Gürtellinie zuweilen recht tief.

Die Kirche selbst scheint mit der Entsendung ihrer Vertreter in die Funkhäuser auch nicht immer so ganz gut beraten gewesen zu sein und hat — allem Anschein nach — zuweilen nicht die überzeugendsten „Anwälte“ in die Gremien entsandt.

Nun werden die neuen Medien kommen. Ganz gleich, welche Querelen man in Deutschland noch erfinden wird. Die Technik wird es möglich machen, daß die Woge über Funk und Fernsehen aus dem Ausland zu uns überschwappt. Es ist also höchste Zeit, daß man in Deutschland handelt. Wenn die Ministerpräsidenten nicht bald zu einer Lösung finden bzw. sich einige Länder noch lange querstellen, dann könnte es geschehen, daß die Privatwirtschaft (Verlage) sich „auswärts“ orientiert. Dann werden nachteilige Folgen bei uns hängenbleiben. Das geht von der Unmöglichkeit, auf die Programme einzuwirken (auch nicht mehr von seiten der Kirchen) bis hin zum Verlust möglicher Arbeitsplätze in den Redaktionen und bei der Technik.

Wenn ein Mann wie der ehemalige Bundeskanzler H. Schmidt sich vom harten „Nein“-Sager (29. Sept. 1979) zum „Talkmaster“ in der Fernseh-Tochtergesellschaft eines renommierten Presseverlages wandelt, dann sollte das zu denken geben (vgl. UP-Infodienst 103/85 v. 18.11.1985). Aus der Situation wird deutlich, daß es nur noch eine kurze Zeitspanne möglich ist, hier gestaltend mitzuwirken — auch für die Kirchen.

Die Bedenken

Nun äußern sich natürlich Vertreter der Kirchen. Aber leider fast immer zu Randthemen. Es ist eine reine Utopie, zu glauben, daß man den Sonntag völlig werbefrei halten könne. Die Übertragung einer örtlichen kleinen Sportveranstaltung, die den „Großen“ zu gering ist, die aber im engen Kreis der Region ihre Fernseh-Fans findet, bringt indirekt durch

„Trikot- und Bandenwerbung“ die Werbung ins Haus. Das läßt sich einfach nicht ändern. Selbst bei frommen Veranstaltungen — Prozessionen — wird man Wege finden —, durch einen kleinen Beitrag an die Gesellschaft — das „Wirtshaus zum goldenen Lamm“, in dem die Prozessionsteilnehmer anschließend zum erfrischenden Trunk einkehren werden, einige Sekunden länger im Bild stehen zu lassen — und das ist schon Werbung.

Man sollte Bastionen, die nicht zu halten sind, nicht verteidigen. Was man aber machen könnte, wäre, die Zeiten der Gottesdienste — z.B. sonntags von 8.00 bis 12.00 Uhr — von Werbung freizuhalten. Aber bedenken sollte man, ob die Fernsehsüchtigen wirklich wegen der Werbung im „Kanal“ der Kirche fernbleiben. Es bedarf hierzu einer abgewogenen Stellungnahme der Kirche. Und man könnte überlegen, ob in dieser Zeit bezahlte kirchliche Sendungen ausgestrahlt werden können.

Andere Bedenken beziehen sich auf die Finanzierbarkeit und vor allem die Folgekosten. Fernsehen, besonders wenn aufwendige Studio-Arbeiten oder große Komparserien notwendig sind, ist teuer. Die Technik ist auch nicht billig. Aber da wäre denkbar, daß man gerade kirchliche Sendungen mit den Laien machen kann.

Außerdem muß es nicht sofort das Fernsehen sein. Man könnte — und zwar sehr bald — mit Rundfunk beginnen. Hier sind die Preise noch niedrig und stabil.

Ein Plan

Vorher aber müßte man seitens der Kirche wissen, was man will. Dann sollte man überlegen, was es kostet. Ein Blick in die Haushaltspläne sagt dann, was sich machen läßt. Dazu bedarf es aber der Mithilfe von Fachleuten. Und Fachleute gibt es im Bereich der Medien genug. Man sollte auch inzwischen bei den kirchlichen Behörden wissen, wo die „viri probati“ in den Medien sitzen.

Es wäre gut, wenn eine Arbeitsgruppe seitens der Bischofskonferenz nach einer Einweisung über die Möglichkeiten eine *Programmforderung* an die Medien entwickelt. Eine weitere Arbeitsgruppe aus MDG, AKP und anderen katholischen Gruppen könnte auflisten, was zu welchem Preis nun zu machen ist.

Ein anerkannter Presse-Medien-Mann als Koordinator könnte die Arbeiten beider Gruppen aufeinander abstimmen und das Ergebnis der Bischofskonferenz zur Genehmigung vorlegen.

Das ist keine Arbeit, die Jahre braucht, sondern die in den Umrissen in kurzer Zeit erledigt werden kann. Es sind auch keine neuen Planstellen notwendig, sondern nur die Erarbeitung eines geistigen Konzepts. Mit der Ausführung müßte dann eine der kirchlichen Medienstellen beauftragt werden.

Man muß sich auch einmal darüber klar werden, welcher Bedarf an kirchlichen Sendungen überhaupt besteht. Zweifellos wird man nicht einen ganzen Tag Predigt an Betrachtung und Betrachtung an Predigt reihen können.

Aber es wäre denkbar, daß morgens eine kurze Betrachtung, frohe Musik und kirchliche Nachrichten ihre Hörer finden würden.

In den Nachrichten müßte vor allem das spezifisch Christliche erkennbar sein, nämlich das, was in den anderen Medien nicht gesagt oder bewußt verschwiegen wird.

Es darf der Gottesdienst für die Alten und Kranken nicht fehlen. Es wäre auch sinnvoll, wenn man die Nachrichten aus der Weltkirche durch Übernahme von Info-Blöcken von Radio Vatikan, aus Kathpress oder KNA ergänzen könnte. Daß der Osservatore zumindest einmal wöchentlich eine Zeit bekommt, ist eigentlich ebenso selbstverständlich wie der eigene „Block“, den das jeweilige Bistum und möglicherweise auch Stadt- oder Kreisdekanate bekommen.

Es muß ebenso garantiert sein, daß die Deutsche Bischofskonferenz ihr Wort für alle Bundesbürger (und Nachbarn) hörbar macht.

Wenn man eine drei- oder vierstufige Gliederung

- Weltkirche
- Deutschland
- Bistum
- Region (Stadt-Kreisdekanate)

einführen könnte, dann wäre ein Rundfunkprogramm leicht zu erstellen.

Leider scheint aber bis jetzt der „Durcheinanderwerfer“, der Diabolos, noch am Werk zu sein. Wenn der eine von Inhalten spricht, wirft „er“ die Kompetenzfrage in die Diskussion. Ist diese Frage geklärt, spricht „er“ vom Geld. Tauchen Möglichkeiten zur Überwindung der Schwierigkeiten auf, stellt „er“ die Frage nach der Zeit, der Werbung, dem Sportanteil, der Stellenbesetzung usw. Und scheint alles einsichtig und geklärt, rühmt „er“ den Vorzug einer öffentlich-rechtlichen Institution, in der jeder seine bestimmte Zeit hat. Das aber bedeutet, daß außer dem Wort zum Sonntag und den Übertragungen an „heiligen Tagen“ — zu Zeiten, an denen der Braten schon im Ofen schmort —, der „Menschenfreund“ Diabolos sein Unwesen in allen anderen Sendungen nach Belieben treiben kann. Da kommen die Superliberalen in Sitte und Moral ebenso zu Wort wie die Edelmateriellen, die alles möglich zu machen vorgeben und allesamt „beweisen“, daß es Gott nicht gibt.

Wir aber sollten wollen, daß diesem teuflischen Durcheinanderwerfer das Handwerk gelegt wird, indem das Wort, das einzig wesentlich ist, weil es von Gott kommt, mit den Mitteln, die aus seiner Schöpfung stammen, auch seinen Geschöpfen gesagt wird — und das in einer anziehenden und vom heutigen Menschen begreifbaren Form. Dann gerät die Kirche in den Medien nicht ins Abseits.

Neues vom Fehlerteufel

Liebe Leserinnen und Leser!

Dieser „Diabolos“, der Durcheinanderwerfer, hat wieder einmal Unheil angerichtet.

Obwohl ich sicher bin, daß Sie es schon bemerkt haben, entschuldige ich mich für sein frevelhaftes Tun.

- Im Inhaltsverzeichnis Heft 150 unter der Seitenzahl 83 muß es natürlich heißen: „Denn der Friede bleibt ein gefährdetes Gut“*
- Im gleichen Heft, Seite 94, 8. Zeile von unten muß es heißen: — Bundesrepublik*
- Und im gleichen Artikel, Seite 95, letzte Zeile von unten ist das „Süd“ bei den „Nord“-Staaten zu streichen.*

Den Anrufern danke ich für das aufmerksame Lesen. Bleiben Sie uns trotz der Fehler wohlgesonnen.

Ihr Helmut Fettweis

Aus GKS und PGR

Ulm

Wallfahrt der Ulmer nach Rom

Eckart Laskowski

An einem Samstagmorgen um 6 Uhr, zu einer sehr unchristlichen Zeit, versammelten sich 90 Mitglieder der Militärpfarrgemeinde und GKS Ulm auf dem Münsterplatz in Ulm, um in zwei Bussen eine Wallfahrt nach Rom zu unternehmen.

Planung und Organisation waren so perfekt, daß man sich eher an eine Welt- als an eine Pilgerreise erinnert fühlte. Frohgestimmt und zügig fuhren wir durch die malerische Schweiz in ihrer herbstlichen Farbenpracht über den majestätischen San Bernadinopaß mit seinen vielen Kehren, Kurven und Tunneln der Ewigen Stadt entgegen.

Es wurde eine lange Reise, und spätestens am Abend fühlte ein jeder, daß diese Fahrt keine Sightseeing-Tour werden würde, sondern eine echte Wallfahrt.

Erstes Etappenziel war die Stadt Assisi in Umbrien, der Geburtsort des Poverello Franz, dem Nationalheiligen Italiens und die Wirkungsstätte der heiligen Klara.

Die Stadt lag schon in der Abenddämmerung, was ihren mittelalterlichen Charme noch unterstrich, als uns die Grabeskirche des heiligen Franziskus mit ihrem monumentalen Sacro Convento der Minoriten, einem der drei Teillorden der Franziskaner, zur Rast aufforderte. Doch wir waren schon zu müde, um noch mehr Wissen und weitere Begegnungen am Abend aufzunehmen. Ein Spaziergang und eine kleine Erfrischung auf dem Marktplatz dieser einmaligen Stadt gaben uns die notwendige Erbauung.

Am nächsten Morgen, einem Sonntag, besuchten wir die Wirkungsstätten des heiligen Franziskus, wie den alten Dom, seine vermutliche Geburtsstätte, die Chiesa Nuova, die Kirche Santa Klara mit dem berühmten Damianskreuz und dem Grab der heiligen Klara und den Dom San Ruffino. Weiter ging es dann zum mittelalterlichen Stadtplatz, an dem sich der ehemalige Minervatempel erhebt, der längst zu einer christlichen Kirche umgewandelt worden ist.

Auf dem Weg zur Grabeskirche sahen wir die älteste Glocke des Kirchleins St. Stefan, die der Legende nach den Tod des heiligen Franz selbständig eingeläutet hatte.

Die Grabeskirche des Franziskus, eine Doppelkirche mit herrlichen Fresken von Giotto, mit Moltiven aus dem alten Testament und dem Leben des Heiligen in der Oberkirche und Szenen aus dem neuen Testament und dem Wirken des Poverello in der Unterkirche, erinnert stark an die Kirche in Jerusalem. In der Krypta befinden sich die Steinsärge des heiligen Franz und seines Mitbruders Leo, die damals wie heute verehrt werden.

Als Ulmer, die wir mit den Staufern selbst eng verbunden sind — Ulm war einst eine Stauferpfalz —, erfreute uns besonders die Burg Rocca Maggiore, in der einst hoch über der Stadt Kaiser Friedrich II. seine Jugendjahre verbrachte.

Nach einem eindrucksvollen und ausgefüllten Nachmittag ging es dann dem Ziel der Wallfahrt, der Stadt Rom, entgegen.

Bevor wir sie erreichten, predigte uns Dekan Mattenschlager auf einem kargen Acker in einem Gottesdienst über den Sinn des Lebens des heiligen Franziskus. Gerade hier in Umbrien, und so muß es wohl auch zu Lebzeiten des Heiligen ausgesehen haben, kann man seine Lehre verstehen und sie auch in unsere heutige Zeit übertragen.

An Franziskus erkennen wir unsere schönsten Vorstellungen, unsere tiefsten Sehnsüchte, unsere kühnsten Träume von Liebe, Freiheit, Freude und erfülltem Leben wieder. In seiner Lebenseinstellung und in seinem Lebensstil sehen wir sie schön einmal realisiert, auf eine originelle Weise. Wir spüren ganz instinktiv, auch wenn wir ihn wenig kennen, daß er uns viel zu sagen und zu geben hat. Er war es, der den Sinn des Kreuzes, das Zeichen des Vertikalen und Horizontalen als Hinwendung zu Gott und zu den Mitmenschen in besonderem Maße verstanden und gelebt hat. Er liebte Gott mehr als die Menschen, aber er vergaß dabei seine Mitmenschen nicht, er nahm sich der Aussätzigen, der Armen und Verachteten, ja jedes Lebewesens und jedes Lebens in der Natur an. Wir suchen die Erinnerung an Franziskus, da die Erinnerung nicht nur schön, sondern auch heilsam ist. Die Denk- und Lebensweise des heiligen Franz in unsere Zeit umzusetzen, heute „franziskanisch“ leben, der Sehnsucht von vielen Menschen entgegenzukommen läßt eine Utopie zur Wirklichkeit werden.

Und wieder neigte sich ein Tag seinem Ende zu, als wir schließlich Rom erreichten. Für die meisten von uns war das Leben in dieser Drei-Mill.-Stadt mit ihrem für deutsche Verhältnisse chaotischen Straßenverkehr verwirrend, ja lebensbedrohlich. Zu unserem Glück meisterten unsere Busfahrer aber stets die Situation und brachten uns immer wohlbehalten an unser Ziel.

Anders als in Assisi, nun schon pilgererfahren, zog es uns zu später Stunde auf den fast menschenleeren Petersplatz. Dekan Mattenschlager nutzte die Ruhe und Gelegenheit zur Schonung seiner Stimme und führte uns hier in einem einstündigen Vortrag in die Geschichte des römischen Staates und unserer Kirche ein.

Den ersten Gottesdienst in Rom feierten wir in der größten Kirche der Christenheit, in St. Peter. Predigthema war, und wie könnte es auch anders sein, Petrus — ein Mensch wie du und ich. Das Thema war so aktuell, daß wir noch lange über die Worte unseres Dekans nachdenken mußten.

Für alle verblüffend war es, an einem ganz normalen Werktag die nicht endenwollende Schar von Menschen, die diesen Dom besuchten, anzutreffen, so daß ein Dirigieren notwendig wurde. Allein die Größe dieser Basilika ist überwältigend, und doch sind es immer wieder die kleinen Dinge, die das Augenmerk des Betrachters auf sich ziehen. Wie fasziniert waren wir auf der einen Seite von der Pieta Michelangelos, die er im Alter von 25 Jahren schuf, und auf der anderen Seite von der andächtigen Stille am Petersgrab. Dieses wahrhaft monumentale Gotteshaus mit seinen gewaltigen Längen- und Raumdimensionen spricht für sich. Man kann es nicht bloß beschreiben, man muß es einfach erleben.

Ein Blick von der Kuppel auf die Vatikanstadt und die vatikanischen Gärten, aber auch auf Rom läßt uns erkennen, was einstige Generationen an Bauwerken geschaffen haben. Die Vogelperspektive läßt alle Maßstäbe einfach schrumpfen.

Im Schatten von St. Peter war der Besuch auf dem Campo Santo Teutonico für uns mehr als eine Pflichtübung. Der Friedhof, 799 n. Chr. erstmals erwähnt, entpuppte sich als ein

ruhiges und schönes Plätzchen inmitten der unruhigen Metropole Italiens. — Wir fanden Namen von bekannten deutschen Größen, die hier ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. So manch einer fühlte sich ganz einfach zurückversetzt in die Geschichtsstunde seiner Jugend. Nicht weit entfernt von diesem Friedhof gelangten wir dann zur Engelsburg mit der sich daran anschließenden Engelbrücke, die über den Tiber führt. Erstmals als Mausoleum für Kaiser Hadrian und seine Nachfolger konzipiert, wurde die Engelsburg als eine vorge-schobene Bastion in eine Festung umgewandelt. Stets diente sie hohen Persönlichkeiten und Päpsten als Zufluchtsstätte. Aber sie wurde auch als Gefängnis genutzt. Der Name Engelsburg beruht auf einer Vision Papst Gregors des Großen, als er im Jahre 590 n. Chr. während einer Pestepedemie auf den Zinnen des Bauwerkes den Erzengel Michael sah, wie dieser sein Schwert in die Scheide steckte. Er deutete dies als das Ende der Pestepedemie, wie es dann auch tatsächlich zutraf. Die Engelstatuen auf dem Brückengeländer über dem träge dahinfließenden Tiber tragen die grausigen Marterwerkzeuge Jesu. Wie erstaunt stellten wir fest, daß ein Lächeln auf ihren Gesichtern liegt. Grausamkeit und Vergebung können wohl nicht eindrucksvoller dargestellt werden.

Weiter ging es zum Pantheon oder, wie es offiziell heißt, zur Santa Maria della Rotunda, deren schweres antikes Bronzeportal den Besucher zur Besichtigung einlädt.

Das Pantheon ist der imposanteste Rundbau der Welt und gleichzeitig das am besten erhaltene antike Bauwerk Roms. Vielen amerikanischen Regierungsgebäuden hat es Pate gestanden.

Schon 27 v. Chr. stand hier einmal ein Tempel gleichen Namens, der jedoch durch einen Brand zerstört wurde. In den Jahren 120—125 n. Chr. wurde der heutige Bau errichtet. Die kultische Bestimmung in damaliger Zeit ist auch heute noch unklar. War er den 7 Planeten als Gottheit geweiht? Dafür sprechen die 7 Nischen mit ihren Altären. Oder war das Pantheon ein Symbol des Himmelgewölbes, in dem die Kuppel das Himmelszelt und die 9 m breite Öffnung die Sonne bedeutet?

609 n. Chr. gelangte der heidnische Tempel als Geschenk an Papst Bonifatius IV., der hier die Gebeine vieler Märtyrer beisetzen ließ.

Wir alle kennen noch heute den Weihetag dieses Gebäudes — Allerheiligen. Wer denkt schon daran, daß der Papst an diesem hohen Festtag hier die Heilige Messe feiert?

In dieser Kirche befinden sich auch das Grab des Madonnenmalers Raffael und die Gräber der italienischen Könige des 19. Jahrhunderts. Aber sollten wir Rom nur als Wallfahrer erleben dürfen?

Wohl kaum, denn das ist in einer so alten und geschichtsträchtigen Stadt nicht möglich. Wer erinnert sich nicht gern an unseren Spaziergang zum Trevibrunnen, der wohl eigenartigsten Architektur der Stadt?

Wir betrachteten Neptun, den Gott des Meeres, umgeben von Meerpferden, Tritonen und Muscheln, die Statue des Überflusses, den Feldherrn Agrippa und auch die Jungfrau, die römischen Soldaten die Quelle zeigt. Der Legende nach gab sie der antiken Wasserleitung ihren Namen: Acquae Virgine. Noch heute werfen Rombesucher Münzen in das über künstliche Felsen sich in ein halbrundes Becken ergießende Wasser.

Auch um die Spanische Treppe ranken sich interessante Geschichten. Im 19. Jahrhundert

war die Piazza die Spagna das Zentrum des romantischen Rom, heute ist sie der Mittelpunkt des römischen Künstlerviertels. Die Spanische Treppe ist die Erfüllung römischer Treppenbaukunst, der es nicht nur darum ging, Höhenunterschiede zu überwinden, sondern vor allem auch darum, eine festliche Repräsentation darzustellen. — So teilen sich drei Treppenstraßen auf der ersten Terrasse in zwei geschwungene Aufgänge, vereinigen sich wieder nach der zweiten Terrasse zu einem breiten Treppenlauf und teilen sich abermals in zwei geschwungene Aufgänge. Die Krönung der ganzen Anlage präsentiert sich aber in der Doppelturmfassade der Kirche San Trinita dei Monti.

Nach all den vielen Erlebnissen und den vielen neuen Eindrücken wurde es notwendig, wieder zu sich zurückzufinden. Und wie kann das besser bewerkstelligt werden als durch eine Meditation?

In der Kirche Maria del Populo hielt Dekan Mattenschlager eine besonders eindrucksvolle Meditation über Stille und Schweigen als Gegengewicht zu unseren bisherigen Unternehmungen. Es ist schwer geworden — leer zu werden und der Stille Raum zu geben. Die Stufen zu unserem Inneren sind zu sehr mit dem Gerümpel des Alltags verstellt, als daß wir ruhig hinabsteigen könnten. Doch mit einiger Konzentration gingen wir erfrischt aus dieser Meditation.

In der Kirche selbst fällt die reiche Ausstattung an Grabmonumenten verstorbener Kardinäle sofort ins Auge. Der Legende nach soll das Madonnenbild im Hochaltar vom heiligen Lukas gemalt worden sein. Wahrscheinlicher ist jedoch die Aussage, daß es im 13. Jahrhundert gemalt worden ist. Im Flügel des Querhauses zeigen realistisch gemalte Tafelbilder die Bekehrung des heiligen Paulus vor Damaskus und die Kreuzigung des heiligen Petrus von Michelangelo da Caravaggio. — In den Nebenkappen des Langhauses erwartet uns eine Fülle von Meisterwerken der Malerei und Plastik aus den Zeitepochen der Renaissance und des Barocks. Bekannte Bilder, wie die Anbetung des Christkinds, Szenen aus dem Leben des heiligen Hieronymus, die Geburt Mariens oder des Daniels in der Löwengrube sind nur beispielhaft zu nennen.

Im Augustinerkloster von Santa Maria del Populo wohnte 1512 Martin Luther, der große deutsche Reformator.

Rom darf nicht nur als die Ewige Stadt und die Stadt der Kirchen gesehen werden, sondern auch als eine Stadt der Brunnen. Neben dem schon erwähnten Trevibrunnen ist der Vier-Flüsse-Brunnen ein weiteres Meisterwerk der Baukunst. Er steht auf der Piazza Navona, dem abendlichen Königreich der Fußgänger. Dieser Platz entspricht im Grundriß dem ehemaligen langgestreckten Stadion des Kaisers Domitian, und ist der einzige Platz Roms, der seine antiken Ausmaße bewahrt hat. Das Werk Berninis und seiner Schüler ist aus einem mächtigen Travertinblock gehauen und zeigt die damals bekannten vier Erdteile. Jeweils an den vier Ecken sind die Personifikationen der Ströme Donau, Nil, Ganges und des Rio de la Plata erkennbar. Aus den Öffnungen des Felsens treten ein Löwe und ein Pferd heraus, während Palmen an afrikanische Gefilde erinnern.

Aber nicht nur der Stadtkern Roms hat Geschichte gemacht, sondern auch viele Orte der Umgebung.

Was wäre das antike Rom ohne seinen Hafen Ostia gewesen? Vermutlich nichts. Ging doch der damalige Schiffswelthandel über diese Hafenstadt von und nach Rom. Diese

Stadt am Meer wurde fast in ihrer gesamten Größe ausgegraben und zeigt uns heute noch die ganze Macht und Herrlichkeit, aber auch den Reichtum der damaligen Zeit. Rom baute auf den Seehandel und auf seine Seemacht ebenso wie auf seine Landstreitkräfte und auf den Landhandel. Der römischen Staatslegende nach ging in Ostia Äneas, der Ahnherr der Latiner, an Land.

Archäologen beziffern das Gründungsdatum um 335 v. Chr.

In der beginnenden Kaiserzeit reichten die Landeplätze am Tiber nicht mehr aus, und so begann unter Kaiser Claudius der Ausbau der Hafenanlagen, eine gewaltige Leistung antiker Ingenieurkunst. Kaiser Augustus baute das große Amphitheater dazu, das auch von uns Wallfahrern für eine eigene Erstaufführung einbezogen wurde. Theater ist eben nicht an Zeit und Personen gebunden.

Nach der Fertigstellung des Hafens wurde Ostia das Zentrum der römischen Lebensmittelversorgung. Die Stadt zählte in ihrer Blütezeit ca. 50000 Einwohner. Für die damalige Zeit eine pulsierende Großstadt.

Der Niedergang begann, als Kaiser Konstantin dem nördlich gelegenen Hafen eigene Stadtrechte verlieh.

Ende des 4. Jahrhunderts sah die Stadt den heiligen Augustinus im Begriff mit seiner Mutter Monika sich nach Afrika einzuschiffen. Die heilige Monika verstarb noch in einem Hotel in Ostia.

Aber auch sonst trat Ostia häufig in den Blickpunkt der Geschichte, schlugen sich doch hier Sarazenen, Türken, Pisaner und Genuesen. Das Schicksal Ostias wurde endgültig tesiegelt, als es in den Sümpfen versank und die Bevölkerung durch die Malaria dahingerafft wurde.

Die Ausgrabungen, wie das Theater, Handels- und Soldatenhäuser, Tempelanlagen, die alte Wasserleitung, herrliche Mosaikböden und Gräberfelder veranschaulichen uns die einstige Größe und ließen uns im Duft von Lorbeer, Anis und römischer Minze von vergangenen Zeiten träumen.

Doch zurück nach Rom. Lebendig ist uns noch die Kirche St. Paul vor den Mauern vor Augen geblieben. Diese Basilika beherbergt das Grab des Apostelfürsten, der um 67 n. Chr. als römischer Bürger in Rom mit dem Schwert enthauptet wurde und vor den Toren der Stadt beigesetzt werden mußte. Bis zum Bau des Petersdoms war St. Paul die größte Kirche des christl. Abendlandes.

Dekan Mattenchlager gab hier, für alle, die evs seit ihrer Schulzeit vergessen hatten, den Lebenslauf und die Grundzüge der Theologie des Apostels wieder. Wer denkt heute noch daran, daß neben Petrus Paulus der größte Fürsprecher auf dem ersten Jerusalemer Apostelkonzil war, der dem Christentum zur Weltreligion verhalf?

St. Paul, eine der sieben Pilgerkirchen eines Wallfahrers, ist auch eine der vier Patriarchalkirchen, deren Hochaltäre dem Papst allein vorbehalten sind. Das heutige Erscheinungsbild entstammt ganz dem 19. Jahrhundert, da 1823 ein verheerender Brand all das vernichtete, was im 13. Jahrhundert erdacht und gestaltet worden war. So ist der heutige Bau eine Rekonstruktion der frühchristlichen Anlage, die von einer gedeckten Säulenhalle umschlossen ist.

In dem Langhaus mit seinen monolithischen Säulen sind die Fenster aus fein geschliffenem Alabaster gefertigt. Ebenso aus alter Zeit sind noch die Rundbilder der Päpste überliefert. Die Anzahl der Rundbilder entspricht der Prophezeiung des Malachias, die besagt, daß nach dem Belegen des letzten Bildes das Papsttum ausstirbt. Noch sind 28 Rundbilder frei!

Der Triumphbogen, Erbe römischer Triumphbögen, überhöht den Übergang vom Mittelschiff zum Altarraum. Unter dem Altar liegt das Apostelgrab. Das Apsismosaik zeigt Christus als Pantokrator zwischen den Aposteln Petrus, Andreas, Paulus und Lukas. Bemerkenswert ist auch der größte und reichstgeschmückte der römischen Osterleuchter und eine hohe Bildsäule, deren Reliefs die Passion, Auferstehung und Himmelfahrt Christi zeigen.

Im angrenzenden Benediktinerkloster mit seinem Kosmatenkreuzgang konnte man die vielen Säulen bewundern, oder aber im Museum die Bibel Karls des Kahlen ansehen, die ein Hauptwerk der karolingischen Buchmalerei darstellt.

Ganz im Schatten Roms besuchten wir noch einen weiteren eindrucksvollen Platz, nämlich den protestantischen Friedhof. Unter Pinien und Zypressen liegen hier die Ruhestätten vieler großer Persönlichkeiten. August von Goethe, der Sohn des großen Dichters, aber auch Shelly und Keats liegen hier begraben. Auffallend sind die vielen schönen irischen Grabkreuze. Humboldt setzte sich in seiner Zeit als preußischer Botschafter für die Schaffung dieser Anlage ein. Auch seine Söhne ruhen hier.

Die Lateransbasilika, unser nächstes Ziel, Mutter und Haupt aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises, ist die älteste Papstkirche Roms. Von den sieben Pilgerkirchen besitzt sie den höchsten Rang. Das mittlere der fünf Portale bewahrt die antike Bronzetür des Forum Romanum. Das rechte Tor, die allen bekannte Porta Santa, wird jeweils nur im Heiligen Jahr geöffnet. Im Innern dominieren die kolosalen Apostelfiguren, Die jeweils aus einem Marmorblock gemeißelt sind. Die Halbkuppel des Chorraumes wird von einem Mosaik ausgefüllt, in dem Christus dargestellt ist, umgeben von Maria, mehreren Aposteln und den Mitbrüdern Franz von Assisi und Antonius von Padua. Im Altartabernakel werden die Köpfe der Apostel Petrus und Paulus aufbewahrt. Außerdem sind in der Basilika viele Papst- und Kardinalsgräber zu finden.

Gleich in der Nähe des Laterans schritten auch wir über die Heilige Treppe, die einst von Jesus begangen wurde, als er zu Pilatus geführt wurde. Der Legende nach sollen die Stufen von der heiligen Monika, Mutter des ersten christlichen Kaisers, Konstantin, nach Rom geholt worden sein.

In der Kirche St. Peter in Ketten faszinierte uns die von Michelangelo geschaffene Statue des Moses. Moses, vom Berg Sinai herabsteigend, erkennt den Verrat seines Volkes. Der „gehörnte“ Moses soll aufgrund eines Übersetzungsfehlers aus dem Aramäischen entstanden sein. Im Hochaltar sind die Ketten des Petrus aufbewahrt. Der berühmte Deutsche, Nicolas von Cues, ist auch in dieser Kirche beigesetzt.

Was wäre aber eine Romwallfahrt ohne einen Blick durch das Schlüsselloch auf dem Aventin geworfen zu haben? Leider war es zu diesig; St. Peter war jedoch gerade noch zu erkennen. Nebenan liegt gleich das Generalat der Benediktiner San Anselmo, in dessen Bibelinstitut unser Dekan einige Zeit seines Studiums verbrachte.

Nach all diesen herrlichen Monumenten und Kirchen durfte auch das antike Rom wieder einmal nicht zu kurz kommen.

Das bekannteste Denkmal der Antike, das Amphitheater der Flavii, besser bekannt unter dem Namen Kolosseum, strahlt auch heute noch seine Würde aus. Der Name Kolosseum dürfte von der kolossalen Nerostatue herrühren, die einstmals in der Nähe stand. Damals spielten sich hier die großen Gladiatorenkämpfe ab, wie wir sie alle aus dem Roman von Felix Dahn „Ein Kampf um Rom“ nacherzählt bekommen haben. Nicht nur die Kämpfe Mensch gegen Mensch oder Mensch gegen Raubtier, sondern auch große Seeschlachten wurden hier vorgeführt. — Aber auch die grausamen Geschichten der ersten Christen liefen hier ab, als sie ihres Glaubens wegen zu Tode gemartet wurden. In damaliger Zeit war dieses Theater schon ein recht moderner Bau, denn die Vorstellungen konnten auch bei schlechtem Wetter stattfinden.

Bei Regenschauern hatten römische Soldaten ein Segeltuchdach über das Theater zu spannen, damit das Volk der Devise: Brot und Spiele — ungestört huldigen konnte.

Ein anderes Kleinod des antiken Rom ist das Kapitol. Zwar ist es der kleinste römische Hügel, dafür aber der bedeutendste. Hier lag der politische und der religiöse Mittelpunkt der Stadt. Hier stand auch der Tempel der Juno Moneta (Münzstätte) und der des Jupiter Optimus Maximus.

Dekan Mattenschlager, als gut geschulter Romführer, erzählte uns u.a. die tragische Geschichte des Volkstribunen Rienzi, dem Wagner später eine Oper widmete.

Die heutige Form des Kapitols wurde weitgehendst von Michelangelo gestaltet. Der herrliche Blick über Stadt und Vatikanstaat ist wie eh und je unverändert.

Im Forum Romanum wurden uns die einstigen römischen Ordnungen und Sitten, die unser heutiges öffentliches Leben immer noch bestimmen, recht deutlich veranschaulicht. Recht, Glaube, Macht und Schönheit bildeten hier eine Einheit, die für Jahrhunderte vorbildlich blieben. Viele Kaiser trugen zur Gestaltung des Forum mit Tempeln, Rednertribünen, Gesandtschaftshäusern und anderen imposanten Bauwerken bei. Außerdem befindet sich hier der Ausgangspunkt aller römischen Straßen. Von hier aus wurde im römischen Reich vermessen. Wir fanden ferner die Alten röm. Basiliken, wandelten auf der Via Sacra und durchquerten völlig unrömisch den Titusbogen, der ein Beutestück aus dem Tempel von Jerusalem ist und 69/70 n. Chr. nach Eroberung der Heiligen Stadt nach Rom kam, von West nach Ost. Ein Jude hätte ihn nicht einmal betreten. Im Hause der Vestalinnen, jener Hüterinnen des heiligen Feuers, die auch in die Rechtsprechung eingreifen konnten, hörten wir viel von dem Wirken dieser Frauen.

Im Marmentiner Kerker, in dem viele Persönlichkeiten den Tod fanden, waren einer Legende nach auch Petrus und Paulus eingesperrt. Die weiteren Ausgrabungen antiker Städte konnten wir uns nur im Vorbeigehen anschauen, da es einfach an ausreichender Zeit fehlte.

So langte es nur noch zu einem längeren Besuch der Katakomben von San Sebastian. Die Katakomben bekamen ihren Namen von dem sie umgebenden Tal (griech. Katakombe). Zu unserer Überraschung hörten wir, daß die Grabanlagen vorwiegend nicht Zufluchtsstätten der ersten Christen waren. Wir fanden auch noch einige heidnische Grabstätten

neben unzähligen Gräbern von Christen, wie z. B. das Grab des heiligen Sebastian, jenes christlichen Offizier der Prätorianergarde, der den Märtyrertod starb.

Nach diesem Abstecher in die Vergangenheit wieder zurück zur Gegenwart.

Unser letzter Kirchenbesuch galt der Basilika Santa Maria Maggiore, einer weiteren Kirche im Bund der sieben Pilgerkirchen. Zu dem Thema „Maria, Vorbild im Glauben“ hielt Dekan Mattenschlager eine längere Predigt.

Die erste Frau des alten Testaments brachte Unheil über die Menschheit — verflucht seist du, Eva. Ganz anders mit Maria — mit Maria begann eine Weltveränderung. Sie ist uns allen Vorbild, weil sie bedingungslos geglaubt hat, obwohl auch sie einen dornenreichen Weg gegangen ist. Marienlieder umrahmten all diese Betrachtungen.

Mittelpunkt dieser Kirche ist die Krippe von Bethlehem, die hier verehrt wird. Der Legende nach war es die Mutter Gottes, die in der Nacht zum 5. August 352 zum Papst Liborius befahl, ihr zu Ehren auf diesem Hügel Roms eine Kirche zu bauen, auf dem am nächsten Morgen frischer Schnee gefallen sein werde. Das Schneefeld mit dem basilikalischen Grundriß fand sich dann auf dem Esquilin. Die Akustik in dieser Kirche, in der Papst Pius XII. seine Primiz feierte, war so gewaltig, daß uns ein italienischer Prälat bat, ein weiteres Marienlied zu singen.

Rom ist seiner Fülle von neuen Eindrücken hatte uns stets gefangengehalten, so daß wir nicht spürten, wie die Tage nur so dahinflogen. Dekan Mattenschlager führte uns sowohl durch die religiöse Welt als auch durch die Jahrhunderte der Geschichte, wie es wohl kaum einer besser machen kann. Das Thema der Wallfahrt, Begegnung mit der Kirche im Wandel der Zeit, wird uns auch zu Hause noch lange beschäftigen.

So standen wir auch plötzlich vor dem Abschied aus der Ewigen Stadt, und sicherlich haben sich viele vorgenommen, bald wieder zurückzukommen, um Wissen und Eindrücke zu vertiefen.

Auf der Rückfahrt machten wir noch in der Stadt der heiligen Katharina, in Sienna, halt. 1939 wurde die Dominikanerin zur Mitpatronin Italiens erhoben. Die Stadt mit ihrem muschelförmigen Marktplatz und dem Dom mit seiner weiß-rot-grünen Marmorfassade gilt als eine der schönsten Kunststädte Italiens. Das Innere des Doms mit den schwarzweißen Querstreifen der Wände, dem Marmorfußboden mit zahlreichen Sgraffiti und Intarsien, der Kanzel, dem Chorgestühl und das runde einzigartige Glasfenster hat uns lange gefesselt. Es gibt auch außerhalb von Rom noch viele Erinnerungen an unsere christliche Kirche.

Übernachtet wurde in Livorno, bis dann eine etwas sorgenvolle und unterbrechungsreiche Heimreise angetreten wurde.

Lag es am falschen Durchgang durch den Titusbogen, oder hatten wir uns nicht wie Pilger benommen? Die Rache des Montezuma erreichte früher oder später fast alle. So kamen wir in jeder Beziehung erleichtert, aber zuversichtlich in Ulm an.

Unserem Dekan und unseren Fahrern — in besonderer Weise auf dem KMBA — danken wir recht herzlich und sagen ihnen für alle Mühen, Strapazen und die herrliche Wallfahrt ein herzliches Vergelt's Gott.

Bonn

Hiltrud Thye

Erstmals seit Bestehen der Militärseelsorge hat das Katholische Militärbischofsamt Frauen zu einer Wochenendveranstaltung nach Bonn ins Haus des katholischen Militärbischofs vom 13. bis 15. September 1985 eingeladen.

Es nahmen Frauen aus allen 6 Wehrbereichen, dem Bereich See und Ausland teil.

Zu dieser Veranstaltung kam es, weil Frauen schon während der Woche der Begegnung in Bad Segeberg 1984, dann wieder mit noch größerem Nachdruck während der 25. Woche der Begegnung in Königstein 1985 es für notwendig hielten, daß die spezifischen Probleme der Soldatenfrauen, unter Berücksichtigung der besonderen Belange des kirchlichen Lebens am Standort, gesondert und ausführlich besprochen werden müssen.

Leitthema dieses Wochenendes war: Die Frau — Herausforderung der Zeit — Herausforderung des Glaubens.

Dekan Theis hielt ein Eröffnungsreferat „Existenzerfahrung des modernen Menschen“.

Erfreulich war die Offenheit aller Frauen in der anschließenden Diskussion und in den am nächsten Tag folgenden.

Dieses Wochenende hat mir gezeigt, daß ich bzw. wir hier im Norden nicht allein mit meinen/unseren Problemen stehen. Überall herrschen gleiche oder ähnliche Sorgen, ob im familiären oder kirchlichen Bereich, vor, im Süden wie im Norden.

Eine Patentlösung haben wir an diesem Wochenende für keines unserer Probleme gefunden, aber Mut, weiterzumachen, nicht aufzugeben.

An die Zentrale Versammlung soll der Antrag gestellt werden, einen „Sachausschuß Frau“ (klingt zwar fürchterlich) einzurichten, damit unsere bzw. die Belange der Familie — aus der Sicht der Frau — mehr Berücksichtigung finden. Einmal jährlich wenigstens sollte ein überregionales Treffen — wie diese Wochenendveranstaltung — stattfinden.

Wir möchten keinen Verband gründen, auch nicht „gegen“ unsere Männer arbeiten (der Verdacht könnte dem einen oder anderen Mann ja kommen), sondern „mit ihnen gemeinsam“ unseren Weg gehen.

Hammelnburg

Eva Albert

Am 9. 12. 1985 fand im Pfarrsaal der Militärgemeinde Christ König in Hammelnburg eine Mitgliederversammlung des GKS-Kreises Hammelnburg statt. Zu Beginn der Versammlung gab der Sprecher des Kreises OTL Stapper einen Rückblick auf die Veranstaltungen der vergangenen zwei Jahre.

Bewährt haben sich vor allem die Fahrten in der Fastenzeit, bei denen 1983 das Hohenloher Land mit Creglingen und Weikersheim und 1984 Amorbach, Kloster Engelberg und Klingenberg die Ziele waren. Ein weiterer Schwerpunkt lag in der Bildung eines zweiten Familienkreises. Auch dieser Kreis hat sich gefestigt, und es wäre erstrebenswert, wenn weitere Familienkreise entstünden.

In der Fastenzeit 1983 und 1984 wurde mit Unterstützung der GKS der Weltfriedenstag mit einem besonderen Gottesdienst und anschließendem Empfang begangen. Gäste waren Angehörige der amerikanischen Streitkräfte aus Schweinfurt mit ihren Familien und ihrem Geistlichen P. Florez. Es erfolgten zwei Gegeneinladungen nach Schweinfurt zum Gottesdienst in der Kaserne und zu einem Grillnachmittag anlässlich der Verabschiedung von P. Florez. Die Verbindung zu den Amerikanern soll weiter aufrechterhalten bleiben. Ein weiterer Friedensgottesdienst ist für Anfang März 1986 geplant.

Im Januar fanden eine Weinprobe und eine Winterwanderung statt. Eine Weinprobe soll in nächster Zeit wieder angeboten werden.

Zur Tradition geworden ist auch die alljährlich im Advent stattfindende Buchausstellung, die auch heuer wieder rege Beachtung fand. Neu im Angebot der GKS war das Beten des Kreuzweges entlang den Stationen am Kloster Altstadt in der Fastenzeit, der ein fester Bestandteil werden soll.

Nicht zuletzt sollen auch die Grillabende erwähnt werden, die im Sept. 1983 und 1984 stattfanden.

Nach dem Rückblick über die Aktivitäten und nach der Entlastung der Vorstandschaft fanden Neuwahlen statt. Das bestehende Führungsgremium wurde einstimmig in seinem Amt bestätigt. Es besteht derzeit aus dem Vorsitzenden, seinem Stellvertreter, dem Kassierer, Schriftführer, Kassenprüfer, 5 Beisitzern und dem Militärpfarrer als geistlichem Beirat. Der derzeitige Mitgliederstand beträgt 25 Familien.

Im Anschluß an die Neuwahl hielt Mil.Pfarrer Wolfgang Witzgall einen Lichtbildervortrag über seine Reisen nach Israel.

Passau

Familienwallfahrt nach St. Hermann/Bayr. Wald

Eduard Kufner

Die katholische Militärkirchengemeinde und die Gemeinschaft Katholischer Soldaten der Standorte Regen, Freyung und Passau führten mit dem neuen Militärpfarrer Alfred Hable am 19. Okt. 1985 eine Wallfahrt nach St. Hermann/Bayr. Wald durch.

St. Hermann liegt eine Viertelstunde Fußwegs westlich von Bischofsmais am Fuße des Gaiskopfs und ist der älteste Wallfahrtsort des Bayr. Waldes. Bevor wir den Bereich der idyllisch gelegenen Wallfahrtskirche betreten, wird unser Blick auf eine Anzahl Totenbretter gelenkt, die am Wegrand aufgestellt sind. Darauf sind Namen von einstigen Wohltätern der Wallfahrtskirche verzeichnet. Die drei Heiligtümer sind die Einsiedlerkapelle mit der Hermannszelle, die Brunnen- oder Rundkapelle und die Wallfahrtskirche. Begründet wurde die Wallfahrt von dem aus Heidelberg stammenden Laienbruder Hermann, nach dem auch der Gnadenort seinen Namen erhalten hat.

Um 10.00 Uhr zelebrierte Militärpfarrer Alfred Hable einen Gottesdienst. Er begrüßte alle Wallfahrer recht herzlich. In seiner Ansprache ging er auf den Sinn der Wallfahrten in der heutigen Zeit ein.

Nach dem Gottesdienst hieß der Ortspfarrer Alois Kraus von Bischofsmais alle Wallfahrer herzlich willkommen und gab über den Wallfahrtsort einen geschichtlichen Rückblick.

Anschließend traf man sich in Bischofsmais zu einem Mittagessen. Nach der Stärkung folgte eine Wanderung zum Gaiskopf, dessen Aufstieg einigen Schweiß kostete. Bei Einbruch der Dämmerung wurde die Heimreise angetreten.

Eine Wallfahrt in ähnlicher Form ist auch für das Jahr 1986 geplant.

Flensburg/Mürwik

Wir trauern um Pfarrer Kurt-Josef Wielewski

Günter Thyé

Mitte der 70er Jahre war unsere Militärkirchengemeinde Flensburg/Mürwik/Glücksburg stark engagiert in einer Hilfsaktion für den deutschen Pfarrer Kurt-Josef Wielewski, der in Argentinien in Lomas de Zamora (Buenos Aires) einen Kindergarten „EL NINO DE BETHLEH“ (Das Kind von Bethlehem) in einem Armenviertel aufgebaut hatte und nach Fertigstellung in Pinamare Gelder für ein Gemeindezentrum sammelte.

Dieser „Brückenschlag“, wie wir diese Aktion nannten, wurde durch Geldsammlungen bei Veranstaltungen und durch Verkauf von T-shirts mit selbstentworfenem Emblem des Nordertores in Flensburg tatkräftig unterstützt.

Viele Gemeindemitglieder hatten Gelegenheit, Pfarrer Wielewski persönlich während eines Besuches in Flensburg kennenzulernen.

In die Heimatdiözese Münster zurückgekehrt, übernahm Pfarrer Wielewski Aufgaben für das Internationale katholische Missionswerk in Aachen.

Von einer Weltreise — u. a. Philippinen und Mexico — zurück, wurde er erneut in das Ausland nach Mexico-City versetzt.

Dort schrieb er im Auftrage des Internationalen katholischen Missionswerkes Aachen einen Predigtentwurf zum Weltmissionssonntag.

Kurt-Josef Wielewski konnte diese Predigt nicht mehr veröffentlichen, er wurde am 29. August 1985, wenige Stunden vor seiner Abreise aus Mexico-City, mit eingeschlagenem Schädel aufgefunden.

Sein jahrzehntelanges Engagement, vor allem in der Missionsarbeit, galt den Ärmsten der Armen. Er hat nicht nur das Evangelium verkündet, er hat es praktiziert.

Er war unser Freund.

Wir beten für Kurt-Josef Wielewski und schließen die, die seinen Tod verschuldet haben, mit ein.

„Sohn Davids, Jesus, hab Erbarmen mit mir!“

Entwurf für eine Predigt zum Weltmissionssonntag:

„Kirche in Bedrängnis“ — z. B. auf den Philippinen

Kurt-Josef Wielewski †

Die Philippinen — ein Staat auf rund 7000 Inseln. Der einzige katholische Asiens. Zwi-

schen Luxus-Hotelwolkenkratzern und Bevölkerungsexplosion in Elendsvierteln, zwischen Dürregebieten im Norden, Erdbebenzonen, Guerillakämpfen, traumhaften Südseestränden, weltberühmten Sonnenuntergängen am südchinesischen Meer und Rattenlöchern am stinkenden Pasig-Fluß leben ca. 50 Millionen Katholiken, Schwestern und Brüder, „Kirche in Bedrängnis“. Die Hauptstadt Manila zählt 6 Millionen Einwohner. Im Jahr 2000 werden es mehr als doppelt so viele sein.

1. Mai 1985: Das Taxi käme bei uns nicht mehr durch den TÜV. Wie in vielen: Ein Rosenkranz baumelt am Spiegel, ein Herz-Jesu-Bild, eine Fatima-Madonna, die beim Bremsen aufleuchtet. Das katholische Land Asiens. Der irrsinnige Verkehr stockt. Massenkundgebung vor dem gelben Riesengebäude der Hauptpost. Tausende junger Menschen. Viele rote Fahnen. Lautsprechergröhlle. Hier und da Ordensschwestern. Katholisches Land in Asien? Ja, aber Kirche in Bedrängnis!

Kürzlich wurde im Süden einem Priester der Schädel eingeschlagen. Er hatte sich „für die Menschen eingesetzt“, war „fähig, für Unwissende und Irrende Verständnis aufzubringen“. War er Kommunist? Sind seine kleinen kirchlichen Basisgruppen kommunistische Zellen? Es ist so einfach, Kirche in Bedrängnis zu bringen!

Kinder springen (den ganzen Tag!) wendig und todesmutig durch die Abgase des Verkehrsgetümmels. Ihr Holzkisten-Klappern möchte (stückweise) Zigaretten verkaufen oder Zeitungen. Ihr erbärmlicher Blick hofft, für ein paar Pesos die Windschutzscheiben klimatisierter Protzlimousinen putzen zu dürfen. Daheim, in den Slums von Tondo gibt es nur unsagbare Armut, Elend, Dreck und Ratten. . . „Sohn Davids, Jesus, hab erbarmen mit mir!“

Die Menschen halten sich Tücher vor das Gesicht. Giftgase verpesteten die feuchte Schwüle bei 35 Grad im Schatten. „Ich möchte wieder sehen können!“ Wer sieht hier schon klar? Wer blickt hier noch durch?

Ein Missionar zählt die Namen junger Leute seiner Pfarrei auf, die bei der oppositionellen „Neuen Volksarmee“ im Untergrund sind. Junge, gläubige Christen, überzeugt davon, daß sie gemeint sind:

„Hab nur Mut, steh auf, er ruft dich!“

Jugend überall, ein junges Land, junge Kirche — aber Kirche in Bedrängnis!

Auf der Titelseite der Zeitungen täglich die Zahl der Opfer zwischen den Fronten. „Veritas“, „Wahrheit“ heißt eine katholische Wochenzeitung. Fast ein Wunder, daß ihre kritische Stimme an Kiosken laut werden darf. „Dein Glaube hat dir geholfen!“ Hat er?

„Radio Veritas“, Organ der philippinischen Bischofskonferenz und ihres unerschrockenen Kardinals Sin, sendet rund um die Uhr aus Manila. Die „Stimme Asiens für Asien“: hinein in den Drogenschungel des „Goldenen Dreiecks“ und über die endlosen Weiten Chinas bis nach Sibirien. Der Vorsitzende der deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Höffner, und deutsche Katholiken machen diese Verkündigung möglich. Für das eigene Land jedoch sind die Sendungen spärlich geworden. Die Stromrechnungen sind astronomisch!

So einfach ist es, Kirche und Verkündigung in Bedrängnis zu bringen, wenn sie unbequem

werden. Und „bequem“ ist er wahrlich nicht, der junge, dynamische Bischof Buhain, Leiter von „Radio Veritas“.

„Seht, ich bringe sie heim aus dem Nordland und sammle sie von den Enden der Erde, darunter Blinde und Lahme. . .“

Wer öffnet Blinden die Augen? Wer hilft Lahmen auf die Beine? Die Stimme Asiens für Asien? Mutig verkündetes Evangelium? Die Kirche? Wer — wenn nicht sie — folgt Jesus auf seinem Weg?

Und wir? Gehören wir nicht zu dieser Kirche, der gleichen, die dort und in zahlreichen Ländern in Bedrängnis ist?

Folgen heißt teilen — SEINEM Weg folgen bedeutet, SEIN Schicksal zu teilen: Seine Blindenheilung, seine (Brot-)Reisvermehrung, seine Hinwendung zu den Ausgebeuteten und Gebeutelten.

„Hab nur Mut, steh auf, er ruft dich!“

Dabei kann man eben leicht in Bedrängnis geraten. Zwischen die Fronten. Es kann auch sein, daß sie (man schlägt nicht mehr ans Kreuz) Schädel einschlagen. Wie dem Priester, dem „Volksaufwiegler“, der seine „Blinden und Lahmen“ besuchte. . .

Kirche *teilt* Bedrängnis, wenn sie Ihm *folgt*. Überall — wo immer sie ihrem Auftrag gemäß „heimzubringen“ sich bemüht, zu „sammeln“ von den Enden der Erde, darunter — und *vor allem!* — Blinde und Lahme! . . .

Der Taxifahrer ist dankbar für die angebotene Zigarette. Sein Englisch ist dürftig. Aber tapfer kämpft er sich mit seinem schrottreifen Wagen durch das Gewühl. 8 Mäuler hat er zu stopfen, sagt er, von 150 Mark im Monat. Heute sei der Josef-der-Arbeiter-Tag, er gehe auch noch in die Messe. Rosenkranz, Herz-Jesu-Bild und Fatima-Madonna sind keine fromme Atrappe! „Sohn Davids, Jesus, hab Erbarmen mit mir!“

Was wird er wohl heute in der Predigt hören? „Dein Glaube hat dir geholfen?“ „Der Herr hat sein Volk errettet?“

Auch dieser Taxifahrer ist „Kirche“, Kirche in Bedrängnis. Und die Händler-Kinder im Smog. Und die Scheibenputzer in diesem Millionen-Krebsgeschwür. Eines von vielen in der Dritten Welt!

Es ist *unsere* Kirche, die dort und anderswo in Bedrängnis ist. Wenn wir bereit sind, Jesus zu folgen, sind wir auch gerufen, Seine Bedrängnis zu teilen. *Unser* Glaube wird uns helfen. Aber nur, wenn er in Taten der Liebe aktiv wird.

Unser Erbarmen mit den Schwestern und Brüdern der „Kirche in Bedrängnis“ überall auf der Welt soll heute — am Weltmissionssonntag — offenbar und ganz konkret werden.

Auch du: *„Hab nur Mut, steh auf, er ruft dich!“*

Mit deinem ehrlichen Opfer werden Blinde sehend und wird Lahmen auf die Beine geholfen. du bist gerufen, Bedrängnis zu teilen!

Hab Erbarmen!

Heute. Jetzt.

Aus der weiten Welt

Südafrika im Notstand

Die Losung der Radikalen heißt nach wie vor: „Das Land unregierbar machen“

Karl Breyer

Makaber und grausam zugleich waren die Begleitumstände, die der Erklärung des Notstandes in Südafrika am vergangenen Wochenende vorausgingen. Nachdem die Sprecher der Nachrichtensendungen im Rundfunk und im Fernsehen angekündigt hatten, daß Staatspräsident Pieter Wilhelm Botha eine wichtige Rede über alle Sender Südafrikas halten würde, zeigte das Fernsehen erschütternde Bilder von einer jungen schwarzen Frau, die am Nachmittag während eines Begräbnisses in der schwarzen township Duduza (östlich von Johannesburg) geschlagen und schließlich in Brand gesteckt wurde, weil sie angeblich eine „Kollaborateurin des Regimes“ gewesen sei.

Dann folgten Aufnahmen von der Trauerfeier in dem kaum bekannten Städtchen Cradock in der Karoo-Steppe, wo 40000 Menschen im Anwesenheit der Pastoren Beyers Naude und Dr. Allan Boesak vier bestialisch ermordete Führer der Vereinten Demokratischen Front (UDF) zu Grabe trugen. Inmitten eines Meeres roter Sowjetfahnen mit Hammer und Sichel verkündeten die geistlichen Herren, daß Gewalt von staatlicher Seite das Ende der Apartheid nicht verhindern könne. Pastor Beyers Naude, der jahrelang infolge der Apartheidsgesetze gebannt gewesen war, obwohl er burischer Herkunft ist, warnte, daß Notgesetze zu weiteren Konflikten, Zusammenstößen und noch größerer Wut führen und die Möglichkeit einer friedlichen Lösung wesentlich verringern würden.

Fast zur gleichen Zeit hatte Staatspräsident Pieter Wilhelm Botha in Pretoria den Sicherheitsrat seiner Regierung zusammengerufen und im Beisein des Verteidigungsministers General Magnus Malan, des Ministers für Gesetz und Ordnung (Polizei) Louis le Grange, des Generals der Polizei, Johan Coetzee und anderer Sicherheitsoffiziere die Lage besprochen und dann — Beobachtern zufolge nur widerwillig — die Notstandserklärung unterschrieben. Dem Reformer unter den Nationalisten Südafrikas schien es spätestens in diesem Augenblick deutlich zu werden, daß Chaos und Anarchie dabei waren, die von ihm eingeleiteten Veränderungen endgültig zur Absurdität zu führen. Man sagt, Botha sei sichtbar verbittert und enttäuscht gewesen, daß seine Reformpolitik zu diesem Fehlschlag geführt habe. In einer dumpfen und deprimierenden Atmosphäre, die auch trotz der Anwesenheit südafrikanischer Journalisten nicht vertuscht werden konnte, verlas der Staatspräsident ohne sichtbare Emotionen die Erklärung über die Notwendigkeit der Ausstandsmaßnahmen. Ein Journalist sagte später im Hinblick auf die Pressekonferenz und andere Ereignisse sarkastisch und ironisch: „This is the place where entertainment never ends“, ein Slogan, der übrigens von den Managern des Las Vegas im südlichen Afrika, Sun City in Boputhatswana, das ja ebenfalls ein Produkt der Apartheid ist, erfunden wurde.

Der Notstand gibt den militärischen Einheiten, der Polizei und der Eisenbahnpolizei weitgehende Vollmachten, um der Gewalt, den Plünderungen, den Schlägereien und den Morden Einhalt zu gebieten. Die Eisenbahnpolizei verfügt inzwischen auch über Sonderkommandos zur Bekämpfung des Terrorismus wie die Einheit G 9 des Bundesgrenzschutzes in der Bundesrepublik. Durch die Verkündung des Notstandes haben Angehörige der genannten Einheit das Recht, Verdächtige ohne Angabe von Gründen zu verhaften, Haussuchungen vorzunehmen, Personen und Kraftfahrzeuge zu kontrollieren, Straßensperren zu errichten und bestimmte Gebiete abzuriegeln. Außerdem können die Ordnungskräfte Sperr- und Polizeistunden anordnen, beliebige Betriebe und öffentliche Einrichtungen schließen und auch Zensur und Kontrolle der Presse ausüben. Es ist anzunehmen, daß die revolutionären Organisationen UDF (United Democratic Front) und AZAPO (Azania People's Organisation) in Kürze verboten werden. Zweifellos haben gerade diese Organisationen mit dazu beigetragen, Südafrika wirklich „unregierbar“ zu machen, so wie der verbotene African National Congress es von Lusaka aus befohlen hatte.

Während bisher nur eine einzige weiße Krankenschwester durch Steinwürfe verletzt wurde und später starb, verloren fast fünfhundert schwarze Menschen seit dem Beginn der Unruhen im vorigen Jahr ihr Leben. 150 Einwohner der schwarzen Gettos wurden seit Januar 1985 durch den Einsatz der Polizei getötet. Zahlreiche Gemeinderatsmitglieder und schwarze Polizisten wurden als „Kollaborateure“ ermordet. Vielfach wurden die Opfer mit Benzin und Petroleum übergossen und dann angezündet. In manchen Fällen legte man den gequälten Opfern auch noch brennende Autoreifen um den Hals. In der township Duduza — wo sieben junge Männer irrtümlicherweise durch zu früh gezündete russische Handgranaten in die Luft gesprengt wurden — konnte Friedensnobelpreisträger Bischof Desmond Tutu eine dieser „brennenden Fackeln“ retten. Die Zahl der Opfer, die von Landsleuten getötet wurden, ist jedoch nicht bekannt.

360 Wohnungen von schwarzen Polizisten wurden bisher angezündet. Von den 32 Gemeinderäten in den schwarzen Wohngebieten arbeiten nur noch fünf. Der im Oktober 1983 begonnene Streik der Schüler gegen die minderwertige Erziehung dauert bis heute an. Er erreichte seinen Höhepunkt im August vorigen Jahres als fast 500 000 schwarze Schulkinder den Unterricht boykottierten. Aber auch jetzt noch kommen in mindestens 26 Städten höchstens zwischen 10 und 30 Prozent der Kinder zur Schule. Seit Anfang des Jahres verhaftete die Polizei 1907 Menschen wegen Brandstiftung, Plünderung, Sabotage und anderer Gewalttätigkeiten. Außerdem untersucht die Polizei 367 Fälle von abgebrannten Häusern, 93 nicht geklärte Morde und 1050 Fälle von Gewalttaten.

Der Soziologieprofessor Lawrence Schlemmer der Universität Natal hat ausgerechnet, daß der bisher angerichtete Materialschaden bereits mehr als 43 Millionen Rand (mehr als 66 Millionen Sfr.) beträgt. Nach der Verkündung des Notstandes fielen an der Johannesburger Börse die Aktien (vor allem Goldwerte) um durchschnittlich zehn Prozent. Finanzkreise fürchten, daß die Auslandsinvestitionen nachlassen und der Rand noch weiter gegenüber dem US-Dollar absinken wird. Zur Zeit ist ein Rand noch 0,50 US-Cent wert.

Dennoch sind maßgebende Wirtschaftskreise, aber auch die Konservative Partei und Rechtsextremisten der Meinung, daß nur ein hartes Durchgreifen der Regierung mit Hilfe der Notstandsgesetze dem Chaos Einhalt gebieten kann. In den ersten zwei Tagen des Notstandes wurden mehr als 140 Menschen aller Hautfarben (also vermutlich auch Weiße verhaftet). Trotzdem redet man in Pretoria nur noch über den Feind von links. Daß inzwischen Dutzende von rechtsextremistischen Organisationen und Bruderschaften der jetzigen Reformpolitik Bothas ebenfalls ein Ende machen wollen, verschweigt man geflissentlich. Bereits vor zwei Jahren wurde absichtlich vertuscht, daß die „Afrikaaner-Weerstandsbewegung“ (Afrikaaner-Widerstandsbewegung) ein Attentat auf Botha plante, welches in letzter Minute verhindert werden konnte. Die Leute aus den eigenen Reihen, dem Burentum, dürften auch jetzt verantwortlich sein für eine Reihe ungeklärter Fememorde. Durch die Einführung und Beseitigung Andersdenkender soll mit der Reformpolitik Bothas, der planmäßigen Beseitigung der Apartheid, Schluß gemacht werden. Es ist anzunehmen, daß die Gegner dieser Reformen auch in der Polizei eine Rolle spielen und möglicherweise eine nicht zu unterschätzende Gefahr bilden. Die Frage bleibt, ob die Notstandsmaschinerie auch zur Lösung dieses Problems beitragen wird. Wie groß jedenfalls die Bedrohung von rechts geworden ist, dürfte daran zu erkennen sein, daß weder Präsident Botha noch einer seiner Minister bisher das Thema angerührt haben.

Am 21. März 1960 hatte die Polizei in Sharpeville auf Demonstranten gegen die verhaßten Paßgesetze das Feuer eröffnet. 69 Menschen starben. Wenige Tage später wurden die beiden schwarzen Organisationen African National Congress unter der Leitung des Friedensnobelpreisträgers Albert Luthuli und Pan African Congress unter Führung von Robert Sobukwe verboten und der Ausnahmezustand verkündet. Bereits am ersten Tag wurden mehr als 200 Mitglieder der verbotenen Bewegungen verhaftet. Es gibt bis heute keine genauen Zahlen, aber man nimmt an, daß über 11 000 Menschen in die Gefängnisse wanderten. Paul Oliver Sauer, Minister der Regierung Dr. Hendrik Verwoerd, sagte damals, daß es nun an der Zeit sei, ein neues Blatt in der politischen Geschichte Südafrikas aufzuschlagen.

Es ist nie geschehen. Die fundamentalen Probleme der Unruhen und der Proteste von vor 25 Jahren sind geblieben. Obwohl es scheint, als ob die bürgerkriegsähnlichen Zustände in den townships sich auf einem anderen Planeten, in einer anderen Welt innerhalb Südafrikas abspielen, begreifen die Weißen endlich, daß sie diesmal keine Zeit mehr zu verlieren haben, wenn sie nicht alles verlieren wollen: Die schwarzen Mitbürger werden nicht noch einmal 25 Jahre warten...

Santiago/Chile

Liebe Freunde in Deutschland,

„Lustig, lustig tralalalala, heut' ist Nikolaus Abend da!“, so haben Sie wahrscheinlich heute gesungen, daran mußte ich heute morgen denken, als ich bei der Hl. Messe feststellte, daß heute der Hl. Nikolaus gefeiert wird. Ich entschloß mich, auch heute noch den schon lange geplanten Rundbrief zu schreiben.

Mein letzter Brief war im Juli geschrieben, fast ein halbes Jahr! Es ist sehr viel geschehen in dieser Zeit. Ich erzähle der Reihe nach:

Am 15. August bin ich von Santiago nach Frankfurt geflogen. Nach der Hl. Messe bin ich zum Flughafen gefahren, begleitet von 150 Personen aus der Gemeinde. Mit Gesang und Geschrei bin ich verabschiedet worden. Zwei Monate sollte ich in Rom bleiben, und das war für die Leute hier ein außerordentliches Ereignis. Viele Briefe und Geschenke für den Papst sollte ich mitnehmen, und einen großen Kupferteller, wo unsere Kirche eingraviert war, mußte ich dem Papst persönlich überreichen, was gar nicht einfach war.

Nach einem schwierigen Flug sind wir in Frankfurt gelandet, am Abend des 16. August. Ich bin in der Bundesrepublik ein paar Tage geblieben und bin dann nach Rom geflogen, wo ich bis Ende September bleiben durfte.

In der Gemeinde von Nottuln (Westf.) bin ich an einem Wochenende zu Gast gewesen. Dort gab es einen Missio-Sonntag, und ich durfte die Predigten übernehmen. Es fiel mir nicht leicht, auf deutsch zu predigen. Ich bin sehr herzlich aufgenommen worden, und von den Kindern habe ich vor ein paar Tagen 3 große Pakete mit Spielzeug für unser Weihnachtsfest erhalten. Vergelt's Gott an alle Kinder in der Gemeinde Nottuln!

Einige Freunde aus der Zeit in Münster sind nach Nottuln gekommen, einige durfte ich telefonisch begrüßen, die meisten aber waren in Ferien. Ich habe versucht, alle Freunde anzurufen, aber es hat nur bei ganz wenigen geklappt.

Nach dem kurzen Aufenthalt in Deutschland bin ich nach Rom geflogen. Dort hatte ich eine Aufgabe für das Gedenkjahr von P. Kentenich wahrzunehmen. Ich war in einem Team, das die Vorbereitung für eine internationale Wallfahrt von 5000 Teilnehmern aus 40 Ländern treffen sollte. Meine Aufgabe war hauptsächlich mit der Weltpresse, so daß ich mit dem vatikanischen Pressesaal zusammenarbeiten sollte. Es war eine schwierige, aber recht interessante Arbeit. Der Höhepunkt der Wallfahrt war eine Sonderaudienz mit dem Papst am 20. September.

Am 27. September kam der Bischof von Iquique nach Rom, und am 30. sind wir zusammen nach Deutschland geflogen, wo ich mit ihm ein anstrengendes Programm hatte. Es war eine schöne Erfahrung für mich, Dolmetscher, Sekretär, Fahrer und Bischofskaplan zu sein.

Wir haben viele Stellen aufgesucht und immer große Hilfsbereitschaft gefunden. Wir hatten die ganze Woche ein sehr schönes Wetter gehabt. Deutschland ist ein Garten, sagte der

Bischof, der die grüne Landschaft richtig genossen hat, da Iquique in der Atacama-Wüste liegt.

Am 9. Oktober bin ich zurück nach Santiago geflogen. Der Bischof flog nach Spanien. Dort wollte er einige Priester aufsuchen, um sie für Iquique zu begeistern. Vielleicht kommen zwei im nächsten Jahr.

Am 10. Oktober bin ich in Santiago gelandet, und die Arbeit ging gleich los. Wir hatten 100 Kinder, die in verschiedenen Gruppen die Erstkommunion noch vor Beginn des Marienmonats (hier vom 8. November bis 8. Dezember) machen sollten. Dieses bedeutet allerhand an Vorbereitungen sowohl bei den Kindern als auch mit den Eltern. Nach den Erstkommunionen begann der Marienmonat, der eine sehr intensive Zeit ist. Zwischendurch war ich eine Woche in Iquique, wo ich einen Kurs abhalten sollte und einiges für den Bischof erledigen sollte, vor allem Dinge, die nach dem Besuch in Deutschland nachgeschickt werden sollten.

Der Marienmonat bedeutet für mich, daß ich um 5.30 Uhr aufstehen soll, da die Feier für die Jugend um 6.30 ist. Abends gibt es eine Feier für Kinder und eine für Erwachsene. Viele feiern auch in der Familie zu Hause. Am 8. Dezember endet bei uns der Marienmonat mit einem Volksfest.

Gleich danach beginnt die Vorbereitung auf Weihnachten. Die Temperatur ist im Moment 30° C, und langsam beginnen die Schulferien und damit auch die Vorbereitungen für die Ferienlager. Jede Gruppe unternimmt etwas, um die Ferienlager finanzieren zu können.

Vom 1. bis 8. Januar fahre ich mit den Mädchen unseres Speisesaals (Mädchen zwischen 7 und 12 Jahre. Es haben sich bis jetzt 50 angemeldet). Vom 8. bis 15. sind die Buben dran, dann vom 16. bis 23. fahre ich zum Zeltlager mit Jugendlichen über 15 Jahre. Anschließend mit Ehepaaren. Dann kommen die Pfadfinder an die Reihe und zum Schluß die Firmungsgruppen der Mädchen. Danach mache ich eine Woche Ferien.

Wie sie sehen, langweilig wird die Arbeit hier nie, wohl aber anstrengend.

Die politische Lage hat sich kaum verändert, es hat sich eher noch verschlechtert. Die Militärregierung hat im Augenblick noch gar keine zivile Unterstützung. Gruppen, die die Regierung früher unterstützt haben, sind jetzt in der Opposition. Die Regierung hält sich nur, weil sie die Macht der Waffen hat.

Der Kardinal von Santiago hat vor 3 Monaten einige Politiker aus allen Richtungen zu einem Dialog eingeladen. Sie konnten sich einigen, auf eine Art Programm zur Rückkehr zur Demokratie, aber die Regierung ist nicht mehr dialogfähig und auch nicht dialogbereit.

Es bleibt nur zu hoffen, daß innerhalb der Streitkräfte eingesehen wird, daß das Land keinen Bürgerkrieg will und dringend Schritte zur Demokratie braucht.

Nun möchte ich mich bei allen ganz herzlich bedanken für die Unterstützung, die Sie mir

für die Erdbebenhilfe oder für den Kinderspeisesaal geschickt haben. Wer dieses weiterhin tun möchte, möge sich bitte mit Frau Ruth Fleige, Schillerstr. 61, 4370 Marl, in Verbindung setzen. Sie kennt inzwischen einen leichteren Weg.

Noch eine Erklärung möchte ich hinzufügen. Ich bleibe nach wie vor in Santiago. Einige haben gedacht, daß ich nach Iquique versetzt worden war. Die Angelegenheiten des Bischofs von Iquique erledige ich von hier aus und es wird noch so bleiben.

Nun wünsche ich allen einen gesegneten Advent und ein gadenreiches Weihnachtsfest. Möge das Christkind Sie alle reichlich segnen, damit das kommende Jahr 1986 Frieden und Freude bringen kann.

Mit herzlichen Grüßen, segnet Sie von Chile aus

P. Eduardo Cano
Casilla 12071
Santiago 5 / Chile

Südafrikas Kirchenrat spricht vom Bürgerkrieg

Karl Breyer

Südafrikas Kirchenrat, der in der vergangenen Woche unter Vorsitz des Apartheidsgegners Pfarrer Beyers Naude tagte, sprach sich jetzt dafür aus, daß wirtschaftlicher Boykott und Desinvestierungen geeignete Mittel sind, um das Regime der Unterdrückung zu Fall zu bringen. Der Generalsekretär des Kirchenrates und Nachfolger von Bischof Desmond Tutu, Pfarrer Beyers Naude, betonte außerdem, daß Südafrika nun am Rand des Bürgerkriegs stehe, und forderte die Bevölkerung zum bürgerlichen Ungehorsam auf und Gott mehr zu gehorchen als einem ungerechten System. Als während der Sitzung des Kirchenrates bekannt wurde, daß in der schwarzen township Duduza sieben ANC-Terroristen ums Leben gekommen waren, weil ihre Handgranaten russischen Ursprungs zu früh explodiert waren, unterbrach Beyers Naude die Tagung. In einer Gebetsstunde wurden die „Freiheitskämpfer“ von allen Kirchenvertretern als Helden gefeiert.

In einem Rechenschaftsbericht des SACC (South African Council of Churches) wurde bestätigt, daß die überwölbende Organisation aller Kirchen ein Einkommen von 4,5 Millionen Rand (das sind mehr als sieben Millionen Mark) im vorigen Jahr hatte. Davon wurden nur 84240,— Mark für seelsorgerische und religiöse Probleme und Arbeiten ausgegeben. Pfarrer Beyers Naude bestätigte, daß hiermit Gottesdienste, Evangelisierung, Jugend-erziehung und theologische Studien bezahlt wurden. Allein der Verwaltungsapparat, das Personal und die Leitung des Kirchenrates kosteten die ungeheure Summe von 2,246 Millionen Mark. Im Jahre 1984 wurden mehr als zwei Millionen Rand (3,12 Mio Mark) für Zwecke ausgegeben, die im Rechenschaftsbericht als Unterstützung politisch Verfolgter, der Verteidigungskosten von Terroristen und politischen Gefangenen bezeichnet wurden. Dem geheimen Asingeni-Fonds, das nach den Unruhen in Soweto im Juni 1976

zur Unterstützung politisch Verfolgter und deren Familien eingerichtet wurde, flossen mehr als 1,5 Millionen Mark zu. Pfarrer Beyers Naude war nicht bereit, Einzelheiten über die Verwendung dieses Kontos mitzuteilen, um keine Menschen in Gefahr zu bringen, wie er meinte. Von den mehr als drei Millionen Mark für „zivile Zwecke“ wurden 1065480 Mark in Schenkungen und Unterstützungen an Familienangehörige von politischen Gefangenen ausgezahlt.

Aus dem Bericht geht hervor, daß die deutschen Kirchen, die zwischen 1975 und 1981 insgesamt 52,6 Prozent der Gelder des Südafrikanischen Kirchenrates spendeten, im vorigen Jahr nur noch 23 Prozent der Mittel aufbrachten. Dagegen stiegen die gespendeten Gelder aus den Niederlanden von 6 Prozent auf 13,4 Prozent, aus den USA von 4,4 Prozent auf 14 Prozent und aus Norwegen von 0,9 Prozent auf 13 Prozent.

Pfarrer Beyers Naude, der jahrelang von der südafrikanischen Regierung mit einem „Bann“ belegt worden war, erhielt jetzt durch zwei hohe südafrikanische Polizeioffiziere eine „freundliche Nachricht“ des Polizeiministers Louis Le Grange, der ihn davor warnte, daß die derzeitige Haltung des Kirchenrates und der Aufruf zum bürgerlichen Ungehorsam auf eine Konfrontation mit der Regierung ansetze und zur Gewalttätigkeit auffordere.

Informationen aus Kirche und Welt

Ökumene

Aus der evangelischen Militärseelsorge

Militärbischof Dr. Lehming: „Illusion des Machbaren bei vielen jungen Menschen zerbrochen“ / Weniger Kirchenaustritte in der Bundeswehr als in den Zivilgemeinden / Friedensdiskussion führt Militärseelsorge viele neue Pfarrer zu / Einsätze der Soldaten in Hunger- und Katastrophengebieten gewürdigt

Die „Illusion des Machbaren“ ist nach Auffassung des evangelischen Militärbischofs Dr. Sigo Lehming in den vergangenen Jahren „bei vielen jungen Menschen zerbrochen“. Dies habe in der Bundeswehr zu einer neuen, spürbaren Religiosität der jungen Generation geführt. Das Interesse an religiösen Fragen und Antworten sei heute stärker vorhanden als vor zehn Jahren, sagte der aus dem Amt scheidende 58jährige Bischof in Bonn. Die einst von vielen Menschen gehegte Vorstellung von der Welt als dem Lebensraum, der alle Antworten auf alle Fragen bereithalte, habe sich als Irrtum herausgestellt.

Weniger Kirchenaustritte

Entsprechend hielten sich die Kirchen-Austritte von Soldaten im Verhältnis zu den Austrittszahlen in der zivilen Bevölkerung „an der unteren Grenze“. Die Anwesenheit des Militärpfarrers in den Kasernen setze die „Austrittsschwelle“ etwas höher als in den zivilen Gemeinden, denen der Pfarrer „praktisch kaum mehr begegnet“.

Zurückgehende Vakanzen

Zufrieden äußerte sich der Militärbischof über die zurückgehenden Vakanzen. Allein in den vergangenen Monaten seien 29 Pfarrer in die Militärseelsorge eingetreten. In absehbarer Zeit würden keine offenen Stellen mehr zu verzeichnen sein. Seit drei Jahren zeige sich diese deutliche Trendveränderung, wobei es sich keineswegs um von der Arbeitslosigkeit bedrohte Pfarrer handele. Lehming: „Die Friedensdiskussion in der EKD hat eigenartigerweise zu einer Bewußtseinsentwicklung bei vielen Pastoren geführt, die sich dann gerade deshalb für den Dienst in der Militärseelsorge entschieden —

das hat die Friedensdiskussion, Gott sei Dank, zum Wohl der Militärseelsorge und sicher auch zum Segen der Gemeindemitglieder erreicht.“

Mit Vorurteilen aufräumen

Lehming wandte sich gegen ein in der kirchlichen Öffentlichkeit noch immer verbreitetes Vorurteil, daß der Staat mit der Militärseelsorge eine Einrichtung habe, um mit kirchlicher Hilfe „sein eigenes Vernichtungs-Instrumentarium geistlich zu legitimieren“. Der Bischof: „Genau dazu sind wir nicht da, und das tun wir auch nicht.“

Solidarisch mit seinen Soldaten

Wenn Soldaten in Diskussionen mit der Behauptung angegriffen würden, sie ließen sich zu „Mördern“ ausbilden, müsse der Bischof als Seelsorger seiner Soldaten diesen Diskussions-Teilnehmern in aller Öffentlichkeit sagen, daß es unrecht wäre, so über die Truppenangehörigen zu sprechen. Lehming: „Wenn die Gesprächspartner, die sich um den Frieden Sorgen machen, intelligent sind, wird man von ihnen verlangen können, daß sie zu differenziertem Denken fähig sind. Haben wir es aber mit Leuten zu tun, die nur in Klischee-Vorstellungen leben und lediglich in diesen argumentieren können, mag es schwer zu vermitteln sein, daß derjenige, der eine Waffe in die Hand nimmt, dies notwendigerweise nicht tut, um zu töten.“ Man könne durchaus Menschenleben schützen, indem man eine Waffe in die Hand nimmt. Lehming: „Das Erscheinungsbild allein des Waffentragens ist noch kein Argument dafür, daß es nicht dem Frieden dienen kann, sondern nur dem Krieg.“

Unsere Rüstung tötet nicht. . .

Der Bischof würdigt insonderheit den Dienst der Soldaten, die in Hunger- und Katastrophengebieten der Dritten Welt arbeiten. Sie seien dort mit anderen Menschen tätig, die mit der Bundeswehr gar nichts zu tun hätten, vielleicht nicht einmal etwas zu tun haben wollten. Es gebe in den Streitkräften viele Menschen, die gerade ihren Dienst in der Truppe dann als beson-

ders sinnvoll ansehen, wenn sie solche Hilfe leisten können. Damit könnten sie deutlich machen, daß nach ihrer eigenen Entscheidung die Bundeswehr gar nicht für den Krieg, sondern für die Erhaltung des Friedens da sein solle. „Dies ist eine Art von Friedensarbeit.“

Als Nachfolger von Dr. Lehming wurde am 22. Oktober 1985 in Bonn-Bad Godesberg Prälat Heinz-Georg Binder in sein Amt als neuer evangelischer Bischof eingeführt. Binder, der diese Aufgabe wie seine Vorgänger im Nebenamt ausübt, ist gleichzeitig Bevollmächtigter des Rates der EKD am Sitz der Bundesrepublik Deutschland. (prs)

PS: Die Redaktion „auftrag“ dankt dem scheidenden Bischof Dr. Lehming für sein engagiertes Wirken und wünscht seinem Nachfolger, Prälat Binder, Gottes Segen für sein nicht einfaches Amt.

Kirche in Kasernen

Erstmals gemeinsame Darstellung der evangelischen und katholischen Militärseelsorge / „Maßgebliche Bedeutung“ ökumenischer Arbeit bei der Truppe betont / „Kein Erfüllungsgehilfe der Bundeswehr“

Erstmals verwirklichten die evangelische und katholische Militärseelsorge unter dem Titel „Bundeswehr und Kirchen“ eine gemeinsame Darstellung ihres Dienstes unter den Soldaten. Sie gibt einen Überblick über die Entstehung beider Zweige der Militärseelsorge und wesentliche „Stationen“ in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart. Ferner informiert die Publikation über staatskirchenrechtliche Grundlagen der Arbeit beider Konfessionen in der Truppe, die „organisatorisch in fast spiegelbildlicher Entsprechung“ aufgebaut ist. Nicht verleugnet wird dabei jedoch das jeweils „eigene kirchlich-konfessionelle Profil“.

An Beispielen aus langjähriger Praxis versuchten die Autoren Peter H. Blaschke und Harald Oberhem die für Außenstehende und selbst Truppenführer „oft schwer überschaubaren Strukturen“ dieser seelsorgerlichen Aufgabe deutlich zu machen. Hintergründe, Übereinstimmungen und Unterschiede sowie vielfältige Schnittpunkte in der Verantwortung von Militärggeistlichen und militärischer Führung sind

ebenso dargestellt wie Vorschriften und Erlasse im kirchlichen, öffentlichen und Verwaltungsbereich.

Hervorgehoben wird, daß „die Militärseelsorge weder als Organisations-Element noch vom kirchlichen Auftrag her Bestandteil der Streitkräfte oder Erfüllungsgehilfe der Bundeswehr-Führung“ sei. Die Kirchen verstünden ihre Tätigkeit im Sinne gesamtkirchlichen Wirkens „am einzelnen Menschen“. Sie praktizierten dies in voller Eigenständigkeit. Durch die Schaffung der Militärseelsorge sei dem per Grund- und Soldatengesetz zugestandenen Anspruch der Staatsbürger in Uniform auf Seelsorge und ungestörte Religionsausübung Rechnung getragen worden.

Nach Meinung der Verfasser komme der ökumenischen Bewegung auch in der Militärseelsorge „maßgebliche Bedeutung“ zu. Die Besonderheiten militärischen Dienstes verlangten von den Militärpfarrern beider Konfessionen „gegenseitige Unterrichtung, Unterstützung und gemeinsame Planung“.

„Bundeswehr und Kirchen“, 200 Seiten, herausgegeben von Dr. Hubert Reinfried und Generalmajor a.D. Hubert F. Walitschek, Walhalla und Praetoria-Verlag, Regensburg. (prs)

„Auch Soldaten handeln christlich“

Militärdekan warnt vor Kirchenaustritten von Truppen-Angehörigen / Scharfe Kritik an „Düsseldorfer Erklärung“ / „Alternativen zur gegenwärtigen Sicherheitspolitik mit politischer Vernunft und militärischem Sachverstand diskutieren“

„Auch Soldaten der Bundeswehr handeln christlich. Sie sehen ihren Dienst als Verteidigungsauftrag an, um Frieden und Freiheit unseres Volkes zu schützen.“ Mit diesen Worten wendet sich der Düsseldorfer Militärdekan Johannes Ottmeyer (55) gegen eine auf dem Evangelischen Kirchentag postulierte „Düsseldorfer Erklärung“, welche die Gültigkeit der These 8 der Heidelberger Erklärung von 1959 in Frage stellt. Diese besagt, daß die Kirche „die Beteiligung an dem Versuch, durch das Dasein von Atomwaffen einen Frieden in Freiheit zu sichern, als eine heute noch mögliche christliche Handlungsweise“ anerkenne.

Würden sich der sogenannten „Düsseldorfer Erklärung“ nicht nur Kreissynoden — wie seit dem Kirchentag geschehen —, sondern auch Landessynoden anschließen, wären zahlreiche Kirchaustritte von Soldaten „nahezu zwangsläufig“, und „tiefgreifende Veränderungen der Volkskirche würden nicht ausbleiben“, warnte Dekan Ottemeyer anlässlich der am Freitag, 15. November 1985, zu Ende gegangenen Landes-synode Westfalen in Bethel bei Bielefeld.

Er warf dem Kirchentag vor, durch ein Informations-Blatt in mißverständlicher Weise die „Düsseldorfer Erklärung“ mit dem an sich begrüßenswerten Aufruf zu einem Friedenskonzil verbunden zu haben. Das Blatt wurde bisher in über 30 000 Exemplaren in Kirchengemeinden verteilt.

Die „Düsseldorfer Erklärung“, so Ottemeyer, erwecke den Anschein, als sei die nukleare Abschreckung einziger Inhalt der Sicherheitspolitik. Sich gerade in jüngster Zeit hoffnungsvoll entwickelnde Verhandlungen auf politischer Ebene würden negiert. Zudem unterstellten die Verfasser, daß „unsere Rüstung nicht mehr dem politischen Ziel der Kriegsverhinderung dient“. Als Unterstellung „wider besseres Wissen“ bezeichnete er der Militärdekan, wenn man Soldaten der Bundeswehr Angriffsabsichten nachsage.

Ottemeyer widersprach der „Düsseldorfer Erklärung“ auch darin, daß Beteiligung an der Abschreckung Sünde, die Verweigerung aber allein christliches Handeln sei. „Mir scheint, daß den Autoren solcher Resolutionen die Tiefe menschlicher Schuldverflochtenheit nicht hinlänglich bewußt ist. Wer kann gewährleisten, daß Verweigerung des Schutzes für unser Land zu weniger Blutvergießen führen wird?“

Ottemeyer lehnte jeden Versuch ab, Kriege theologisch zu rechtfertigen. Er forderte, „Alternativen zur gegenwärtigen Sicherheitspolitik mit politischer Vernunft und militärischem Sachverstand zu diskutieren“. Das Evangelium mache frei zu verantwortlichem Tun, es könne politische Verantwortung niemals ersetzen. Die Bereitschaft, durch Verteidigung mit atomaren Waffen „die Begehrlichkeit anderer im Keim zu ersticken“, sei aber nicht weniger christlich als die Bereitschaft einzukalkulieren, „daß das Land Frieden und Freiheit verliert und zum Spielball

fremder Mächte werden kann — Vertrauen auf Gott schließt menschliche Vorsorge nicht aus, sondern ein“.

Johannes Ottemeyer ist als evangelischer Wehrbereichsdekan III in Düsseldorf gemeinsam mit 23 Militärpfarrern für die Seelsorge an mehr als 30 000 Soldaten der Bundeswehr und ihren Familien in Nordrhein-Westfalen verantwortlich. (prs)

Hier sind Familien gern gesehen

Über 70 Familienferienstätten erwarten Familien

Der Katholische Arbeitskreis für Familien-Erholung weist darauf hin, daß in diesen Wochen seine ihm angeschlossenen Träger mit der Vorbereitung und Ausschreibung der Familienerholungsangebote 1986 befaßt sind. In über 70 Familienferienstätten mit rund 10 000 Betten und in weiteren angemieteten geeigneten Häusern und Familienferiendörfern bieten die rund 60 Träger für Familien vom Süden bis zum Norden Deutschlands vielerlei Möglichkeiten, als ganze Familie einen Ferienaufenthalt in familienfreundlichen Häusern gemeinsam mit anderen Familien zu erleben.

Die vielfältigen Angebote für Hobby, Gespräch, Spiel und andere Freizeitaktivitäten verhelfen dazu, daß es zu einem neuen Ferienerlebnis für die ganze Familie kommt.

Den Gemeinschaftsprospekt des Katholischen Arbeitskreises, aus dem sämtliche Anbieter von Familienferienstätten sowie weitere Informationen (z.B. Zuschüsse) ersichtlich sind, fordert man unter folgender Anschrift an: Katholischer Arbeitskreis für Familien-Erholung im Familienbund der Deutschen Katholiken, Kolpingplatz 5—11, 5000 Köln 1 (Tel.: 0221/2038-221).

Salem Zeitung

Afrika ist nicht allein durch seine Hungerkatastrophen ein brisanter Erdteil. Auch die vielen menschlichen Fehler — verfehlte Grenzziehung ohne Berücksichtigung der Stammeszugehörigkeiten, Einführung von Monokulturen, Ausbeutung durch Kolonialmächte, unterschiedliche Entwicklung benachbarter Länder usw. — sind schuld daran, daß dieser große Kontinent nicht zur Ruhe kommt.

So berichtet die Salem Zeitung von der Not in Uganda, von Einzelschicksalen, vom Einsatz in Namibia, von der Not Behinderter bis hin zu der hinzukommenden Not Weißer in Südwestafrika. So sei es durch Schließung von Fabriken zu echten Notlagen gekommen. In ökumenischer Weise hilft hier das Hilfswerk „Bruderschaft Salem“, 8652 Stadtsteinach. Das Werk ist als gemeinnützig anerkannt (Postscheckkonto: Frankfurt, Kto.-Nr.: 299 210-609).

Roms Autorität zu stärken für den Dialog

So lautet die Überschrift eines beachtenswerten Artikels in der Bonner Rundschau vom 12. 12. 1985 von Dr. H. Heinen.

Darin wird von der Außerordentlichen Synode der Bischöfe in Rom berichtet. Die Bischöfe hätten versucht festzustellen, was sich in der Kirche 20 Jahre nach den Konzil tut.

Sie stellten fest: Es gebe kein Zurück hinter das Konzil. Im Gegenteil, die Kirche müsse auch heute im Dialog mit der Welt bleiben und an ihren Freuden und Ängsten teilhaben. Die Missionierung der Herzen sei notwendig, um — nach Johannes Paul II. — „der modernen Gesellschaft eine Seele zu geben“.

Verfolgung und Gewalt seien zu verurteilen, die hohe Zielsetzung für Liebe, Ehe, Sexualität sei beizubehalten. Dem Gestrauchelten gehöre aber dennoch die Liebe der Kirche. Größte Sünde sei es, daß Menschen dahin gebracht würden, die Macht des Bösen als Geschwätz abzutun. Die von Christus eingesetzte Kirche habe ihr Amt als Dienst, nicht als Machtanspruch zu verstehen. Das Petrusamt bleibe aber Herzstück zur Bewahrung „Seiner Kirche“.

Das Kernstück der Reformation, die Rechtfertigung des Menschen durch Christus und seinen Tod am Kreuz, gelte auch in Rom.

Die Einheit der Kirche und die Vielfalt echten christlichen Lebens in Glaube und Liebe seien zu erhalten.

Schöpferische Pause

Eine Bildungsfreizeit für ältere Menschen, auf neudeutsch „Senioren“, bietet die Heimvolkshochschule St. Hedwigs-Haus im Teutoburger

Wald an. Vom 28. Februar bis zum 14. März 1986 bieten erfahrene Pädagogen als Freizeitingenieure ein vielfältiges und interessantes Programm an, in dessen Verlauf aktuelle Tagespolitik diskutiert und theologische Fragen behandelt, aber auch über Gesundheit und neue Technologien informiert wird.

Wanderungen, Ausflüge, Gymnastik, Tanz und Spiele sind für das körperliche Wohlbefinden vorgesehen. Ein katholisches Haus kümmert sich natürlich auch um die Seelen seiner Gäste und bietet gemeinsame Gottesdienste an. Was das eingespielte Küchenteam auf den Tisch bringt, soll Leib und Seele zusammenhalten.

Nähere Informationen und ein detailliertes Programm — insbesondere zu Ostern — können angefordert werden bei:

HUHS St. Hedwigs-Haus e.V.
Hermannstraße 86
4811 Oerlinghausen
Tel.: 05202/1092

(Fordern Sie einen Tagungsplan an.)

AGEH sucht Fachkräfte

Für unsere kirchlichen und gemeinnützigen Partner suchen wir katholische Fachkräfte, die offen sind für die Begegnung mit Menschen anderer Kulturen — Fachkräfte mit der Bereitschaft zur Brüderlichkeit — als Christen. Es geht um eine Aufgabe, die mehr ist als ein Job, die mehr verlangt, als „nur“ Fachkraft zu sein.

Als Voraussetzungen erwarten wir eine abgeschlossene Ausbildung, mehrjährige praktische Berufserfahrung und ein Mindestalter von 25 Jahren.

Gesundheitswesen

Arzt	Kenia
2 Ärzte	Namibia
Arzt	Niger
4 Ärzte/Ärztinnen	Nigeria
(Gynäkologie, allg. Medizin, Chirurgie)	
Arzt	Tansania
Arzt	Simbabwe
Krankenschwester	Brasilien
Krankengymnast/in	Burkina Faso
Unterrichtspfleger/in	Papua Neu-Guinea

Unterrichtsschwester (Hebamme) Papua Neu-Guinea
 Krankengymnastin Tansania

Handwerk/Technik

Maurer	Burkina Faso
Brunnenbauer	Ghana
Schreinermeister	Guinea
Rundfunkfachmann (Meister/Ing.)	Haiti
Wasserbau-Ingenieur	Kenia
Schuhmachermeister/ Orthopädeschuhmacher	Marokko
Bau-Ingenieur	Niger
Orthopädiemechaniker	Pakistan
Maurer	Tansania
Maschinenbaumeister	Zaire
Landmaschinenmechaniker/ Werkzeugmacher/ Machinenschlosser	Elfenbeinküste
Kfz-Mechaniker	Tschad
Landmaschinen-Mechaniker	Tansania
Baufachmann	Tansania
Bautechniker	Guinea

Landwirtschaft

Agar-Ing.	Guinea
Landwirtschaftsberater	Kenia
Landwirt	Namibia
Kulturtechniker/Bau-Ing.	Niger
Agrar-Ing.	Senegal
3 Landwirte/Agrar-Ing.	Tansania
Forstwirt	Tansania
Agrarökonom/Verwaltungsfachkraft	Zaire

Sonstige

Mitarbeiter (kirchl. Entw.büro)	Äquat. Guinea
3 Pädagogen	Guinea
(Vorschulbereich, akad. Ausb., Hauswirtsch.) Mathematiklehrer	Sudan
Koordinator	Elfenbeinküste
Berater (Landwirtschaft)	Lateinamerika
Leiter (Verwaltung)	Sudan
2 Berater	Tansania

Bedingungen der Mitarbeit: 3-Jahres-Vertrag mit dem einheimischen Projektträger, der u.a. folgende Leistungen sichert: Unterhaltsgeld, soziale Sicherung (Renten-, Kranken-, Unfallversicherung), Reise- u. Gepäcktransportkosten,

Wiedereingliederungshilfe, Familien reisen gemeinsam aus. Vor der Ausreise bieten wir Ihnen eine umfassende Vorbereitung, während der Mitarbeit weitere Fortbildungsmöglichkeiten.

Wenn Sie interessiert sind, schreiben Sie uns unter der Kenn-Nr. AB 05/85.

Presseinformation

Soeben erschien der 72. Jahrgang des vom *Verband katholischer Verleger und Buchhändler* herausgegebenen LR-LITERATURREPORT. Das von Herrn Karl Heinz Seidl redigierte interessante Kundenmagazin enthält lesenswerte Beiträge und Literaturberichte, z.B. zu den Themen „Die schwierigen Wege zum literarischen Ruhm“, „Bleibende Hoffnung – 20 Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil“ und „Angst verstehen – Angst bewältigen“. Im Mittelpunkt des 88seitigen Heftes stehen über 600 qualifizierte Besprechungen neuer Bücher. Diese von unabhängigen Fachleuten verfaßten Rezensionen vermitteln eine ausgewogene Übersicht und viele lohnende Buchhinweise. Die Sachgebiete reichen von Romanen und Biographien über Kunst und Religion, Kinder- und Jugendbücher bis zu Geschichte und Naturwissenschaften. Der LR-LITERATURREPORT bietet damit allen Buchfreunden eine sachgerechte Orientierung der wichtigsten Neuerscheinungen auf dem deutschen Buchmarkt und viele wertvolle Informationen.

Der LR-LITERATURREPORT ist durch jede Buchhandlung oder beim VKB, Lehenstraße 31, D-7000 Stuttgart 1, zu beziehen (DM 7,50).

Südafrika: Die Bemühungen des Pieter Botha

Während die Unruhen in den Städten von Schwarzen und Mischlingen anhalten, bemüht sich die südafrikanische Regierung von Tag zu Tag mehr, zu ihrer Wette zu stehen: zu einer institutionellen Lösung zu gelangen, ohne internationalem Druck noch revolutionärer Gewalt zu weichen. In einem offiziellen Kommuniqué vom 10. September 1985 ist noch einmal an die Richtung erinnert worden: „Unser Ziel bleibt die politische Beteiligung aller Gemeinschaften auf höchster verfassungsmäßiger Ebene. Wir bleiben dem Prinzip der Mitverantwortung bei

Entscheidungen von nationalem Interesse verbunden. Wir halten unsere Zusage aufrecht, die Rechte der Minderheiten zu schützen.“ Botha sucht eine weitreichende Konsultierung mit den traditionellen schwarzen Führern in Gang zu bringen, aber auch mit dem neuen politischen Element, das die Gewählten der schwarzen Gemeinden bilden. Die eine der zur Diskussion stehenden Lösungen ist zugleich kühn und ausgewogen: Es würde sich darum handeln, gleichzeitig zu einer Verlagerung zahlreicher Kompetenzen an Bundesstaaten, die nach dem Prinzip der Homelands gebildet sind, und an die Bildung eines überparlamentarischen Organismus, in dem alle Gemeinschaften vertreten wären, zu kommen. Dieser Organismus wäre zuständig auf dem Gebiet von Außenpolitik, Verteidigung und Bewirtschaftung des Landes.

Die Drohung mit westlichen Wirtschaftssanktionen wird weiterhin durch den Großteil der gemäßigten schwarzen Führer, dabei an erster Stelle Buthelezi, schlecht aufgenommen. Solche Sanktionen gehen in der Tat gegen die Interessen der Mittelklasse, die in in Südafrika innerhalb der schwarzen Gemeinschaft zunehmend entsteht: Obwohl noch ungeheure Anstrengungen zu machen bleiben, haben die letzten zehn Jahre eine spektakuläre Verbesserung der Lebensbedingungen der Schwarzen gebracht. Deren Durchschnittseinkommen hat sich um 68% vermehrt, während das der Weißen um 7% sank. Sicher bleibt der Unterschied der Geldmittel erheblich: Ein weißer Maurer muß z.B. 4 Min. für ein kg Reis arbeiten, ein schwarzer Busfahrer 12 Min. Bei einem Fernsehgerät liegen die Zahlen bei 125 bzw. 363 Stunden. Aber um den gleichen Fernseher zu kaufen, muß ein Franzose 106, ein Bürger der Sowjetunion ... 701 und einer von Zaire ... 1800 Std. arbeiten! Mehr als 100000 Schwarze üben heute einen freien Beruf aus, einen technischen Beruf 80000, und 300000 sind Büroangestellte.

Was das kürzliche Tagesereignis betrifft, wäre es schwierig für uns, dieses Kapitel abzuschließen, ohne zu erwähnen, daß Moloise, dessen Hinrichtung durch die westliche Presse so wortreich verurteilt worden ist, erst im Gefängnis sein „Talent“ als Dichter entdeckt hat. Er war verur-

teilt worden, weil er einen schwarzen Polizisten durch Schuß in den Rücken getötet hatte.

(MAG-INFO, Nr. 327-3)

Salvador: Ein Krieg, der endet?

So schlecht die letzten Jahre für den Westen waren, so zeigen aber wenigstens drei Fakten, daß die Guerilla dabei ist, die Partie in Salvador zu verlieren. 1. Zeichen: Die Zahl der Guerilleros, die sich der Armee ergeben, wächst jedes Jahr: 200 in 1982, 700 in 1983, 1200 in 1984. Die Subversion kann nur noch mit 4000 bis 5000 Mann rechnen. 2. Zeichen: Die Bevölkerung steht jetzt der Guerilla ganz feindlich gegenüber: Einer der wichtigsten Führer, Miguel Castellanos, kürzlich mit dem Regime ausgesöhnt, gesteht, daß er schon seit mehreren Monaten Kräfte anwerben mußte. 3. Zeichen: Die Guerilla gibt militärische Aktionen auf, um zum Stadt- und „klassischen“ Terrorismus zurückzukehren (Entführung, Morde)! Das ist für sie eine Rückkehr zu den Anfängen, mit einem beträchtlichen Handicap: El Salvador hat jetzt von allen anerkannte Institutionen und Führer. Unter diesen Bedingungen ist die einzige der Guerilla, der FMLN, verbleibende Waffe die wirtschaftliche. 400000 Flüchtlinge, eine galoppierende Verstädterung, sehr große Arbeitslosigkeit... Die Wirtschaft bleibt der Schwachpunkt des Regimes trotz der seit 1980 von den USA bewilligten 600 Millionen Dollar. Eine noch schwerere Aufgabe als die bisherige erwartet Duarte.

Nach dem zuvor Gesagten war es unvermeidlich, daß die Guerilla zuletzt versuchte, Duarte moralisch zu zerbrechen. Das war ganz offensichtlich das Ziel der Entführung seiner ältesten Tochter Ines Guadalupe, 35 Jahre alt und Mutter von drei Kindern. Zuerst die internationale Verurteilung fütternd, hat die FMLN in der ersten Zeit eine vorgespielte Forderung durch eine unbekannte kleine Gruppe gestellt. Der Westen hat mit unnützer Vorsicht geschwiegen. Die offizielle Forderung ist am 22. Oktober gekommen, anderthalb Monate nach der Entführung. Von Anfang an forderten die Entführer die Freilassung von zwei Guerilla-Führern, Nina Diaz und Napoleon Romero. Schließlich sind außerdem 96 Invalide und 20 politische Gefangene gegen Ines Duarte und ihre Begleiterin Cäcilia Vil-

leda ausgetauscht worden. Die Verhandlungen haben die Verwicklung Nicaraguas und alle Verbindungen bezüglich der in Managua endenden Entführung gezeigt. Wer könnte trotzdem noch daran zweifeln? Die Verhandlungen sind dagegen als Erfolg für die Guerilla empfunden worden. Duarte wird beschuldigt, sogar in seiner Hauptstadt, „nachgegeben“ und der Moral der Armee einen Schlag versetzt zu haben, Washington wahrt seinerseits größte Zurückhaltung. Wie um den Kritiken recht zu geben, unternahm die FMLN nur wenige Tage nach der Vereinbarung eine neue Entführung und kidnappte den Direktor der salvadorianischen Zivilluftfahrt, Colonel Avalos.

(MAG-INFO, Nr. 327-2)

Das Geheimnis des Papstes

Schon bei manchem hat die Ausgeglichenheit und das ungekünstelt anteilnehmende Auftreten Papst Johannes Pauls II. Bewunderung hervorgerufen. Der amerikanische Erzbischof Justin Rigali, der im diplomatischen Dienst des Heiligen Stuhls in Rom steht, versuchte in einem Interview das Geheimnis der beeindruckenden

Persönlichkeit des Papstes aus dem Osten, den er auf acht Reisen begleiten konnte, zu deuten. „Er hat eine unheimliche Fülle an geistlicher Energie. Man muß die gesamte Erscheinung dieses Mannes sehen. Seine spirituelle Kraft durchzieht seine ganze psychische Energie.“ Sein Gebetsleben gebe dem Papst auch seine physische Spannkraft: „Ich weiß nicht, wie das geht, weil es geheimnisvoll ist. Ich weiß nur, daß diese Tatsache besteht. Ich bin überzeugt, daß sein wirkliches Geheimnis in seinem Gebetsleben, seiner geistlichen Gemeinschaft mit Gott liegt.“ Zu diesem Geheimnis zähle auch wesentlich seine „große Gelassenheit“, die ihn trotz innerster Anteilnahme an den vielen Schwierigkeiten nicht aus der Ruhe kommen lasse. „Sie befähigt ihn, all diesen Krisen und Problemen zu begegnen und ihnen das göttliche Element des Friedens Gottes entgegenzubringen, sie alle im Zusammenhang mit dem Evangelium und dem Wort Gottes zu sehen.“ Der innerste Ruhepol seiner Gelassenheit „spiegelte sich in seiner ersten Ansprache, als er Papst wurde und sagte, daß die Allerseligste Jungfrau ihm helfen würde“, unterstrich der Erzbischof.

(idu, Nr. 433)

Wer trägt die Schuld?

Wir suchen jemand,
dem wir unsre Schuld aufladen,
weil wir mit ihr
nicht leben wollen.

Wir suchen jemand,
der die Strafe auf sich nimmt,
weil wir die Folgen
unsrer Taten fürchten.

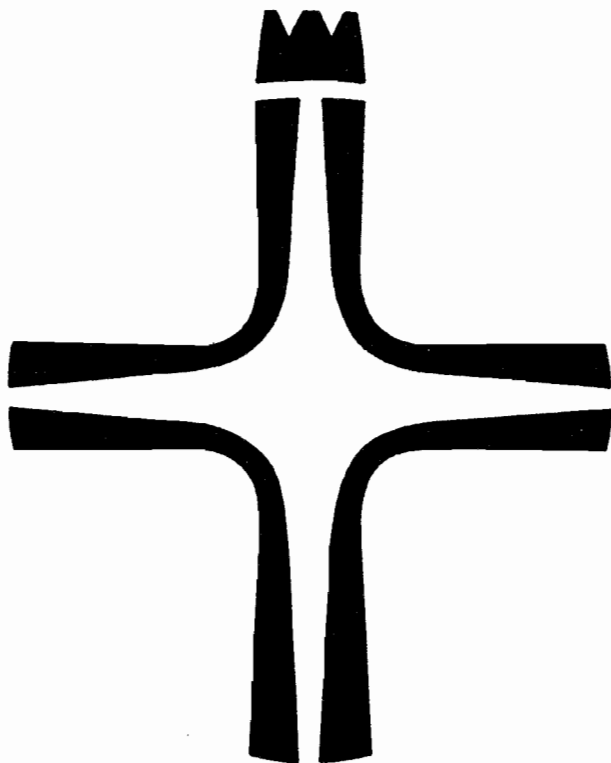
Wir suchen dich, Herr,
der uns von der Schuld befreit,
weil wir uns selber
nicht erlösen können.

Du, Herr hast uns
auf dich genommen
und alle Schuld,
die wir verdient.

Was wir gefehlt,
was wir getan,
hast du getilgt
mit deinem Blut.

Dies ist das Zeichen
deiner Herrschaft,
deiner Liebe,
der Erlösung.

paul roth



„auftrag“ ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Herausgeber: GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS)

Redaktion:

Helmut Fettweis (Oberst a.D.), Chefredakteur
Wilhelm Lehmkämer (Oberstleutnant a.D.), Gesellschaft und Kirche
Helmut P. Jermer, Hauptmann, Information, Beiträge z. Frieden

Brief-Zuschriften: auftrag, Postfach 200125, 5300 Bonn 2

Überweisungen: auf Konto Nr. 2532786 BLZ 38040007 Commerzbank Bonn,
Zweigstelle Adenauerallee oder 165035-506 Postscheckamt Köln — General-
vikariat des Katholischen Militärbischofs — Vermerk: „Spendenkonto der GKS“

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und mit Genehmigung der
Redaktion.

Druck: Köllen Druck & Verlag GmbH, 5305 Bonn-Oedekoven, Schöntalweg 5

Nachbestellungen gegen eine Schutzgebühr von 5,— DM an den ausliefernden
Verlag.